

ANNA LANGFUS

SALZ UND SCHWEFEL



Verlag Autonomie und Chaos  
Leipzig \ Berlin 2023

Die Erstausgabe dieses autobiografisch fundierten Romans von Anna Langfus, einer jüdisch-polnischen Überlebenden des NS-Terrors, erschien 1960 auf französisch unter dem Titel LE SEL ET LE SOUVRE. Eine englische Ausgabe kam 1962 (THE WHOLE LAND BRIMSTONE). Erst 2008 erschien in Polen eine polnische Übersetzung; sie trägt den Titel SKAZANA NA ŻYCIE (*Zum Leben verurteilt*).

Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel SALZ UND SCHWEFEL im Lucas Cranach Verlag München (1964).

Auf ihr beruht die vorliegende einzige deutsche Wiederveröffentlichung.

Einige Abbildungen, Literaturempfehlungen sowie Fußnoten und ein Nachwort wurden hinzugefügt.

Nachwort zur Neuauflage (2023) 338

Anna Langfus:

*Kobieta w futrze – Eine Frau im Pelzmantel* 351

Polen und Juden –

Literaturempfehlungen 357

© 2023 für diese Ausgabe

Verlag Autonomie und Chaos Leipzig/Berlin

Hrsg. Mondrian Graf v. Lüttichau

**ISBN 978-3-945980-87-3**

*Diese Veröffentlichung kann für den Privatgebrauch  
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.*



*...Schwefel und Salz,  
eine Brandstätte  
ist sein ganzer Boden ...  
5. Mose 29*

## DIE VORBEREITUNG

Wenn Luka lachte, warf er den Kopf nach hinten, und man sah nur noch seinen Bauch zittern. Man hätte meinen können, daß dieser Bauch die sonderbaren Töne ausstoße, die von Lukas Fröhlichkeit Kunde gaben. Der Zeugen dieses kritischen Moments bemächtigte sich jetzt eine gewisse Unruhe, so sehr ließ diese Folge von kurzen, erstickten Schreien an eine grausige Mordtat denken, die gerade im Gang sein könnte. Luka lachte, und wir haben sie vielleicht deshalb nicht kommen hören.

Als wir sie bemerkten, waren sie schon über uns und strichelten den gleichmäßig blauen Himmel. Sie glänzten in der Sonne wie kleine, wertvolle Präzisionsgeräte. Meine Mutter betrachtete sie mit Entzücken; in ihren Augen tanzten Funken. Ich betrachtete meinen Mann, der mir zu Füßen saß und der die Hand an die Augen gehoben hatte, um sie gegen die Sonne abzuschildern. An diesem Tag waren wir alle auf dem Balkon und hatten gerade gegessen. Die Blätter im Garten erschienen im Gegenlicht wie aus Metall herausgeschnitten. Zwei Arbeiter reparierten einen Zaun. Sie arbeiteten langsam; auch sie schienen ermattet von der außergewöhnlichen Hitze dieses Septembertages. Weitere Flugzeuge waren aufgetaucht, als habe das Blau sie herbeigerufen; sie bemühten sich jetzt, ein unsichtbares Netz zu spinnen.

"Schaut mir das bloß an, schaut nur –", sagte jetzt Luka; sein Kopf war wieder auf die Schultern zurückgekehrt. "Soll mir keiner erzählen, wir können uns nicht verteidigen können. Seht euch das mal an und gebt zu, daß wir uns damit Respekt verschaffen können. Da ist was da ... Polen rüstet sich", und in seiner Stimme schwang männliche Entschlossenheit.

Mein Vater hatte sich gerade die dritte Tasse Tee eingegossen und lächelte wohlwollend. Wie von einem plötzlichen Schauer durchfahren erwachten die Bäume im Garten, ohne daß sich der leiseste Windhauch bemerkbar gemacht hätte. Die zweite Bombe fiel jenseits des Zaunes, wo die beiden Männer arbeiteten. Ich sah, wie sie sich zu Boden warfen. Mein Vater verharrte einen Moment, mit der Tasse an den Lippen, und stellte sie dann behutsam zurück, als sei ihm ihre äußerste Zerbrechlichkeit zu Bewußtsein gekommen. Luka wiederholte kläglich: "Das ist ein Irrtum, sag' ich euch, ein Irrtum, einfach ein Irrtum –"

Meine Mutter hatte die Augenbrauen zu einer steilen Falte zusammengezogen, die alles Jugendliche aus ihrem Gesicht entweichen ließ. "Geht ins Haus, Kinder!" rief sie uns zu. "Schnell hinein!"

Ihre Stimme klang wie eine schlechte Nachahmung ihrer selbst. Folgsam gingen wir ins Eßzimmer zurück und setzten uns am großen Tisch an unsere gewohnten Plätze, ohne eigentlich zu wissen, warum. Wir hörten, wie ein Fenster der Wohnung nach dem anderen geschlossen wurde. Es war meine Kinderfrau, die eilig unsere kleine Welt vor der Unordnung draußen abriegeln wollte. Die Explosion der dritten Bombe und das Klirren, mit dem unser Kristallüster mitten auf den Tisch herabstürzte, kamen fast gleichzeitig. Niemand rührte sich, nur Luka wand sich verzweifelt, um aus einem Polstersessel aufzustehen, den er nur allzu gut ausgefüllt hatte. Ich beobachtete gerade vor mir ein Stück von dem Lüstergehänge, an dem das Licht seinen Farben freien Lauf ließ. Ein Stuhl wurde zurückgeschoben, ich hob die Augen und sah meine Mutter im Nebenzimmer verschwinden. Im gleichen Moment warf ich einen Blick auf das Gesicht meines Mannes. Ein breiter Streifen Blut lief quer über seine Stirn.

Einen Augenblick lang erschien vor meinen Augen eine Zeichnung aus einem meiner alten Geschichtsbücher, auf der in einem Kellergewölbe ein Mann gemartert wird – dann nahm ich Jakob heftig in die Arme. Ich konnte nur immer seinen Namen wiederholen, von einem neuen, unerträglichen Gefühl war mir die Kehle zugeschnürt. Er dagegen glaubte, ich habe ganz einfach Angst vor den Flugzeugen, und versuchte mich zu trösten: "Sie sind fort," sagte er, "sie kommen nicht zurück, das ist jetzt vorbei."

Hinter mir hörte ich meine Kinderfrau schreien: "Jesus Maria, Sie sind ja verletzt, Herr Jakob ..."

"Ich?" antwortete Jakob erstaunt und schob mich sanft zur Seite. Als er sich mit der einen Hand über die Stirn fuhr, zog er sie voll Blut zurück.

Meine Mutter kam wieder herein, beladen mit einer ganzen Apothekeausrüstung. Energisch bemächtigte sie sich meines Mannes und wusch mit kleinen, geschickten Bewegungen seine Wunde, desinfizierte sie und befestigte den Verband mit Leukoplast. Indessen wiederholte die Kinderfrau unaufhörlich: "Das ist das Ende der Welt, das ist das Ende der Welt ..."

Luka hatte sich aus seinem Sessel erhoben; er blieb aufrecht stehen und beobachtete bestürzt die Bemühungen meiner Mutter. Sein Bauch hatte etwas von seiner Anmaßung verloren, er schien jetzt eher etwas herabzuhängen, so wie ein halb entleerter Ballon. Noch einmal machte er einen schüchternen Versuch, sich selbst Sand in die Augen zu streuen: "Es ist bestimmt ein Irrtum. Das kann vorkommen, daß bei den Manövern ein Versehen passiert ..."

Das eigentliche Bombardement begann; wir hatten bisher nichts als das Vorspiel hinter uns gebracht. Die Bomben fielen nahezu ununterbrochen, sie explodierten bald weiter weg, bald in der Nähe, so daß uns abwechselnd das Herz stockte, um dann wieder wie rasend zu schlagen. Die auf dem Tisch liegenden Stücke des zerbrochenen Lüsters begannen plötzlich zu vibrieren, etwas wie ein zitterndes Spiel aus Licht und Farben entstand. Wir hörten, wie die Scheiben in einem Zimmer klirrend zersplitterten. Ich beobachtete, daß der kleine Schnurrbart meines Vaters

auf einer Seite zitterte, auf eine völlig lächerliche Weise, wie bei einem nervösen Anfall. Luka seinerseits klammerte sich an den Geschirrschrank. Von Jakob unterstützt, bemühte Mama sich, die in alle vier Ecken des Zimmers verstreuten Lampenscherben aufzulesen. Sie machte das in aller Ruhe, mit einem würdevollen Ausdruck, als sei es das einzige, was vernünftigerweise jetzt zu tun sei, um die Ordnung wiederherzustellen.

"Glauben Sie, Frau Maria, daß das noch lange dauern wird?" fragte eine schwache Stimme, die Luka gehörte. "Ich muß nach Hause. Ja, wahrhaftig," wiederholte er hartnäckig, "ich muß nach Hause gehen."

"Wenn Sie dazu den Mut haben, gehen Sie! Wenn nicht, warten Sie und halten Sie sich ruhig."

Luka setzte sich über seine Angst hinweg und warf meiner Mutter einen bösen Blick zu.

"Es hat den Anschein, als ob sie mit den Juden keinen Spaß verstehen." Er ließ einige Sekunden verstreichen, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, deren einziger Erfolg jedoch war, daß der Schnurrbart meines Vaters wieder zu zucken begann; dann sprach er weiter, sorgfältig die Silben betonend: "Es hat den Anschein, als ob sie mit den Juden überhaupt keinen Spaß verstehen."

Das Haus zitterte und mir war, als schwanke der Boden unter meinen Füßen. Luka hatte nun wieder seine dünne Stimme, unterwürfig und unsicher: "Vielleicht wäre es gescheiter, in den Keller zu gehen."

"Die Kellertreppe ist gleich unter der Treppe rechts", bemerkte ich.

Ich fand ihn überhaupt nicht mehr spaßig. In diesem Augenblick mochte ich ihn nicht. Ich konnte es kaum erwarten, sein gemeines, leichenblasses Gesicht nicht mehr sehen zu müssen. Aber es war nicht nötig, ihm den Weg zu zeigen. Kaum hatte ich fertig gesprochen, als er bereits auf die Tür zuzuging, die er hinter sich offenließ.

"Zumindest einen Verbündeten haben die Deutschen hier", stellte meine Mutter fest.

Es kam noch zu zwei oder drei dumpfen Explosionen in der Ferne, ein Flugzeug zog in sehr geringer Höhe vorüber, dann herrschte Schweigen. Das Gesicht meines Vaters entspannte sich. Er ging zum Geschirrschrank

und entnahm ihm eine Likörflasche und ein kleines Glas. Nachdem er es gefüllt hatte, wandte er sich zu uns um: "Ich muß mich stärken."

Das war seine stehende Rede, mit der er sich jeweils rechtfertigte, wenn es ihn gelüstete, sich ein Glas Likör zu leisten. Und mehr war nicht nötig, um uns glauben zu lassen, daß alles so wie bisher weitergehen, daß der Alltag, wie er uns vertraut war, unbegrenzt weitergehen würde, trotz des Krieges, trotz der Deutschen.

"Was man von den Deutschen erzählt," sagte mein Vater, "scheint mir sehr übertrieben. Was weiß man denn genau über sie, über das, was sie machen oder nicht machen? Nichts. Nichts Sicheres. Meiner Meinung nach wäre es dumm, sich von Gerüchten beeindrucken zu lassen, die niemand nachprüfen kann."

Den Ellbogen auf die Anrichte gestützt, sein Glas in der Hand, legte mein Vater in heiterer Ruhe dar, wieso es keinen Grund gebe, sich zu beunruhigen. Wir hörten ihm nicht zu. Jetzt sprachen wir alle zur gleichen Zeit, wir lachten, scherzten, wir beeilten uns, ein Gleichgewicht wiederherzustellen, das einen Augenblick lang gefährdet war.

"Wenn wir etwas Poker spielten – ?" schlug Jakob vor.

In den folgenden Tagen spielten wir viel Poker.

Wir kehrten der Zukunft bewußt den Rücken zu. Das einzige, was zählte, war: zusammen zu sein, unter uns, in unserer kleinen, geschlossenen Welt. Über die Fensterscheiben hatte wir kreuzweise Papierstreifen geklebt (um sie vorm Zersplittern zu bewahren) und betrachteten uns damit als geschützt. Die Luftangriffe konnten uns nicht mehr erreichen. Bomben fielen, wir spielten Poker.

Einer meiner alten Freunde hatte sich angewöhnt, zu uns zu kommen. Bevor er sich setzte, legte er ab jetzt eine kleine Atemmaske vor sich auf den Tisch. Damals war viel von Gasbomben die Rede. Sobald die ersten Detonationen zu hören waren, legte er die Karten nieder, sagte höflich: "Ich bitte um Verzeihung!" und zog die Maske über die untere Gesichtshälfte, um dann mit der größten Selbstverständlichkeit weiterzuspielen.

Als befänden wir uns im Innern einer Blase, die im Weltraum schwebte, fern der Erde, und wüßten nichts von der Unbeständigkeit unseres Zufluchtsortes, so spielten wir Poker, während erbarmungslos mit abertausend Bomben das Tier vorwärtsrückte, mit Tausenden von Mäulern fraß, mit seinen abertausend Armen schließlich den Tod brachte. Das Tier drang nachts in die Stadt ein, ohne Lärm, und ließ sich mitten unter den Schlafenden nieder.

Dies war eine Nacht wie jede andere; friedlich. Wie ich es als Kind und bis zu meiner Heirat getan hatte, war ich als erste schlafen gegangen; ganz natürlich hatte ich bei meiner Rückkehr in dieses Haus meine alten Gewohnheiten wiederaufgenommen. Die Stimmen der Erwachsenen – meines Mannes und meiner Eltern – drangen gedämpft zu mir und bewirkten ein Gefühl des Friedens, der Sicherheit. Es war so, wie ich es immer empfunden hatte, sobald ich in meinem Bett lag, und war begründet war darin, daß andere wachten, andere entschieden, andere wußten, was jeweils zu tun sein würde, ohne daß ich mich damit zu befassen brauchte. Dann erschien immer Nounou, die Kinderfrau, in der Hand den ewigen Nachttopf. Ich konnte protestieren wie ich wollte, mich aufregen, versichern, daß ich groß genug sei, um aufzustehen: nichts half. Nounou erklärte allenfalls mit aufgebrachter Miene: "Ganz bestimmt stehst du auf, mit nackten Füßen, und holst dir was. Ich kenn' dich nur zu gut!" Wenn ich ihr versicherte, daß ich niemals Opfer nächtlicher Nöte sei, antwortete sie gemessen, daß man das nicht im voraus wissen könne. In jedemfall ließ sie das Gefäß neben dem Bett zurück, gut in Sicht. – An diesem Abend nahm ich es in Augenschein, das gedrungene Gebilde aus weißem Porzellan, das mir die Stirn zu bieten schien. Sonst beeilte ich mich, es unter das Bett zu schieben, sobald Nounou hinausgegangen war. Aber nicht an jenem Abend. Ich konnte meine Augen nicht davon trennen, ich fand, daß es zugleich spöttisch und beruhigend aussah, ich bildete mir ein, daß es einen Ausdruck boshafter Gutmütigkeit, scherfälligen Übermuts an sich hatte. Der Nachttopf war eines von jenen einfachen und dauerhaften Dingen, auf die die alltägliche Welt gegründet ist.

Freundlicher Zwerg, Schutzgeist, Hausgott. Ich ertappte mich ungehalten, daß ich mich fragte, warum ich mich seiner schämte, wieso ich ihn um jeden Preis verstecken wollte. Und ich dachte an meine Kinderfrau, an ihre Küsse, die nach Waschlauge, nach Tabak und sonderbarerweise nach Vanille schmeckten. Bevor sie hinausging, hatte sie mir erklärt: "Er ist ein sehr ordentlicher Mann, der Herr Jakob, aber trotzdem hätte man dich noch nicht verheiraten sollen." Jeden Abend verließ sie mich mit ähnlichen Worten. Ich fühlte mich schuldig ihr gegenüber. Weil ich mit meinem Mann für ein ganzes Jahr ins Ausland gegangen war und andre Gewohnheiten, andere Lebensformen, andere Gesichter von mir hatte Besitz ergreifen lassen. Ich dachte an ihre Eifersucht auf alle die Erzieherinnen, die einander bei mir gefolgt waren und bei denen sie jedesmal irgendeinen unverzeihlichen Mangel entdeckt hatte, so daß meine Mutter, des Kampfes überdrüssig, schließlich die eine wegschickte, um eine andre zu nehmen, die sich als noch schlimmer herausstellte. Das waren freilich keine neuen Gedanken. Aber anstatt sie zu verjagen, wie ich es bisher gemacht hatte, verweilte ich an diesem Abend lange bei ihnen – ich sann meiner Kindheit nach, wie man einen letzten Blick auf eine vertraute Landschaft wirft, bevor man sie für immer verläßt.

Kurz nachdem die Kinderfrau gegangen war, kam meine Mutter durch das Zimmer. Ich rief ihr. Sie beugte sich über mich, um mich zu küssen, und ich hielt sie heftig fest.

"Was gibt es denn?" fragte sie. Ich umarmte sie schweigend. "Versuch' nochmal gut zu schlafen!"

"Glaubst du wirklich, daß sie – "

"Ich glaube, mein Kleines, du mußt jetzt schnell groß werden."

Ein Viereck aus Licht fällt ins Zimmer. Mitten drin steht mein Vater, im Pyjama, mit nackten Füßen. Einen Augenblick lang hören die Schläge gegen die Haustür auf, um dann noch stärker wieder einzusetzen. Mein Vater rührt sich nicht. Auch Jakob ist aufgewacht, hat sich im Bett aufgesetzt, horcht. Mamas Stimme dringt zu uns, noch ganz verschlafen.

"Was ist los?"

Niemand antwortet ihr. Wir sind keines Wortes, keiner Bewegung fähig, während immer ungeduldiger an der Tür geklopft wird. Meine Mutter geht rasch durchs Zimmer und verschwindet auf dem Flur. Wir hören ihre Pantoffeln klappen, als sie auf die Haustür zugeht.

"Wer ist da?" fragt sie, und ihre Stimme ist erstaunlich ruhig.

Die Antwort kommt sofort, ein einziges, deutliches Wort, dessen Gewicht augenblicklich unser hoffnungsvolles Gleichgewicht zerstört und uns in eine Welt voll Angst schleudert.

"Aufmachen!"

Ich springe aus dem Bett. Neben meinem wie gelähmten Vater stehend horche ich auf das Klicken der zurückgezogenen Kette, auf das Geräusch, das beim Aufsperrn des Schlosses entsteht, auf das leichte Ächzen der sich öffnenden Tür.

"Wir schlafen –", sagt meine Mutter auf deutsch.

"Es tut mir leid", antwortet eine unpersönliche Stimme. "Wie viele Männer haben Sie hier?"

"Zwei."

"Wie alt?"

"Dreiundfünfzig Jahre und ... hören Sie ..."

Aber der andere hört nicht. Ein schwerer Schritt nähert sich, der Lichtkegel einer Taschenlampe gleitet durch das im Halbdunkel liegende Zimmer, bemächtigt sich des Gesichts meines Vaters und läßt seinen zuckenden Schnurrbart und seine blinzelnden Lider über den erschreckten Augen erkennen. Dann bin ich an der Reihe. Das Licht richtet sich lange auf mich, bevor Jakob sichtbar wird.

"Sie," sagt der hinter dem Lichtschein der Lampe verborgene Mann, "ziehen Sie sich an und kommen Sie mit."

Ich stürze nach vorne, dringe durch den Lichtkegel, der uns trennt. Ich bekomme ihn am Ärmel zu fassen.

"Er kann nicht mit Ihnen kommen!" rufe ich und gebe mir alle Mühe, mich deutsch auszudrücken: "Er ist krank, sehr krank!"

"Machen Sie doch Licht!" antwortet er, als habe er mich nicht verstanden.

Jemand knipst das Licht an und zwischen uns taucht ein Mann auf: vierzigjährig, breite Schultern, fast viereckiger Körperbau. Seine Augen scheinen aus dem grünlichen Stoff seiner Uniform geschnitten zu sein. Er ist nichts als ein Mann, ein Mann wie jeder andere. Und die Angst läßt ab von mir.

"Sie können ihn nicht mitnehmen", wiederhole ich fest.

Er blickt mich an, in meinem durchsichtigen Nachthemd, mit einem kleinen Lächeln, das jeder andere Mann an seiner Stelle auch gehabt hätte. Ich werde wieder ein bißchen zuversichtlicher: "Ich wußte doch, daß Sie das verstehen werden."

Augenblicklich verschwindet sein Lächeln. "Es tut mir leid," erklärt er, "der Befehl lautet, alle Männer im waffenfähigen Alter zusammenzuholen."

"Aber wenn ich Ihnen versichere – "

Ich finde keine Worte mehr vor diesem zu Stein gewordenen Gesicht. "Nutzlos, sich zu sträuben," erklärt er nochmals, "es ist Befehl."

Jakub steht auf und fängt an, sich anzuziehen, ruhig, Stück für Stück.

"Schneller!" befiehlt der Deutsche.

"Wohin bringen Sie ihn?" frage ich und beuge mich damit bereits seinem Befehl.

"Er wird als Geisel genommen. Wir wollen sicher sein, daß Ihre Landsleute sich ruhig halten. Wenn alles gut geht, sehen Sie ihn bald wieder."

Jakub zieht sich vollends an. Er gehört mir nicht mehr. Er gehört diesem Mann in Grün mit dem ausdruckslosen Gesicht. Als er fertig ist, gibt ihm meine Mutter seinen Regenmantel. Die selbstverständliche Handbewegung, mit der er ihn nimmt, läßt mich den Kopf verlieren. Ich überlege nicht mehr, was ich sagen könnte, – mit einem wilden Wortschwall, bald deutsch, bald polnisch, hänge ich mich an diesen Mann, den die Nacht unter uns geschleudert hat, ich flehe ihn an, mir meinen Mann nicht wegzunehmen, mich stattdessen abzuführen, mich zu töten ... Mit einer Armbewegung schiebt er mich zur Seite, und eine Spur von Verachtung tritt in seinen Blick. Als beide hinausgehen, fange ich zu

schreien an, schreie immer lauter, während meine Mutter mich hält, mich an sich preßt, unerbittlich.

Die Tür fällt hinter ihnen ins Schloß, und auf einmal werde ich ruhig. Mein Vater ist immer noch da, unbeweglich, im Schlafanzug, sein lächerlicher kleiner Schnurrbart zuckt auf einer Seite. Ich bemerke die Kinderfrau, die sich in einer Ecke versteckt. Alle drei schauen mich an, voller Mitleid. Meine Mutter will mich streicheln. Ich stoße sie zurück. Meine Wut, geschürt vom Gefühl meiner Ohnmacht, wendet sich feige gegen sie. "Na, auf was wartet ihr noch, daß ihr ins Bett gehen könnt? In eurem Bett seid ihr viel schöner im Warmen! Ihr braucht nicht Theater zu spielen – ihr habt ihn niemals geliebt. Er hat mich euch genommen! Vielleicht kommt er nicht wieder, vielleicht töten sie ihn ... Aber mich werdet ihr auch nicht wiedersehen. Ich gehe fort! Ich gehe!"

Hastig ziehe ich mich an, irre mich dabei, schlüpfe verkehrt in die Sachen, fange voller Wut von vorne an. Mein Vater schüttelt seine Reglosigkeit ab. Er macht einen Schritt auf mich zu.

"Schau deine Mutter an," sagt er, "schau sie an. Sie kann nicht mehr."

"Nein, nichts davon, keine seelische Erpressung. Ihr habt nichts unternommen, um zu verhindern, daß man ihn mitnimmt, nichts!"

"Du hast doch wohl gesehen, daß man nichts machen konnte!"

Mein lächerliches Benehmen, meine überflüssige Feigheit, meine vergeblichen Bitten, – mit einem Schlag fällt mir alles wieder ein. "Ich hasse euch, ich hasse euch! geht weg!"

Die Kinderfrau kommt aus ihrer Ecke hervor und macht eine Bewegung auf mich zu. Meine Mutter hält sie zurück, schiebt sie hinaus und entfernt sich dann ebenfalls, wobei sie meinen Vater mitnimmt.

Alleingelassen, ziehe ich erbittert die Schuhe über die Füße, um mich dann, sobald mir das gelungen ist, zu fragen, warum, zu welchem Zweck ich es mache. Alles, was in dieser Nacht geschehen ist, wird plötzlich zu unergründlicher Vergangenheit. Hier sitze ich, auf diesem Stuhl, für alle Ewigkeit. Mir ist schlecht, auf eine unbestimmbare Weise. Irgendwo in mir ist ein sehr alter Schmerz, dessen Wurzeln weiter reichen als das

Gedächtnis. Warum bin ich allein? Wo sind die anderen? Meine Augen heften sich auf eine Stelle neben dem Bett. Auf einen Gegenstand von tiefer, glänzender Schwärze. Mit der Zeit bildet sich ein Schleier vor meinen Augen.

Der Schleier löst sich wieder auf und ich erkenne einen von Jakubs ledernen Pantoffeln. Ich fahre in die Höhe und schreie: "Mama!" Und sofort umschließen mich ihre Arme, halten mich, wiegen mich, trösten mich ...

Bis mir der neue Tag bewußt wird, der hinter den Fensterläden dämmert. "Ich gehe gleich weg. Ich muß wissen, wo man ihn hingebracht hat."

"Sei vorsichtig!" ist alles, was meine Mutter darauf antwortet.

Leise schließe ich hinter mir die Tür. Die Straße ist wie ausgestorben. Ich gehe eine ganze Weile, bevor ich an diesem Tag dem ersten Menschen begegne. "Sie sind da hinten," sagt er zu mir, "Lipowa-Platz." Und tatsächlich sind sie dort, in der Mitte des Platzes versammelt, eine düstere Masse, in der man kein Gesicht unterscheiden kann. Eine Kette deutscher Posten trennt sie von der Welt. Mit langsamen Schritten gehe ich um sie herum, bleibe vor jedem einzelnen stehen und starre ihn lange an, auf der Suche nach einer Lücke, durch die ich hindurchschlüpfen könnte. Aber mir wird klar, daß ich mit beiden Fäusten auf sie lostrommeln könnte, ohne daß sie mit der Wimper zucken würden. Nur ein ganz junger Soldat lächelt mir zu. Vielleicht über dieses Lächeln ... der einzige Riß in dieser Wand. Ich nähere mich, bescheiden, inständig bittend. Er hört mir zu und schüttelt den Kopf. Nein, er kann mich nicht durchlassen. Verboten. Befehl ist Befehl. Ich lasse nicht nach. Das Lächeln verschwindet, sein Blick richtet sich über meinen Kopf hinweg in die Ferne. Mehrere Male gehe ich so um den riesigen Lipowa-Platz herum, von einem dieser unnahbaren Gesichter zum andern. Als ich müde werde, setze ich mich auf die Erde, dann mache ich weiter. Der Ausdruck eines Gesichts, ein noch so flüchtiger Blick, ob spöttisch oder neugierig, genügen, um mich an ein Wunder glauben zu lassen, daß hier ein Mann auftauchen könnte, mit

dem ich reden kann, den man anflehen, überzeugen kann. Aber die Worte prallen ab wie eine Handvoll Kies, die man gegen eine Mauer wirft. Schließlich kann ich nur noch mechanisch wiederholen: "Lassen Sie mich bitte durch ... lassen Sie mich durch ..."

Am nächsten Tag wurden die Geiseln freigelassen. Ich begegnete Jakob, als ich zum Lipowa-Platz ging. Ich brauchte nicht viel Zeit, um mich wieder in meinen alten Gewohnheiten einzurichten. Ich begann wieder auszugehen. Mit Juliette. Sie war ein großes melancholisches Mädchen, mit langer Nase und einem herbgeschnittenen Mund, die für die ganzen jungen Leute, die uns über den Weg liefen, nur einen verstohlenen traurigen Blick hatte. Die Liebe war ihre große Sorge und ihr Kummer. In Ermangelung von etwas Besserem hatte sie sie zu ihrem einzigen Gesprächsthema gemacht. Ein Blick, den ein Mann mir im Vorübergehen zuwarf, genügte ihr, um sofort die unwahrscheinlichsten Überlegungen anzustellen. Das war es, weswegen ich mit ihr ausging. Ich brauchte die Gesellschaft eines Menschen, für den nichts auf der Welt von Bedeutung war außer Liebesgeschichten. Ich mußte leben, als ob nichts geschehen sei. Juliette und ich, wir wandten der Wirklichkeit den Rücken. Aber das war nicht leicht. Auf den Straßen erklang die fremde Sprache, stieß der Blick auf Gesichter, die von Unsicherheit und Angst gezeichnet waren. Mit der Zeit jedoch verstand ich es, mich nach Belieben blind und taub zu stellen. Ich wollte nichts hören und nichts sehen, nichts, was das Leben stören könnte, das ich da außerhalb der Zeit führte. Bis zu dem Tag, an dem ich dem alten Juden begegnet bin, der auf einer Stufe unserer Treppe saß.

Er sitzt da, den Kopf zwischen den Händen. Unmöglich, vorbeizukommen. Ich bleibe vor ihm stehen, er aber scheint meine Gegenwart nicht zu bemerken. Ich sage zu ihm: "Verzeihung – "

Er rührt sich nicht. Die Spitze seines Bartes zittert, und erst jetzt bemerke ich, daß er weint.

"Verzeihen Sie, ich möchte vorbeigehen!"

Er hebt den Kopf, und ich blicke in seine vorspringenden, geröteten Augen. Er murmelt ein Wort, das ich nicht verstehe, und versucht eilig

aufzustehen. Bei dieser Bewegung verliert sein Hut das Gleichgewicht, fällt herunter und kollert die Stufen hinab. Ich stürze hinter ihm her, er entwischt mir jedoch und rollt bis zum Erdgeschoß. Dort bekomme ich ihn zu fassen; ich staube ihn ab. Den alten Juden finde ich immer noch auf derselben Treppenstufe sitzend vor. Er mußte sich die Tränen mit nicht ganz sauberen Händen abgewischt haben, denn über sein Gesicht ziehen sich breite schwarze Streifen.

"Hier ist Ihr Hut", sage ich.

Er nimmt ihn ohne ein Wort und richtet sich wieder auf. Dann will er eine Stufe hinabsteigen, verfehlt sie und kann sich mit knapper Not am Treppengeländer festhalten. "Entschuldigen Sie," sagt er jetzt, "ich bin ein alter Mann."

Und dann setzt er sich wieder, dieses Mal an die Mauer gepreßt, um mich vorbeizulassen. Ich sage zu ihm: "Kommen Sie mit mir. Sie können nicht hierbleiben."

Seine großen Augen scheinen einen Augenblick aus dem Kopf treten zu wollen. "Ich werde bald fortgehen. Ich werde niemand mehr stören."

Ich nehme ihn am Arm. "Kommen Sie."

Dann helfe ich ihm mühsam beim Aufstehen. Ich stütze ihn, und so steigen wir die paar Stufen bis zu unserer Wohnungstür hinauf. Es ist die Kinderfrau, die öffnet.

"Was bedeutet das?" fragt sie argwöhnisch.

"Der Herr trinkt eine Tasse Tee bei uns". antworte ich. "Er ist müde und muß sich ausruhen."

Ich lasse ihn in der Küche Platz nehmen, und in paar Minuten später stellt die Kinderfrau, ohne ein Wort und mit saurem Gesicht, eine Tasse Tee vor ihn hin.

"Sie strengen sich sehr an", bemerkt der alte Mann. "Ich bin einfach ein bißchen müde. Ich bin weit gelaufen."

"Sie sind nicht von hier?"

"Nein. Mein Sohn wohnt hier, Rechtsanwalt Kaganowski." Er wirft sich ein wenig in die Brust: "Rechtsanwalt Kaganowski ist mein Sohn."

"Ich kenne ihn," antwortete ich, "er wohnt im dritten Stock. Aber warum hat er Sie in diesem Zustand fortgehen lassen?"

Plötzlich hat er den Blick eines gefangenen Tieres. Seine runzligen alten Hände öffnen sich und er antwortet: "Er hat mich ... hinausgeworfen."

"Na –," kommentiert die Kinderfrau hinter ihm, "wer hätte das gedacht? Das ist ja eine Schande von einem Sohn!"

Der Alte hebt schnell den Kopf. "Das kann man nicht sagen. Man darf ihn nicht verurteilen. Er hat Angst."

"Jeder hat Angst", gibt die Kinderfrau rasch zurück. "Es ist Krieg."

"Er ist Jude. – Ein Alter wie ich, den man sofort erkennt, das ist gefährlich für ihn. Die Juden sind in Gefahr. In Todesgefahr. Bei uns hat man schon angefangen ... Fünf sind getötet worden. Ich hätte keine Angst zu haben brauchen, ich bin ein alter Mann. Aber ich habe große Angst gehabt! Da bin ich hierher gekommen, zu meinem Sohn. Das war ein Fehler – "

"Trinken Sie Ihren Tee", antwortet die Kinderfrau. "Ihr Sohn ist ein Taugenichts!"

"Nein, er ist immer ein guter Sohn gewesen. Aber jetzt hat er Angst ... Schreckliche Dinge stehen uns bevor." Er trinkt seinen Tee aus und steht auf. "Ich danke Ihnen. Jetzt gehe ich wieder nach Hause."

Nach einer gewissen Zeit, in der ich es ablehnte, hinauszugehen, habe ich Juliette wiedergesehen. Die Tage vergehen, angenehm leer. Der Winter und der Schnee sind gekommen, und die großen Kachelöfen sind bis an den Rand voll Kohle. Heute Nachmittag feiern wir meinen zwanzigsten Geburtstag. Ich habe mein schönstes Kleid angezogen, der Champagner perlt in den Gläsern. Champagner vereinfacht alles. Und ich trinke immer weiter, damit alles noch einfacher wird, noch leichter. Juliette und ich sind als einzige am Tisch zurückgeblieben, während sich die Gäste im Salon unterhalten, rauchen, Karten spielen. Ich hefte meinen Blick auf Juliettes Nase, die immer länger zu werden scheint.

"Wie wäre es mit einem Bummel?"

"Ein Bummel?" fragte sie, entzückt. "Wie denn?"

"Du wirst schon sehen. Geh leise raus, zieh dich an und warte auf mich vor der Tür."

Ein paar Minuten später steigen wir, in unsere Pelze gehüllt, die Treppe hinab. Der abendliche Schnee draußen hat einen bläulichen Schimmer. Wir überqueren den Hof und dann rufe ich vorm Haus ganz laut: "Kutscher!"

Glöckchen sind zu hören, ein Schlitten löst sich aus dem Schatten.

"Wo geht's hin?" fragt der Kutscher, der aus der dunklen Masse des Schlittens herauszuwachsen scheint, während wir uns auf dem Sitz einrichten.

"Ganz gleich, wohin," antworte ich, "wenn Sie nur schnell fahren."

Als bald fliegt der Schlitten davon. Wir gleiten durch die menschenleeren Straßen, und wankende Fassaden stürzten schweigend hinter uns zusammen. Die Glöckchen klingeln wie ein höhnische Warnung. Ich klammere mich an Juliettes Schulter, so gelingt es mir, aufzustehen. Der Wind stürzt sich auf mich, und ich schreie: "Schneller, Kutscher, noch schneller! Wenn Sie schneller fahren, bezahle ich Ihnen das Doppelte!"

"Setz dich hin", beschwört mich Juliette, die ihre Schulter freizubekommen versucht. "Du bist betrunken."

Und der Kutscher läßt die Peitsche knallen. Die Straße stürzt uns entgegen. Die gelöschten Laternen zeichnen sich in der Dämmerung ab. Ich falle auf den Sitz zurück, um sofort wieder aufzustehen.

"Schau, meine kleine Juliette, schau dir alle diese Häuser an. Hinter diesen Fenstern schlafen Menschen in ihrem Bett – und es sind Mörder! Sie schlafen alle mit einem Leichnam unter dem Bett. Ein hübscher kleiner Leichnam, der ihr Gesicht trägt, dasselbe, das sie früher getragen hatten, um zu sprechen, zu lächeln, zu essen. Verstehst du das? Nein, du verstehst nicht. Den Menschen, der sie gestern waren, den haben sie getötet! Der ist gefährlich geworden für den Menschen von heute, verstehst du? Sie haben ihn erdrosselt, einfach: – *krck!* Dann schiebt man den Leichnam unters Bett, um ihn nicht mehr zu sehen!"

"Setz dich hin," fleht Juliette, "du weißt nicht, was du sagst!"

"Ich weiß genau, was ich sage. Ich habe es ja auch so gemacht. Aber ich hab' wohl nicht stark genug zgedrückt. Das ist sehr bedauerlich. Manchmal regt sich mein Leichnam, kommt unter dem Bett vor und will ein Plauderstündchen halten. Sag mal, Juliette, hast du keinen solchen kleinen Leichnam? Aber mach' dir nichts draus, du wirst auch noch klug werden. Alle! Dieser Krieg ist unsere Chance, daß wir es lernen. – Kutscher! Sagen Sie mir, haben Sie schon getötet?"

Der Kutscher wendet mir mühsam seinen steifen Rücken zu und schaut mich verständnislos an. Juliette hängt sich an meinen Arm, um mich zum Niedersetzen zu veranlassen.

"Zweifellos sind Sie schon entschlossen, Kutscher? Für diese Zeit der Toten. Denn die Zeiten werden sich ändern. Kann sein, Sie werden bald eine wichtige Persönlichkeit sein. Vielleicht werden wir sogar Angst vor Ihnen haben. Vielleicht werden sich Ihre alten Kunden noch tief vor Ihnen verneigen – ich bin überzeugt, daß Sie sich schon lange drauf vorbereitet haben!"

"Wenden!" schreit Juliette. "Ich kann sie nicht mehr halten." Aber ich schreie noch lauter als sie. "Schneller, Kutscher! Schneller, schneller! Immer gradeaus! Ich bin's, die zahlt!"

Aber ich habe zu viel von der eisigen Luft geschluckt. Der Atem geht mir aus. Ich lasse mich auf den Sitz zurückfallen.

"Fahren Sie zurück, fahren Sie sofort zurück!" bittet Juliette inständig.

Ich reagiere nicht mehr. Plötzlich ist mir alles gleichgültig geworden. Ich komme mir lächerlich vor, bin traurig. Der Schlitten macht kehrt. Ich vergrabe mich in meinen warmen Pelzkragen und schließe die Augen.

Juliette muß mir beim Aussteigen helfen, sie bringt mich fast bis zu unserer Wohnung.

Seit heute morgen ist das Fieber gefallen. Die Welt bildet sich im Halbdunkel auf geheimnisvolle Weise neu. Um mich herum sind Hände tätig, bemühen sich eifrig, meine Wünsche zu erfüllen, bevor ich sie ausgesprochen habe. Man spricht ganz sanft zu mir, man stützt mir den Kopf, wenn ich trinken soll. Eine Welt voller Annehmlichkeiten, leicht,

einfach. Der Schlaf kommt, während ich den beruhigend murmelnden Stimmen im Nebenzimmer zuhöre.

... Eine Hand liegt an meiner Stirn, ich werde etwas gefragt. Ich schweige. Ich schließe die Augen und schweige. Ich erkenne den Tag nicht an. Zwischen den zurückgezogenen Vorhängen dringt das Licht ein, unerbittlich. Ich erkenne es nicht an. Ich will nicht, daß dieses Zimmer von ihm entblößt wird. Und ich verschließe mich vor den Worten ängstlicher Zärtlichkeit, bis die unbestimmte Welt, die mich beschützte, mir schließlich wiedergegeben wird.

Dann kann ich mich wieder in meinem Bett umdrehen; auf der Suche nach Kühle fahren meine Hände unters Kopfkissen. Vor allem habe ich Muße, mich wegen meiner langen Krankheit, meiner Jugend, der durch den Krieg bewirkten Unterbrechung meines Studiums selbst zu bemitleiden. Ich gewinne eine köstliche Befriedigung daraus.

Schließlich lasse ich den Tag wieder gelten, das Vorhandensein von Bäumen vorm Fenster; die Unbeweglichkeit ihrer dunklen Zweige macht mir Mut. Ich lese, ich spiele Karten, ich rufe bald den, bald jenen, ohne Grund, aus purem Vergnügen, um mich ein wenig zanken zu hören, ein Gesicht in gespielter Entrüstung sich über mich beugen zu sehen.

Dann muß ich mich anziehen lassen. Aber ich strecke mich sofort wieder auf dem Bett aus. "Die Beine tun mir weh," erkläre ich, "ich kann nicht laufen."

So gewinne ich wieder eine Woche.

Heute habe ich im Zimmer ein paar Schritte versucht, vorsichtig. Der Raum ist viel zu groß für mich, ich habe mich sofort wieder hingelegt. Am frühen Nachmittag kommt Juliette zu Besuch. Ein stattlicher und schöner Soldat begleitet sie. Er reicht mir eine schlaffe Hand, bevor er sich auf einen Divan fallen läßt, neben eine geschminkte, aufgeregte schwatzende Juliette.

"Ich darf dir meinen Verlobten vorstellen", erklärt sie und legt ihren Kopf auf die Schulter des jungen Mannes. Der rührt sich nicht. Er ist bleich und wirkt gleichgültig.

Juliette läßt den Kopf nicht mehr hängen. Stolz, gleichsam wie eine Gabe, hebt sie ihre große Nase jetzt dem Mann entgegen, den sie sich entdeckt hat. Aber er reagiert kaum. An dem Bericht, den mir Juliette über ihre einmalige und außergewöhnliche Liebesgeschichte abstattet, scheint er keinen Anteil zu nehmen. "Er lebt in einem Gefangenenlager für Juden", sagt sie. "Pro Woche darf er einen Tag raus." Sie besucht ihn jedoch täglich da unten im Lager: "Er sieht schon viel besser aus. Als ich ihn kennenlernte, war er ein regelrechtes Skelett."<sup>1</sup>

Zum erstenmal blickt er mich an. "Juliette bringt mir jeden Tag Pakete", bemerkt er. Aber sofort nimmt er dann wieder seinen abwesenden Ausdruck an, während Juliette immer redseliger wird. Endlich erhebt sie sich und sagt mit der Stimme einer Besitzerin: "Nun, Liebling, wir wollen jetzt gehen."

Der junge Mann hält mir seine schlaffe Hand hin.

Erst nach ihrem Weggang wird mir jäh bewußt: ich bin schon lange krank, und draußen nehmen die Dinge ihren Lauf.

Drei Tage später werden wir aus unserer Wohnung vertrieben und finden uns in zwei winzigen Zimmern wieder. Ringsherum sind die Straßen mit Stacheldraht abgesperrt.<sup>2</sup> Wir versuchen die Kinderfrau zu bewegen, uns nicht zu folgen – vergeblich. Hier, mitten unter Juden, sagten wir ihr, riskiere sie ihr Leben. Sie antwortete: "In meinem Alter hat das nichts zu sagen, wenn beim Sterben ein bißchen nachgeholfen wird." Als aber eines von unseren beiden Zimmern für Flüchtlinge aus Deutschland beschlagnahmt wurde und für sie eindeutig kein Platz mehr vorhanden war, fand sie sich damit ab, fortzugehen. Ich half ihr beim Packen des kleinen Pakets, das sie mitnahm. Sie flehte mich an: "Komm mit mir! Bleib nicht hier ..."

---

<sup>1</sup> In der Lipowa-Straße wurde im Dezember ein Zwangsarbeitslager für ausgesonderte jüdische Kriegsgefangene der polnischen Armee eingerichtet, das dem Lubliner Judenrat unterstellt wurde.

<https://www.holocausthistoricalsociety.org.uk/contents/naziseasternempire/lublinlipowastreetcamp.html>

<sup>2</sup> Am 24. März 1941 wurde der jüdische Wohnbezirk zum Ghetto erklärt. Den Juden wurde es verboten, für "Arier" reservierte Straßen zu benutzen. Eine strikte Überwachung des Ghettos fand bis März 1942 nicht statt, viele jüdische Spezialisten und ihre Familien lebten weiterhin außerhalb des Ghettos und arbeiteten für die Besatzungsmacht.

Ich drückte sie zitternd an mich. "Alles wird gutgehen", versprach ich ihr. "Das Schlimme geht vorbei."

Auf der Treppe holte ich sie noch einmal ein und legte ihr meine Katze in die Arme. "Bring sie weg, Nounou. Hier ist nicht der Ort für eine Katze."

Am Abend überfiel mich das Fieber von neuem; ich blieb mehrere Wochen in diesem fremden Zimmer eingesperrt. Ich litt schmerzlich darunter, daß Nounou fort war.

Draußen geht das Leben weiter. Da unten laufen die Leute, langsam, eilig, wie sie es eben gewohnt sind. In einigen Metern Entfernung, am Rand des Bürgersteigs, unterhalten sich zwei Frauen lebhaft miteinander. Sie scheinen mich nicht zu sehen. Und tatsächlich befinden sie sich in unermesslicher Entfernung. Zwischen uns gibt es dieses Drahtnetz, das von Stacheln starrt. Mir schwindelt. Es ist mein erster Ausgang, und ich stehe noch nicht sehr sicher auf den Beinen. Ich halte mich am Stacheldraht fest. Ein Stich im Finger läßt mich zurückzucken. Ich betrachte den Tropfen Blut, der aus der Spitze meines Daumens quillt. Lebendig bin ich also. Wir sind noch am Leben, hinter dem Stacheldraht. Wir sind vorhanden. Ich gehe nach Hause, ziehe mich aus und lege mich hin, das Gesicht gegen die Wand gedreht. Ich werde nicht mehr hinausgehen.

Stundenlang kann ich jetzt auf meinem Bett sitzenbleiben und Mama zusehen, die ungeschickt Kartoffeln schält, beobachten, wie sie sich abmüht, auf einem kleinen Spirituskocher für uns vier die Mahlzeiten herzurichten. Ihre Zungenspitze ist zu sehen, wie oft bei Kindern, wenn sie sich auf eine schwierige Aufgabe konzentrieren. Manchmal gibt sie sich selbst laut Ratschläge. Ich sage zu ihr: "Mit ein bißchen Geduld wirst du noch eine tüchtige Köchin werden." Mich von meinem Bett zu trennen, um ihr zu helfen, kommt mir nicht in den Sinn.

Jakub arbeitet draußen. Als er eines Abends heimkommt, berichtet er, daß nächstens eine Kontrolle stattfinden soll. Es hieße, daß diejenigen, die keine Arbeitskarte haben, in die "Lager" gebracht würden. Ich gehe früher

als gewöhnlich zu Bett. Mein Bett ist zu einem Ort geworden, wohin ich mich flüchte vor meinen Gedanken, vor meiner Angst und vor dem Widerwillen, den ich empfinde, auf diesem beschränkten Raum leben zu müssen. – Die Karte eines Arbeitenden schützt nur seine Frau und seine Kinder. Meine Eltern sind also dazu verurteilt, deportiert zu werden. Als mein Vater nach einem Gespräch mit unseren Nachbarn zurückkommt, verkündet er uns triumphierend, daß ein prächtiges Versteck gefunden sei, wo sie sich während der Kontrolle aufhalten könnten. Ich versuche einzuschlafen, beschwichtigt. Eigentlich ist dieser Krieg doch eine Sache der Erwachsenen.

Kommt der Tag der Kontrolle. Die Deutschen besetzen die leere Straße, stellen einen Posten vor jedes Haus. Ich bin allein in unserem Zimmer, meine Papiere fest in der Hand. Stille herrscht, die Stille all der Atemzüge, die jetzt angehalten werden. Ich kenne den Ort nicht, wo sich meine Eltern verstecken, wohl zwei Stockwerke oberhalb. Ich kann sie mir in dieser Umgebung nicht vorstellen, mir ist, als seien sie von jetzt an verloren.

Die Tür geht auf, mit zitternden Händen strecke ich meine Papiere hin.

"Sie brauchen nicht so zu weinen," sagt der Deutsche zu mir, "Ihre Papiere sind in Ordnung. Es geschieht Ihnen nichts Böses."

Überall dröhnen die Türen unter den Fäusten. Noch immer stehe ich am selben Fleck, die Hände um die Papiere geklammert, die mir der Deutsche zurückgegeben hat. Meine Angst wird immer stärker und ich weine unaufhörlich. Bei den ersten Schüssen versiegen meine Tränen. Ich brauche unendlich lange, um die Tür zu öffnen. Vor mir steigt die Treppe empor. Zwei Stockwerke höher sehe ich den Deutschen, der meine Papiere geprüft und so freundlich mit mir gesprochen hat, eine Wohnungstür hinter sich schließen. Als er an mir vorbei nach unten geht, lächelt er mich an.

Sobald ich dort eintrete, platzt das Schweigen, das über den Menschen liegt, wie eine Seifenblase. Alle zugleich fangen sie jetzt zu schreien an. Eine Frau greift mit der Hand an den Hals und reißt mit einem Ruck ihre Bluse entzwei. Ich gehe von einem zum andern, rüttle sie, ohne daß sie mich zu bemerken scheinen. Da schreie ich: "Meine Eltern, wo sind meine

Eltern – " Die Frau mit der zerrissenen Bluse läßt sich auf die Knie fallen und wirft ihren Kopf von rechts nach links, von links nach rechts, während aus ihrem Mund immer die gleichen langgezogenen, monotonen Klagetöne dringen. Über ihre Schulter hinweg sehe ich tote Körper. Sie liegen da, in einem engen Raum unter der Dachschräge. Man muß sich bücken, um sie genauer zu sehen. Zwei Männer, zwei Frauen und zwei kleine Kinder, sie liegen wirr aufeinander. Die Kinder sind im Hemd. Wieder wende ich mich den anderen zu und schreie: "Wo sind meine Eltern?"

Aber hier, in diesem Raum, bin ich nicht vorhanden. Ich gehe wieder hinaus, ohne die Tür hinter mir zu schließen, und fange an, die Treppe hinunterzugehen. Bis ich ohne Grund stehenbleibe, mich auf eine Stufe setze und den Kopf von der einen Schulter auf die andere fallen lasse, von rechts nach links, von links nach rechts. Bis ich die muntere Stimme meines Vaters höre: "Was machst du da auf der Treppe?"

Sie kommen die Treppe herunter: alle beide, er und Mama.

"Wir waren unterm Dach", verkündet mein Vater. "Nach allem scheint mir das andere Versteck nicht sehr sicher. Aber was zum Teufel machst du hier? Und was war das, diese Schüsse?"

"Sie sind alle tot –", antworte ich mit teilnahmsloser Stimme.

"Wer?"

"Die, die in dem Versteck waren."

"Mein Gott, da habe ich einen Riecher gehabt", antwortet Papa strahlend.

Mama setzt sich neben mich auf die schmutzige Stufe. Leise wiederholt sie immer wieder: "Es ist vorbei, mein Kleines, es ist vorbei ..."

Ich nicke mit dem Kopf und stehe auf, ohne sie anzusehen. Kaum sind wir wieder in unseren vier Wänden lege ich mich hin und schlage die Decke über das Gesicht.

Am Abend kommt Jakob zurück, bleich und angestrengt. Es wird bereits von weiteren Kontrollen gemunkelt.

"Einen Dachboden gibt es immer", meint mein Vater.

"Sie werden unters Dach klettern ... sie werden in die Keller steigen", antworte ich. "Sie werden durch die Mauern dringen. Sie holen uns alle."

Kurz darauf kommen Jakubs Eltern. Wir stehen auf, um ihnen Platz zu machen, aber sie scheinen uns nicht zu bemerken. Sei bleiben stehen, unbeweglich.

"Sie wollen alle Ghettos in Polen beseitigen," sagt meine Schwiegermutter, "alle Ghettos, bis auf das in Warschau."

Mein Vater zuckt die Schultern. "Was weiß man – "

"Bleibt hier, wenn ihr wollt. Wir ... wir gehen nach Warschau. Das ist unsere einzige Chance." Dann gibt es für meine Schwiegermutter uns drei nicht mehr. Sie wendet sich nur noch an ihren Sohn: "Wir müssen so schnell wie möglich fort!"

Jakub macht einen Schritt auf uns zu und antwortet: "Wir werden es uns überlegen."

Mitten in der Nacht schrei ich: "Laß uns hier fortgehen, Mama, laß uns weggehen, weggehen ... !"



Warschau, Übergang zwischen kleinem und großem Ghetto

*Foto: Eugeniusz Haneman (Museum des Warschauer Ghettos)*

## EINBAHNSTRASSE

Die Sonne macht sich über die Mauern lustig. Sie steht über den Straßen, den Häusern, über unseren Köpfen. Ich gehe aufs Geratewohl, Mein leichtes Kleid klebt mir auf der Haut, an meinen Armen rinnen Schweißtropfen herab. Ich bin in die Menge eingekleilt, bedrängt von jenen, die hinten nicht vorwärtskommen, von denen, die von vorn kommen, als Gegenstrom, und dazu von anderen, die aus den kleinen Querstraßen kommen und nach links oder rechts möchten, sich einreihen, Fuß fassen möchten in diesem kraftlosen, chaotischen Geschiebe und Gedränge. Von einer jungen, sehr eleganten Frau weht mir im Vorübergehn eine Parfümwolke entgegen Ich kenne das Parfüm, aber an seinen Namen kann ich mich nicht erinnern. Man könnte es "Das Herannahen" nennen oder aber "Schatten" oder "Vorzeichen" oder vielleicht "Das letzte Parfüm".

Ich wende beim Gehen ein wenig den Kopf, um sie nicht zu sehen, die anderen. Aber sie sind trotzdem da, an den Mauern, in Lumpen, immer die Hand ausgestreckt, Geschöpfe ohne Geschlecht, deren gierige Augen einen verfolgen. Man weicht ein wenig zurück aus Angst, diese Hand, die

sich einem da entgegenstreckt, könne einen festhalten, man denkt an etwas anderes, um die Worte nicht hören zu müssen, die aus diesen Mündern kommen, um nicht zugeben zu müssen, daß sie dieselbe Sprache sprechen wie man selbst. Einige sind von solcher Magerkeit, daß es den Anschein hat, ihre Knochen müßten sich durch die Haut bohren. Man muß ihnen aus dem Weg gehen, vor allem denen da drüben. In ihren knöchigen Fingern stecken ungeahnte Kräfte, und wenn sie sie in dein Kleid, um deinen Arm krallen, sind zwei gutgenährte Hände nötig, um sie dazu zu bringen, den Griff zu lockern. Nicht in ihre Nähe kommen, nicht hinschauen ... nicht hingehen, nicht hinsehen ... nicht den Blick senken ... um nicht jene sehen zu müssen die sich nicht mehr aufrechterhalten können. Sie sitzen längs der Mauer, die Gesichter bleich und aufgequollen, mit gedunsenen Hängebacken, die aufgeblähten nackten Beine auf dem Gehsteig ausgestreckt wie Leute, die zuviel gegessen haben und nun dahocken: untätig, stumpfsinnig mit ihrer Verdauung beschäftigt. Sie folgen einem nicht mit den Augen: ausdruckslos, verloren stecken sie in dem schlaffen, weißen Fleisch. Unbeweglich sitzen sie an der Mauer, und trotz der Sonne hat es de Anschein, als befänden sie sich seit langem schon in einem dunklen, feuchten Keller, unter der Erde ... krankhafte, gefährliche Auswüchse. Wie lange ist es her, daß sie auch nur einen Bissen zwischen den Zähnen hatten? Sie bleiben dort sitzen, bis es zu Ende ist. Dann werden sie mit einem Stück groben Papiers bedeckt, das an den vier Ecken mit Steinen beschwert wird, bis man sie endlich wegschafft, um Platz für andere zu schaffen. Um zwei oder drei Schritte zu sparen, werden eilige Leute über sie hinwegspringen. Aber manchmal reißt der Wind das Papier fort und enthüllt dicke, weiße Schenkel, riesige Köpfe, sie scheinen wieder lebendig zu werden und den Vorübergehenden Fratzen zu schneiden. Trotzdem springt man darüber hinweg ohne die Unterhaltung zu unterbrechen. Der Tod anderer ruft hier keine Angst hervor. Jeder hat seinen eigenen Tod, der ihm folgt, auf ihn lauert, sprungbereit ist und der dann irgendwo zuschlägt, an einem unerwarteten Ort. Man muß geschickt sein, um ihm zu entkommen. Manche sind der Ansicht, es ist am besten, ihn zu ignorieren. Selbst wenn

man ihn ganz nahe fühlt, wirklich ganz nahe, ist er damit einverstanden, daß man so tut, als kenne man ihn nicht, daß man gleichgültig bleibt, als ob einen das nichts angehe. Noch in der letzten Minute kann man einen Schritt zur Seite machen, vielleicht tritt dann irgendein anderer an deine Stelle. Der Tod nimmt es nicht so genau, er wird den Irrtum nicht merken. Tot sehen sich alle Menschen ähnlich. Nein, man darf sich vom Tod der anderen nicht verwirren lassen.

Eine schwere Hand legt sich auf meine Schulter. Ich schrecke zusammen.

"Guten Tag, Prinzessin!"

Er steht neben mir, mit seinem Polizeihelm, den Gummiknüppel am Gürtel. Er sieht noch besser, noch verführerischer aus. Es ist Marc. Er war Student, wie wir. Er erzählt mir von der Hochschule, von unseren alten Kameraden, erinnert mich an diese Geschichte, an jene Einzelheit und er wiederholt Aussprüche, die damals gefallen sind; er lacht, Echo vergangenen Gelächters, nennt mir genau den Tag, es war in der Stunde von ... es gab ... und außerdem – erinnerst du dich? – Ja, ich erinnere mich. Dieser Augenblick ruft eine entschwundene Welt, bringt Erinnerungen an ein anderes Leben herbei, wie kostbare Dinge, die bisher in einer Schublade steckten, deren Schlüssel ich verloren hatte. Dankbar strecke ich ihm die Hand hin. In seinen Augen tanzt ein kleiner Funke der Genugtuung, der immer in den Augen von Männern aufblitzt, die zu gefallen verstehen. Er nimmt meinen Arm, zieht ihn an sich. Wir sind schon einmal so gegangen eines Nachts, in Belgien, auf dem Heimweg von einem Ball.

"Weißt du, daß ich immer noch in dich verliebt bin?" fragt er mich und beugt sich zu mir.

"Du vertust deine Zeit," antworte ich lachend, "ich mache mir nichts aus Polizisten. Tatsächlich: warum läufst du in diesem lächerlichen Aufzug herum?"

Der Druck seiner Hand auf meinem Arm läßt nach. "Wenige werden übrigbleiben. Ich versuche, so viel Aussichten wie möglich zu haben. Im

Augenblick brauchen sie mich. Sie werden mich noch lange brauchen – so lang, wie hier noch Leute übrig sind."

"Weshalb?" frage ich einfältig. "Um die Ordnung zu sichern?"

Er gibt meinen Arm frei, und ich konkretisiere: "Um die Befehle der Deutschen auszuführen – ?"

Kalt antworte er: "Genau das ist es. Die Befehle müssen auf alle Fälle ausgeführt werden."

Schweigend machen wir ein paar Schritte, dann nimmt er wieder meinen Arm und ist wieder der, den ich kenne: leichtsinnig und unbekümmert. Instinktiv gibt er sich nach der Art des gutaussehenden Mannes, der sich seiner Vorzüge bewußt ist, wie man um die richtige Beleuchtung einer Statue bemüht ist, – als wären Trübsinn oder Boshaflichkeiten für ihn nichts als Geschmacklosigkeiten.

"Weißt du, daß sechs von uns schon hier sind? Henryk, Tadek, Feliks, du, ich und Jakub. Wir müssen uns treffen, eine Nacht lang! Ich werde für Champagner sorgen. Wir werden eine tolle Sache veranstalten. Einverstanden?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, als sei er meiner Zustimmung gewiß, kommt er wieder zu unseren Erinnerungen zurück, und ich gehe darauf ein. Vollendet macht er unsere Professoren nach, ihre Aussprache, ihre Bewegungen, und wir lachen unbändig. In diesem Augenblick packt eine der fleischlosen Hände, die schon die ganze Zeit hingehalten werden, mein Kleid. Ich bleibe stehen, aber bevor ich auch nur eine Bewegung machen kann, saust Marcs Knüppel auf die Hand herab, die sich zurückzieht wie eine dieser tierischen Pflanzen auf dem Meeresgrund, die bei der Annäherung eines Feindes, bei einer Berührung schlagartig in einer Höhlung verschwindet. – Flüche, Klagelaute, Schimpfworte folgen uns. Marc macht einen Versuch, unsere Unterhaltung wieder aufzunehmen, aber ich höre nicht mehr zu. Er bemerkt es: "Also, bis bald. Ich rechne mit euch."

Mechanisch gebe ich ihm die Hand. Er hält sie fest und sagt: "Mit der Zeit wirst du nicht mehr so gefühlvoll sein. Alle machen das durch, am Anfang!"

Beim Weitergehen achte ich sorgfältig darauf, daß ich nicht in die Nähe der Mauer komme. Auf der Fahrbahn kommt ein Karren vorbei, von einer Frau gezogen. Zwei Kinder mit Ballonbäuchen liegen darin. Die Räder ächzen, der Karren holpert auf den Pflastersteinen, und manchmal stoßen die Köpfe der Kinder aneinander. Der Mann, der nebenher geht, ist von erschreckender Magerkeit. Er zeigt mit dem Finger auf den Karren und singt ein eintöniges, nicht enden wollendes Klagelied vor sich hin, als sei es ein Garn, das er in irgendeinem Labyrinth abspult, dessen ewige Nacht sich bereits in seinen Augen festgesetzt hat. "Judenbrüder, habt Erbarmen mit einer armen Frau die ihre sterbenden Kinder zieht. Ein Stück Brot, ein kleines Stück Brot ..."

Ich biege in die erste Querstraße ein.

"... die ihre sterbenden Kinder zieht. Ein Stück Brot, ein kleines Stück Brot ..."

Noch einmal biege ich ab, und dann nochmal. Als ich wieder langsamer gehe, hörte ich nichts mehr. Die kleine Straße, in der ich mich jetzt befinde, endet auf einem Platz. Ich erkenne den Ort wieder. In der Mitte wirft ein riesiger Kastanienbaum seinen tröstenden Schatten. Gegenüber die Kirche. Ich lasse meine Augen einen Augenblick lang auf dem Haus des Gottes der Christen ruhen, der hier im Königreich der Juden steht. Ganz oben auf dem Kirchturm, der sich gegen den Himmel abhebt, streckt ein schwarzes Kreuz seine strengen Arme über das jüdische Volk aus. Weiter unten bieten vier weiße Engel den vier Himmelsrichtungen die Stirn. Näherkommend bemerke ich, daß ein derber Strick um ihre Flügel gebunden ist. Ich hatte ihn bis jetzt nicht gesehen. Hat man sie aus Angst angebunden, damit sie nicht davonfliegen und diese Hölle, worin ihre Reinheit sich verirrt hat, in höchster Eile verlassen könnten? Vielleicht hält man sie als Zeugen fest. Oder warum nicht ganz einfach zur Erbauung? Engel für die Chorknaben ... Ganz weiß im Blau des Himmels. Nicht hoch genug jedoch, daß der Gestank von hier unten nicht bis in eure steinernen Nasenlöcher dringen könnte. Aber was macht's? Immer wird es genügend Weihrauch auf der Erde und im Himmel geben, um den Geruch der Knochenhaufen damit zuzudecken. Haltet den Kopf hin, dreht ihn ein

wenig ... Bei einem der Engel fehlt ein kleines Stück am Flügel. Fast nichts. Derart ein wenig angeschlagen zu sein, genügt, um ihm eine Spur Menschlichkeit zu geben ... etwas Zerbrechliches, Vergängliches, das Sympathie weckt. Manchmal kann man es brauchen, sich von einem Stein, der zu verwittern beginnt, rühren zu lassen.

Mit drei Schritten bin ich an der schweren Kirchenpforte, als diese sich öffnet und eine große schwarze Gestalt erscheint. Das erstmal, als ich sie hier erblickte, war ich nicht erstaunter als jetzt; man lernt hier, sich über nichts zu wundern. Ich sage: "Guten Tag, Hochwürden!"

Er lächelt mir zu: "Tritt ein, mein Kind!"

Die Sonne beleuchtet die Heiligen auf den Kirchenfenstern. Schweigend gehen wir den Kreuzweg entlang. Jesus blickt uns aus seinen vielen Gesichtern mit übergroßen Leidensaugen an. Um ihn herum grinsen die Henker. Aber Maria Magdalena ist da und wäscht mit ihren Haaren Blut und Speichel ab. Ich vermute, draußen an den Mauern gibt es allzu viele, die mit dem Tod rangen, ohne daß auch nur eine Hure ihnen Mitleid bezeugte.

Durch eine kleine Pforte und über einen dunklen Gang gelangen wir in einen hübschen Raum, hell und behaglich. Der Priester bedeutet mir, mich zu setzen, und ich gehorche, wie ich ihm gehorcht habe vor langer Zeit, vor sehr langer Zeit. Auch er ist ein Teil von dem, was für mich vergangen ist, Vergangenes, das jedoch noch ferner ist als jene Vergangenheit, in die Marc mich eben entführt hat. Unaufhörlich muß ich den Priester betrachten, um noch einmal das Gewicht meines vollgepfropften Bücherranzens zu spüren, um noch einmal die Aufregung vor den Prüfungen wiederzufinden, meine Hemmungen und meine Schüchternheit vor den Professoren. Nach den Stunden hielt mich Hochwürden oft an, um mir ein Heiligenbildchen zuzustecken. Jetzt sitzt er mir gegenüber, und seine Haare sind immer noch weiß und sein Gesicht so rosig. Bei meinem ersten Besuch in dieser Kirche fragte ich ihn: "Aber Sie, Hochwürden, was machen Sie hier?"

Seufzend schüttelte er den Kopf: "Meine Großeltern waren anscheinend Juden, was ich selbst nicht wußte. Da man, ihnen zufolge, bis zur dritten Generation Jude ist ... "

Er lächelte mir freundlich zu: "Es gibt Christenseelen hier, die mich brauchen."

Da wiederholte ich einfältig meine Frage: "Aber was tun Sie hier, Hochwürden?"

"Ich tue, was ein Priester tun soll, mein Kind: ich bete!" Und wieder schüttelte er den Kopf und lächelte und seufzte.

Seine Schwester kam ins Zimmer, so wie sie jetzt hereinkommt, während wir miteinander plaudern. Sie hält mir ihr weißes rundliches Händchen hin und lädt mich sofort zum Tee ein. Ich weiß, es wird kaum mehr sein als warmes gefärbtes Wasser, aber doch echter Tee. "Es sind Gläubige, wie wir hier eingesperrt, die sich um unser Essen kümmern," erklärte sie mir eines Tages, "von Zeit zu Zeit bringen sie uns etwas Besonderes."

Wir trinken Tee, wir erzählen. Hochwürden und ich, wir ergötzen uns an kleinen Erinnerungen. Seine Schwester läßt kein Auge von ihm: "Trink deinen Tee, er wird kalt ... Noch eine Scheibe Brot?" Er läßt sie gewähren, ist seit langem daran gewöhnt, von ihr umsorgt zu werden. Wir trinken unseren Tee, etwas jenseits der Zeit, zwischen Spitzendeckchen und dem leisen Knacken von schön gewachsenen Möbeln. An der Mauer welkt ein Christus aus Elfenbein. Behutsam klappern die Teelöffel, die Stimmen klingen voll, die Worte verflüchtigen sich, ohne im Zimmer etwas in Unordnung zu bringen, ohne jemanden zu verletzen. Wir sind ganz wie in einer Gruft aus Velours.

Der Priester steht auf: "Entschuldigen Sie mich, mein Kind, es ist Gebetsstunde, die Gläubigen erwarten mich. Komm uns bald wieder besuchen."

Ich will ebenfalls gehen, seine Schwester hält mich jedoch zurück. "Bleiben Sie noch ein bißchen bei mir. Wir sind so allein hier. Diese Kirche ist für uns wie eine Schiff auf einem unbekanntem, feindlichen Meer. Niemals verlassen wir sie. Können Sie sich vorstellen, daß ich noch nicht

weiter gegangen bin als bis zu dem Kastanienbaum auf dem Platz? Was für eine schreckliche Sache, hier so eingesperrt zu sein! Diese unwahrscheinliche Geschichte, die Großeltern Juden, sie können sich denken, daß es sich da um eine gemeine persönliche Rache handelt. Und wissen Sie, wer das angezettelt hat?"

Sie schiebt ihren Stuhl an den meinen heran und senkt die Stimme: "Es sind die gleichen, die Jesus Christus gekreuzigt haben: die Juden. Sie haben meinen Bruder geschlagen, diesen heiligen Mann, wie sie den Heiland geschlagen haben."

Ihr Atem streift jetzt meine Wange. "Ich für mein Teil, ich weiß, wer es getan hat. Das ist dieser Lümmel Rosenthal, der Vater von dem Kleinen. Und mein Bruder, der sein Leben gewagt hat, um es zu retten, das Kind ... Ich spreche natürlich nicht von mir, was für einen Wert hat schon das Leben einer armen alten Frau? Noch eine Tasse Tee? Ja, ja ... ich weiß, wie schwierig es ist, ihn sich zu verschaffen. Und Zucker ... der ist auch sehr rar, nicht wahr? Aber nehmen Sie doch noch ein Stück, Sie müssen sich nicht genieren, und es macht mir doch so viel Freude, Ihnen welchen anbieten zu können. Ich bitte Sie!"

Aus großer Ferne dringt die Stimme des Priesters zu uns, der die Messe zelebriert.

"Finden Sie den Tee gut? Ich werde Ihnen die ganze Geschichte erzählen, aber versprechen Sie mir, daß Sie meinem Bruder davon niemals auch nur ein Wort erzählen! Wenn ich bestimmte Dinge vor ihm verheimliche, dann nur, um ihm sein Leben, das schon hart genug ist, nicht noch schwerer zu machen. Er hat sich immer für die anderen geopfert. Es ist ein Glück, daß ich da bin und ihn daran erinnern kann, daß sogar die Heiligen einen sterblichen Körper haben, den man ernähren und für den man sorgen muß. Wenn nicht, würde es nicht lange dauern, und er wäre nicht mehr von dieser Erde ... Ach, bin ich froh, daß ich mit Ihnen sprechen kann. Sie verstehen es, daß man es manchmal braucht, reden zu können, sein Herz zu öffnen! Diese Einsamkeit hier ist so schwer, so anstrengend. Sie müssen wissen, daß ich nichts bedaure. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich habe es getan aus Liebe zu ihm. Er ist wie ein

Kind, in seiner Unschuld so ohne jede Waffe; es ist nötig, daß ich ihn vor sich selbst behüte ... Nicht wahr, ich hatte Ihnen schon gesagt, daß wir von Lublin im Januar fortgegangen sind, um uns in Bozewo einzurichten. Wir hätten dort gut leben können, in der kleinen Stadt, bis der Krieg zu Ende ist. Es sind die Juden, die uns ins Verderben gestürzt haben, die Juden und die heilige Güte meines Bruder. In Bozewo waren sie nicht sehr zahlreich, aber natürlich gehörten ihnen die schönsten Läden in der Stadt. Seit so vielen Jahrhunderten ernähren wir sie, sind sie wie ein Abszeß an unserem Körper, ein Abszeß, den man nicht aufstechen kann. Es gibt auch arme in Bozewo, oder sie taten wenigstens so, als ob sie es seien, das ist möglich ... Mein Bruder hat eine von diesen zerlumpten Familien gekannt, die man weiß nicht wovon leben, alle in einen einzigen Raum gepfercht, in Schmutz und Gestank, und mein Bruder hat den Mut, sie zu besuchen – stellen Sie sich das vor, während es mir übel wird, wenn ich nur daran denke. Man sollte meinen, daß der liebe Gott solche schlechten Gerüche von sich fernhielte! Nun gut – als dann die Deutschen Befehl gaben, die Juden ich weiß nicht wohin zu bringen, ist da eine Frau aus dieser Familie, ist eines Nachts zu uns gekommen, an der Hand einen kleinen Jungen. Unglücklicherweise war Hochwürden an der Tür. Er hat sich mit ihr und dem Kleinen eingeschlossen, ich hörte die Frau weinen. Zehn Minuten später ist sie gegangen. Sie ließ den Kleinen bei uns! Mein Bruder erklärte mir dann, daß wir uns seiner annehmen werden. Sollte jemand seine Anwesenheit bemerken, könnte man leicht sagen, daß er ein Verwandter sei. Du liebe Güte! Er ist ebenso naiv wie gut. Dabei genügte es, einen Blick auf den Bengel zu werfen, mit seiner blassen Hautfarbe, seiner langen Nase und seinen runden, schwarzen Augen, mit seinem mageren Körperchen, das sich schon krümmte ... Aber Hochwürden ist starrköpfig, jeder Heilige ist es. Da hab' ich mich also um den Kleinen gekümmert. Hab ihm seine langen schwarzen fettigen Haare abgeschnitten, ihm den Kopf gewaschen, dabei sind aber seine Nase und seine abstehenden Ohren nur noch mehr herausgekommen. Ich mußte ihn in einem kleinen dunklen Raum halten, es war ihm verboten, herauszukommen. Und er gehorchte mir, wissen Sie! Er gehorchte mir

immer. Sehr folgsam, das gebe ich ja zu. Er brachte es fertig, stundenlang auf dem gleichen Fleck zu bleiben, sich nicht zu rühren. Schließlich fragte ich mich, ob er etwa Angst vor mir hatte. Wenn ich ihm zum Beispiel zu essen brachte, wich er immer ein bißchen zurück, als ob er sich verstecken wollte ... Aber ich habe freundlich mit ihm gesprochen und ihn gut gefüttert. Wie er essen konnte! Aber niemals ein dankbares Wort, nicht einmal ein Lächeln! Ich liebe Kinder, ich liebe sie sehr, aber ein kleines Lebewesen wie er, – wer hätte das lieb gewinnen können? Das hindert mich aber nicht daran, daß ich für ihn alles machte, was nötig war. Mein Bruder fand jedoch, er sehe blaß aus. Also durfte er ein wenig in den Hof. Hochwürden besuchte ihn und – damit Sie verstehen können. was ein frommer Mann erreichen kann – er begann zutraulicher zu werden. Eines Tages fragte er mich sogar, ob seine Mutter bald kommen würde. Ich war zu Tränen gerührt. Er war trotz allem ein Kind! Dann aber, man sah ihn, und die Leute stellten mir Fragen. Lügen ist nicht leicht, wenn man es nicht gewöhnt ist, ich merkte sehr wohl, da sie mir nicht glaubten. Außerdem, wie konnte man auch diese unwahrscheinliche Geschichte glauben, die sich mein Bruder da ausgedacht hatte? ... Und eines Tages, als ich mit noch ein paar Frauen im Kolonialwarengeschäft stand, sagte die Händlerin zu mir: *Stimmt es, daß Sie einen kleinen Jungen bei sich verstecken?* Ich mußte schnell handeln, wenn ich meinen Bruder retten wollte. Er war eben weggegangen, um dem Priester einer Pfarrei in der Umgebung einen Besuch abzustatten. – Gegen Abend führte ich das Kind in den Wald. Ich bin lange mit ihm herumgegangen, über kleine Fußwege, bevor ich schließlich tief in den Wald hineinging. Ich hatte ihm die Hände mit Bonbons gefüllt."

Ich vergaß, meinen Tee zu trinken, echten Tee, der so selten geworden war, auf den ich so Lust gehabt hatte. Ich höre der Frau zu und sage mir selber: Das ist wirklich geschehen. Das ist kein Märchen! – Sie unterbricht sich einen Augenblick und ihre Augen werden feucht.

"Ich stopfte mir die Ohren zu, um ihn nicht zu hören. Er blieb dort, wo ich ihn zurückgelassen hatte, er rief mir nach, aber er rannte nicht weg. Ich hatte ihm gesagt, er soll hier auf mich warten und sich nicht von hier weg

rühren ... Er rief nur immer hinter mir her und er weinte. Daß Gott mir verzeihe! Ich habe ihn seinem Schicksal überlassen, um meinen Bruder zu retten. Ihm sagte ich, daß ein Onkel das Kind abgeholt hat. – Und drei Monate später kommt der Vater des Kindes, der aus einem dieser Lager geflüchtet war, wo die Juden hingebracht werden. Ich war damals in der Stadt. Mein Bruder arbeitete im Garten – eine Nachbarin erzählte mir, was geschah. Dieser Rosenthal hat sich auf ihn geworfen und ihn auf die gemeinste Weise behandelt, er sagte, es gebe keinen Onkel, er drohte, er würde sich rächen, er würde es ihm heimzahlen! Als ich zurückkam, sagte mein Bruder zu mir: *Gnade dir Gott, wenn du das Kind ausgesetzt hast!*"

Über ihre Wangen rollten jetzt Tränen. "Daß Gott ihm diese Grausamkeit mir gegenüber verzeihe! Um seinetwillen habe ich doch das Heil meiner Seele gefährdet. Sowas hätte er nicht zu sagen brauchen. Nein, das hätte er nicht ... Sie aber, ich sehe es, Sie verstehen mich. Kommen Sie wieder uns besuchen, kommen Sie oft wieder. Sie trinken dann wieder Tee mit uns. Und vor allem – Sie haben es mir versprochen! – kein Wort zu meinem Bruder!"

Die ferne Stimme des Priesters ist immer noch zu hören.

"Sie brauchen nicht durch die Kirche zu gehen", bedeutet mir jetzt die Frau und öffnet eine andere Tür. Ich erinnere mich nicht, daß ich auch nur ein einziges Wort gesprochen hätte. Ich ging um die Kirche herum; als ich wieder am Portal vorbeikam, hörte ich nochmal den Priester: "Ave Maria, gratia plena ... Dominus tecum ..." Einzelne Stimmen antworteten: "Ora pro nobis ..."

Als ich komme, stehen alle drei aufgelöst vor Unruhe vorm Haus, meine Eltern und Jakob. Sie fragen, wo ich war; ich zucke mit den Achseln. Jedenfalls nicht sehr weit. Ich bin müde. Ich schlüpfte ins Bett in der kleinen Küche, wo Jakob und ich schlafen.

Von meinem Bett aus sehe ich auf den Hof, wo meine Eltern und mein Mann sich mit Nachbarn unterhalten. Weit weg weint ein Kind, dann ist alles still. Ich betrachte die Bäume. Wind, man weiß nicht woher, drückt ihre Zweige herunter, sodaß Jakob und meine Eltern nicht mehr zu sehen sind. *Ich springe durch das Fenster, um bei ihnen zu sein, aber sie sind nicht*

*mehr da. Ich rufe. Meine Stimme trägt nicht, sie verliert sich in den Windungen des Blattwerks, das sich nicht mehr bewegt und jetzt ganz tief über mir hängt. Mir ist, als lasteten Tonnen von Laub auf mir. Mattes Licht verwischt die Umrisse; alles ist wie auf einer vergessenen Tapiserie in einem düsteren Raum. Ich versuche zu laufen ... stoße gegen Wurzeln, Bäume tauchen vor mir auf. Sie versperrten mir den Weg, vervielfachen sich zu geschlossenen Säulenreihen, fast ohne jeden Ausblick, lösen sich auf im dämmerigen Hintergrund. Sie werden immer dichter, hartnäckiger, immer bössartiger. Ich versuche einen Trick ... wähle einen aus, tue so, als ginge ich auf ihn zu und bemühe mich, ihn im letzten Augenblick durch eine Sprung zur Seite zu überrumpeln, um ihn herumzugehen, mich vor ihn zu setzen ... Jedoch nur, um auf ein neues Hindernis zu stoßen, daß von diesem Raum ohne Tiefe abgesondert zu sein scheint. Immer wieder rufe ich, aber meine Stimme vermag kaum etwas gegen das SCHWEIGEN. Mir ist, als sei ich in den Falten eines schweren Vorhangs verfangen, es ist zum Ersticken, meine Glieder sind bleischwer. Meine Kehle gehorcht mir nicht mehr, mein Rufen verwirrt sich zu einem schmerzhaften Knäuel. Ist das die Nacht? Wie soll ich es aber wissen in diesem ausdruckslosen Halbdunkel mit seinen unsicheren, zitternden Umrissen? Um mich herum stehen die Bäume. Sie kommen näher ... ihre Zweige streifen meine Schultern, umschlingen meine Knie, zerkratzen mir das Gesicht. Ich kann keine einzige Bewegung mehr machen, ohne von ihnen bedrängt zu werden, ich bin gefesselt, gelähmt, von Schrecken ebenso wie von dem Geschlinge um mich. Ich müßte versuchen, eine meiner Hände freizubekommen ... aber der Druck wird unerbittlich. Die Luft geht mir aus, ich erstickte ... Ich sage mir, daß ich kämpfen muß, zunächst eine Hand befreien ... eine einzige heftige Anstrengung würde genügen. Aber ich unternehme diese Anstrengung nicht. Ich kann es nicht. Ich rühre mich nicht, bin voller Entsetzen, die Finger sind um die Bonbons gekrallt. Wie mich davon losreißen, wenn ich die Fäuste nicht öffne, wenn ich mich nicht entschließe, diese schmutzigen, unbegreiflichen Bonbons loszulassen? Aber ich weiß, daß ich sie unter allen Umständen behalten muß. Anderes weiß ich nicht ... Ich kann meine Gedanken nicht zusammenhalten. Kann nicht mehr unterscheiden zwischen meinem Körper und dem Holz, das ihn bedrängt. Und immer diese absurde Vorstellung, die Finger nicht lockern zu dürfen! Jedes Licht ist erloschen. Ganz steif bin bin ich inmitten*

*eines Blocks aus Nacht. Weiter, weiter ... Nichts, bis auf das, was da herauskommt, was deutlicher wird. Dort zwischen den Bäumen sind sie, und die Bäume rücken zur Seite, führen sie auf mich zu, die ich stumm, machtlos bin. Leise, unerbittlich kommen sie heran, Ich kenne ihren Blick, ihren vorsichtigen Tritt, ich weiß, wie sie ihre Maschinenpistole vor sich hinhalten. Sie haben den Ring um mich geschlossen, für immer. Da löst sich der Klumpen in meiner Kehle, ein Schrei entringt sich ihr, befreit mich ... ich werde leicht, leicht ... Nichts bleibt als meine Hände, die die Bonbons halten ...*

Drei Tage später trafen Jakob und ich unsere Freunde an dem Ort, den Marc uns angegeben hatte. Ich war es, die die Einladung annahm, Jakob sagte kein Wort. Er spricht immer weniger, und sein schüchternes, kindliches, zuversichtliches Lächeln erscheint nur noch flüchtig und selten. Seine Wangen sind hohl, zwei Falten ziehen seinen Mund nach unten. Der Farbe seiner Augen scheint noch eine andere unbestimmbare Farbe beigemischt zu sein – vielleicht die Farbe der Luft selbst, die uns an diesem von Mauern eingeschlossenen Ort umgibt und ihre Beschaffenheit der Anhäufung von Angst und Hunger, von Fieber, Haß und dieser erzwungenen Sorglosigkeit verdankt, die nichts als eine andere Form von Angst ist. Kann Heftigkeit des Empfindens, kann menschliche Verkommenheit sinnfällig, sichtbar werden als jene seltsame, namenlose Farbe? Ich jedenfalls weiß, daß es sie gibt, und daß wir es sind, die sie hervorbringen, daß sie aus unserem Wesen und unseren Gefühlen hervorgegangen ist, daß sie unsere sich auflösende Seele ist, zerfetzt von den Giften des Ghettos, diesen Produkten einer grauenvollen Chemie, die aus uns herausdringen, in der Luft schwebend sich mit denen von tausend anderen zerstörten Seelen vermischen, sich gegenseitig aufzehren, bis diese Farbe zustandekommt, die die Luft dick macht, die wir atmen.

"Welche Hausnummer", fragt Jakob.

"Siebzehn."

Wir befinden uns vor der Nummer 11. Etwa zehn Meter weiter rüttelt der Wind dieses warmen und trockenen Tages vergeblich an einem rechteckigen Stück Papier, das mit zwei Steinen beschwert ist. Wenn nur

das nicht dort wäre. Aber es ist dort, es ist sehr deutlich dort. Es liegt vor der Tür. In regelmäßigen Abständen hochgeweht, enthüllt das Papier den bis zur Hüfte nackten Leib. Der blaue Bauch ist groß, als sei er im Begriff, ein Riesenkind zur Welt zu bringen, Frucht der Verbindung dieser Frau mit dem Ghetto. Oder vielleicht mit der Hoffnung? Der zurückgeschlagene Rock bedeckt ihre Schultern und ihren Kopf. Um Haus Nummer 17 betreten zu können, muß man über den Leichnam hinwegsteigen.

Eine Frau kommt aus dem Haus heraus. Ruhig wartet sie, bis der Wind das Papier herunterdrückt, dann springt sie. Ich trete näher. Warte ebenfalls, bis der Leib wieder bedeckt ist, und springe. Ich drehe mich nach Jakob um. Er rührt sich nicht, er schaut auch nicht auf. Er steht da, mit dieser seltsamen Farbe in den Augen.

"Spring!" rufe ich ihm zu.

Er stellt sich ungeschickt an. Das Papier hebt sich und er verwickelt sich mit den Beinen darin. Als er sich losmachen will, stößt er an den Leichnam, der ein wenig auf der Seite gelegen hat. Jetzt rutscht er auf den Rücken, der Bauch ragt in den Himmel.

Ich nehme Jakubs Hand. "Komm, wir sind spät dran."

Er scheint mich nicht zu hören. Er betrachtet die Frau, als sei er lediglich gekommen, um sie zu sehen. Dann wendet er sich zu mir um: "Gib mir deinen Regenmantel!" Wortlos reiche ich ihn herüber. Er läßt sich auf die Knie nieder und bemüht sich, den Leib mit dem Mantel zu bedecken, so wie man einem Kind ringsum sein Federbett einschlägt. Nur die Füße und die Beine bis zu den Knien ragen noch heraus. Sie wickelt er in das Papier. Noch immer bläst der Wind, in kurzen Stößen, aber hier ist er nicht mehr in der Lage, seine Galgenspässe zu vollführen.

"Hast du wirklich Lust, hinzugehen?" fragt mich Jakob.

"Ich weiß nicht," antworte ich, "aber wir haben es versprochen."

"Na gut, gehen wir."

Wir steigen in den vierten Stock hinauf. Gesang und Gelächter führen uns bis vor die Tür. Marc macht auf und empfängt uns mit seinem schönsten, seinem sorglosesten Gesicht.

"Die Prinzessin und ihr Mann", gibt er bekannt.

Henryk, Tadek und Feliks sitzen auf einem breiten Divan, bei ihnen drei Mädchen, die ich nicht kenne. Sie stehen auf, umringen uns, drücken uns die Hand, bezeigen uns nachdrücklich ihre Freude, uns wiederzusehen. Wir befinden uns in einem großen und schönen Zimmer. Die Vorhänge sind zugezogen, sanftes Licht vertreibt die Schatten in die Winkel. Der Qualm der Zigaretten, das Parfüm der Mädchen, die sich auf dem Divan räkeln, läßt einen Ort leichter, heimlicher Freuden denken. Ich spüre, wie fehl am Platz Jakob hier ist.

Im Gespräch kommen wir vom Hundertsten ins Tausendste. Marc, die anderen Männer und wir beide, alle schöpfen wir aus diesem einen Jahr Studium in Belgien, wir berauschen uns daran, holen winzigste Erinnerungen hervor, um sie mit gewaltigen Ausmaßen auszustatten.

Schweigend rauchen die Mädchen, sie sind schlechter Laune. Das fällt auf.

"Mist," ruft schließlich Feliks: "Wir haben die Mädchen vergessen!" Und wie in einem inszenierten Bühnenauftritt wenden sich die drei Burschen ihnen zu, nehmen sie auf die Knie, streicheln spielerisch ihre Haare, ihren Hals, ihre Brüste. Das Lachen der Mädchen springt wieder auf, schriller jetzt, nervöser. Ich suche Marc mit den Augen. Er sitzt in einem Sessel, im Schatten, und hält ebenfalls ein Mädchen auf den Knien. Seine Züge sind schlecht zu erkennen. Sie hält sich ruhig, ihr Rock ist sittsam heruntergezogen. Lange schwarze Haare hängen ihr lose über den Rücken. Sie bewegt sich kaum. Niemand hatte uns die Mädchen vorgestellt – als ob sie Teil der Einrichtung seien. Sie sind sehr jung, sorgfältig geschminkt, gut angezogen. Sie geben sich den Anschein, sehr emanzipiert zu sein, und bemühen sich, immer etwas gelangweilt auszusehen.

Marc steht auf, um uns Champagner einzuschenken, dabei tritt seine Partnerin aus dem Schatten heraus. Ein kleines blasses Gesicht mit eigenartig schräggestellten Augen.

"Wer ist das?" frage ich Marc, der mir ein Glas hält. Er dreht sich nach ihr um. "Lola, komm!"

Folgsam erhebt sich das junge Mädchen und kommt näher. Sie ist groß und schlank, wirkt zerbrechlich. Mit einem sanften Lächeln gibt sie uns die Hand.

"Hier, das ist Lola", erklärt uns Marc noch einmal, als sei mit diesen Worten alles gesagt.

Ich weiß nicht recht, wieso mir die Anwesenheit dieses jungen Mädchens hier ebenso unangebracht erscheint wie die von Jakob. Plötzlich finde ich Marc laut und gewöhnlich.

Nach mehreren Gläsern Champagner fängt mein Kopf an sich zu drehen. Pausenlos versorgt uns ein Plattenspieler mit Tanzmusik. Ich bemerke, daß Jakob und Lola kaum trinken. Marc läßt sich darüber aus, wie er den Champagner beschafft hat: ein Pole hat ihn durch ein ausgespartes Loch in der Mauer gereicht. Marc hat ihn sehr teuer bezahlt; lachend schließt er: "Das Geld ist schwer in unseren Taschen, dafür macht der Champagner den Kopf leicht!" In einer Nische am Fenster tanzen drei Paare, fast ohne sich von der Stelle zu rühren. Ich lehne den Kopf an Jakobs Brust, und plötzlich erscheint mir das alles wunderbar. Die Mädchen sind hübsch, die Musik schmeichelt, und sind diese jungen Leute nicht meine beste Freunde? Ich habe Lust, ebenso laut zu lachen wie sie, mich wie die anderen Mädchen in den Hüften zu wiegen. Vielleicht fordert Marc mich auf ... Mit einem verführerischen Lächeln drehe ich mich nach ihm um. Er sieht mich nicht. Er küßt Lola auf den Mund. Sein Gesicht ist blaß und angespannt, dein weit geöffneten Augen sind ganz von der unbestimmbaren Farbe des Ghettos ausgefüllt. Seine Hände umklammern die Schultern des Mädchens, seine Fingerknöchel werden ganz weiß. Ich wende den Kopf ab. Muß ich den Stempel des Ghettos sogar hier wiederfinden, in dieser Gesellschaft dummer junger Leute, die sich laut und überspannt gebärden? Gibt es also keine Möglichkeit, auch nur für einen Augenblick zu entrinnen und einfältig zu lachen und nach dem Takt einer banalen Melodie zu tanzen? Es war so wunderbar, gerade noch. Jetzt ist es verdorben, wie alles zwischen diesen verdammten

Mauern verdorben ist, unter diesen Tausenden von Verdammten, die das Entsetzen nähren und es überall verbreiten.

Ich sehe den Paaren zu, wie sie sich auf der Stelle drehen. Der Rauch verdichtet sich, und langsam lösen sie sich auf vor meinen Augen ... Nichts bleibt als grauer Nebel. Ich lehne den Kopf gegen Jakob und schlafe ein.

Am nächsten Tag glühen die Mauern von neuem. Die Sonne ist senkrecht über uns stehengeblieben. Ich sage zu Jakob: "Ich gehe an den *Strand*. Nicht nötig, es den Eltern zu sagen, sie machen sich nur Sorgen."

"Ich habe es auch nicht allzu gern – "

"Das ist lächerlich. Ich bin nicht die einzige."

Jakob zieht seinen Rock an.

"Kommst du mit mir?"

"Nein, ich gehe zu Hela."

Ich verstumme. Ich weiß, daß er jetzt fast jeden Tag dorthin geht und daß er stundenlang dort bleibt. Wir gehen. Auf der Straße habe ich wieder diesen Eindruck von Unwirklichkeit. Ich bilde mir ein, daß ich ihn mir sehr geschickt erhalte: Wenn etwas nicht wirklich erscheint, mißt man dem gleich viel weniger Bedeutung bei.

Also begleite ich Jakob. Hela bewohnt zwei große Räume einer Erdgeschoßwohnung. Die Wohnungstür ist nie verschlossen, wir treten sofort ein. Im ersten Zimmer gibt es ein schmales Bett, einen Tisch, ein Stuhl und an der Mauer einige Bretter, auf denen alles abgelegt wird: Bücher, Kleider, Lebensmittel. Das zweite Zimmer ist zum Hof hinaus offen. Dort stehen Bänke an den Wänden und kleine, niedrige Tische. Bald da, bald dort mit Reißnägeln befestigte Kinderzeichnungen, bunt und ungeschickt. Eine davon bemerke ich zum erstenmal. Es ist eine Art Puppe oder eine Person mit einem dicken Kopf, ohne Ausdruck. Mit dickem Bauch und von Wassersucht geschwellenen Beinen. Die Person hält sich nur schlecht auf den Beinen, man spürt, daß sie jeden Augenblick umfallen könnte. Das Unsichere in ihrer Haltung, das noch Unvollständige ihres Umrisses verleiht ihr plötzlich ein beunruhigendes

Leben. Nein, das ist keine unförmige Kinderpuppe ... jetzt erkenne ich eines dieser Wesen wieder, wie man sie entlang der Ghettomauer sieht, aufgebläht vom Hunger, im Begriff umzufallen und sich aufzulösen. Und je länger ich die Zeichnung betrachte, desto erschreckender scheint mir ihr beängstigender Realismus. – *Ich sehe es vor mir, dieses Kind, über seinen kleinen Tisch gebeugt, über ein weißes Blatt. Es kaut am Bleistift, es langweilt sich. Da kommt hinter ihm eines von diesen Geschöpfen heran, wie sie unsere Zivilisation hervorbringt, schwerfällig, taumelnd ... Seine Gesichtszüge sind nur schlecht zu unterscheiden, das Gesicht ist eine unregelmäßige Kugel, undurchsichtig, mit zwei Löchern anstelle der Augen. Niemand bemerkt es, weder die über ihr Papier gebeugten Kinder noch Hela, die in die Hände klatscht und fröhlich ruft: "Los, los, wir wollen nicht einschlafen! Wir wollen doch schöne Bilder zeichnen, damit wir unsere Wände verzieren können!" Das Geschöpf nimmt die Hand dieses Kindes in die seine und beugt sich mit ihm zusammen über das weiße Blatt, wo bald sein Bild erscheint wie in einem trüben Spiegel ...*

Wir gehen auf den Hof hinaus, der sich zwischen drei häßlichen und schmutzigen Häusern wie eine Schlucht hinzieht. Hela sieht in ihrem grauen Kleid und ihrer hellroten Schürze aus wie eine alte Frau, die sich als kleines Mädchen verkleidet hat. An die dreißig Gören, von drei bis sechs Jahren, rennen herum, drängeln, fallen, lachen und weinen, – Hela ist überall. Sie verteilt ebenso viele kleine Klapse wie Küsse. Schließlich sieht sie uns. Ihr feines, von einem lächerlichen Haarknoten gekröntes Gesicht wird hell: "Kinder, da ist Jakob!" ruft sie mit zarter Stimme.

Und die Kinder kommen von allen Seiten gelaufen, hängen sich an Jakubs Hände, an seine Kleider. Ein ganz kleines aus der Schar hebt er in die Höhe, hoch über seinen Kopf.

"Höher, noch höher!" ruft das Kind.

Jakub hebt es so hoch wie er nur kann, und da finden seine Augen ihr Lächeln wieder, sie sind wieder so, wie sie vor dem Krieg waren. Ich spüre etwas wie einen Stich im Herzen. Hela ruft mit durchdringender Stimme: "Einen Kreis, Kinder einen Kreis!"

Die kleinen Hände halten einander, und Jakob steht jetzt innerhalb des Kreises, getrennt von mir durch den lebenden Ring, der sich zu drehen beginnt.

"Kommen Sie doch!" ruft Hela freundlich zu mir herüber.

"Nein, danke," sage ich, "ich muß gehen."

Veilchen oder Rosen,  
Woran hängt das Herze dir?  
Oder willst du kosen –  
Etwa mit einer von uns hier?

Dies hier sind die Kinder der Privilegierten, jener, die noch ein bißchen Geld besitzen. Diese Kinder haben noch zu essen. Sicher, ein paar sind mager, kleine, hagere Gesichter, aber noch ist so viel Kraft in ihnen, daß sie im Kreis sich drehen und singen können. Auf den Straßen gibt es die andern, die nie mehr Reigen tanzen werden.

Wer hat es gewagt, bei den Kindern mit zweierlei Maß zu messen? Ihre Eltern überlassen sie Hela, während sie bei den Deutschen arbeiten, um sich die kostbare Karte zu erhalten, an die sie noch immer blind glauben. Eine Arbeitskarte bedeutet, daß sie gebraucht werden, daß ihr Leben gesichert ist. Welcher Hohn! Und Hela, die sich verausgabt, die sich abrackert – glaubt sie, daß sie das Entsetzen durch Kinderreigen fernhalten kann? Jakob küßt ein lächelndes kleines Mädchen. Er sieht mich nicht mehr. Ich mache mich davon.

Eines Tages wird das Geld der Eltern zu Ende sein, und auch sie werden dann ihren Platz an der Mauer einnehmen – einen freien Platz: davon wird es bis dahin viele geben. Ich versuche, mich mit Hilfe solcher Überlegungen zu rechtfertigen: plötzlich schäme ich mich meines müßigen Tageslaufs. Ich gehe die Straßen entlang, ohne etwas zu sehen, bin mit etwas tief in mir beschäftigt, das mich stört.

Dann steige ich eine endlose Treppe empor und versuche, gewissenhaft die Stufen zu zählen. Es ist ein altes Haus, schmutzig. Vom letzten Treppenabsatz führt eine Leiter fast senkrecht bis an ein Quadrat aus

Licht. Stimmenlärm, Gelächter, die Musik eines Plattenspielers dringen mir entgegen. Langsam klettere ich hinauf und schwingte mich durch die Luke nach draußen. Auf allen vieren, meine Tasche zwischen den Zähnen, lande ich auf dem Dach. Ich bin da, am *Strand*. Vorsichtig setze ich mich, denn auf dieser Seite ist das Dach abschüssig. Auf Decken oder direkt auf dem glühenden Schiefer liegen Paare und einzelne Frauen; sie verhalten sich wie an einem wirklichen Strand. In Badeanzügen setzen sie geduldig ihre Haut der Sonne aus. Einige von ihnen haben bereits eine Färbung wie Milchkaffee, wie man sie früher erst gegen Ende der Ferien erreicht hat. Sie müssen die ganzen Tage hier verbringen.

Ich lasse mich häuslich nieder. Nutzlos, auf die andere Seite zu gehen, wo das Dach eine Art Terrasse bildet: nicht mal ein Sitzplatz dürfte dort frei sein. Ich strecke mich auf meinem Badetuch aus und fixiere die Sonne, so lange, bis rote und violette Flecke mir vor den Augen tanzen. Dann schließe ich sie und bleibe so, döse. Die kleine, störende Sache da in mir hat sich beruhigt.

"Guten Tag," höre ich eine Stimme, "darf ich mich neben Ihnen niederlassen?"

Es ist ein junges Mädchen, schmal und braun, die Augen hinter getönten Gläsern verborgen.

"Selbstverständlich."

Ich mag ihre Stimme nicht ... eine warme und zärtliche Stimme, die das Denken wieder in Gang bringt, die Phantasie anregt. Ich hatte mich so wohl gefühlt. Die Sonne hatte mich leergemacht und sich dann in mir drin ausgebreitet.

"Erkennen Sie mich nicht?"

Ich stütze mich auf einen Ellbogen und betrachte sie. "Tut mir leid – "

"Wir sind uns bei einer surprise-party begegnet. Sie sind eine Freundin von Marc; erinnern Sie sich? Er hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie sind dann eingeschlafen ..."

Warum muß sie mich grade an das erinnern, was ich vergessen wollte? Noch immer schäme ich mich, daß ich Jakob zu dieser dummen Zusammenkunft geschleppt habe. Ich schweige.

"Ich habe sowas auch nicht gern", sagt sie, als ob ich meine Gedanken laut geäußert hätte.

"Warum gehen Sie dann hin?"

"Weil er immer noch solche Angst hat. Ich muß bei ihm sein."

"Wer?"

"Marc selbstverständlich."

"Er hat eine seltsame Weise, sie zu zeigen, seine Angst – "

"Das macht er grade, damit die andern nichts davon merken."

"Und Sie?" Plötzlich fühle ich mich zu ihr hingezogen.

Sie lacht. "Ich – das ist viel einfacher. Ich habe Angst und ich zeige sie." Sie nimmt die Sonnenbrille ab und ich erkenne ihre Augen wieder, die zugleich dunkel, brennend und sanft sind. "Jeder hat Angst, nicht wahr? Marc ebenso wie die andern. Aber er schämt sich. Er weiß nicht, daß das natürlich ist."

"Natürlich? Es ist nichts als das gemeinste, das verächtlichste – "

"Angesichts der Umstände, in denen wir uns befinden, ist es natürlich. Ich nehme die Angst an. Ich möchte, daß Marc sie auch akzeptiert, aber er ist wohl zu jung, als daß er das annehmen könnte, was ihm auferlegt wird."

Erstaunt starre ich sie an. "Sie sind doch gewiß noch jünger als er."

Sie lächelt. "Ja. Nur – ich habe schon einen Vorbereitungskurs hinter mir ... Ich war lange krank, konnte mich jahrelang nicht bewegen. Das hilft – "

"Und jetzt?"

"Jetzt? Ich fühle mich sehr gut. – Ich gebe sehr acht, natürlich."

Ich lege mich wieder hin und schließe die Augen. Jetzt ist sie es, die sitzt und mich betrachtet. Ich beobachte sie durch die Wimpern hindurch.

"Sie denken, es ist blödsinnig, wenn ich jetzt alle diese Vorsichtsmaßnahmen treffe, nicht wahr? Aber ich möchte so gerne richtig gesund sein. Ich muß Ihnen etwas gestehen – was Ihnen vielleicht auch verächtlich vorkommen wird. Ich durchlebe jetzt den besten Teil meines Lebens. Ich werde kräftiger, ich kann gehen, tun was alle tun. Marc liebt mich. Selbstverständlich schämt er sich dessen auch. Manchmal behandelt

er mich schlecht. Weil er nicht zugeben will, daß er nicht mehr auf mich verzichten kann."

"Und was um Sie herum vor sich geht, sehen Sie das auch?"

"Ja, natürlich ... Aber ich habe noch nie das gehabt, was ich jetzt habe. Vielleicht bin ich allzu glücklich ... ja, das kann sein."

Ihre Hand streift leicht meine Schulter. "Für Sie muß das schrecklich sein – "

"Keineswegs", antworte ich lebhaft. "Mein Mann und meine Eltern stehen mir zur Seite. Das übrige ist mir gleichgültig."

Lange schweigen wir. Als ich die Augen öffne, sehe ich, daß Lola sich gesetzt hat und starr auf irgend etwas schaut. Ihr Gesicht ist verstört.

"Was haben Sie?"

Sie dreht sich zu mir um. Plötzlich scheint sie gealtert. "Ich komme selten hierher. Ich hatte noch nie bemerkt, daß man von hier aus die Straße und das Haus sehen kann, wo ich ... vorher wohnte. Da unten, sehen Sie?"

Ich blicke in die Richtung, in die sie zeigt, auf die andere Seite der Mauer, wo die Menschen frei in den Straßen umhergehen, wo es keine Leichen gibt. Sie leben, als ob die Welt des Ghettos zu einem anderen Planeten gehörte. Ich habe oft daran gedacht, durch eins der Löcher in der Mauer zu schlüpfen, nur um einen kleinen Spaziergang zu machen und normale Menschenluft zu atmen, ohne dieses schmerzhafteste Stechen, das man sofort wieder spürt, wenn die vergiftete Luft des Ghettos einem in die Lungen dringt.

Aber wenn ich hinausginge ... würde dann nicht *die Welt von der andern Seite* vor mir zurückweichen? Und würde ich nicht in einem anderen Ghetto stehen ... denn eine Welt freier Lebewesen wäre nichts als ein gemeinsamer Wahn, Ausgeburt unserer zerrütteten, erstarrten, pervertierten Gehirne ...

"Sehen Sie?"

Ich bejahe aufs Geratewohl, ohne genau zu wissen, um welches Haus es sich handelt.

"Ich will es nicht mehr sehen. Ich wünschte, es hätte nie bestanden. Es ist wirklich seltsam, daß man ein Haus hassen kann. Ich hatte immer

Angst, daß ich durch Zufall eines Tages davor stehen könnte. Aber das ist jetzt unmöglich. Glücklicherweise: das ist unmöglich."

Mir scheint, ihr kleines persönliches Ghetto hat mehr Macht über Lola als dasjenige, das uns alle festhält. Zögernd schlüpfte ich in mein Kleid. Ich bin von der Sonne wie benommen.

"Sie gehen schon?" fragt Lola.

"Ja. Kommen Sie mit?"

"Nein, ich warte auf Marc. Manchmal kommt er, manchmal nicht, aber ich warte trotzdem."

"Auf Wiedersehen."

"Auf baldiges Wiedersehen!" sagt sie und hält meine Hand. Ohne Überzeugung antworte ich: "Vielleicht – "

Innerlich schiebe ich sie schon weit weg von mir in der Hoffnung, sie vergessen zu können. Sie bringt mich zum Denken, das habe ich nicht gern.

Ich mache weiter. Weiterhin laufe ich durch die Straßen ... und jeden Tag komme ich zurück in das Haus, finde meine Eltern und meinen Mann wieder vor, esse regelmäßig – denn noch haben wir Geld. Und weiterhin schiebe ich alles von mir, was sich vor meinen Augen abspielt, alles, was ich höre. Ich versuche Bücher zu lesen, mich für die kleinen Tragödien darin zu erwärmen, für die Gewissenskonflikte, die inneren Auseinandersetzungen, die Kümernisse der Leidenden. Die anderen sprechen ständig, meine Familie. Da ist einer getötet worden beim Versuch, *auf die andere Seite* zu kommen, ein anderer gefoltert, weil er nicht schnell genug den Hut lüftete vor einem Deutschen. In diesen Teil des Ghettos kommen sie glücklicherweise nicht oft. Nicht oft, aber manchmal, manchmal doch. Manchmal vergnügen sie sich dann damit, in die Menge zu schießen, offen, ohne Vorwand, – wird erzählt. Oder es wird über den Judenrat gesprochen, der jetzt über die Abgaben, die Arbeitskarten, die Lebensmittelzuteilungen entscheidet. Es wird behauptet, daß sie zu allem bereit seien, um sich bei den Deutschen beliebt zu machen, um ihre Haut zu retten. Daß sie Verräter sind. Andererseits wird auch festgestellt, sie

sind wie alle anderen: sie können nicht anders handeln. Es gehen Gerüchte, daß das Ende nahe sei, daß wir hier alle gerettet werden. Aber ebenso spricht man davon, daß sie uns hier zusammengepfercht haben, um uns besser vernichten zu können, daß niemand auf der Welt mehr etwas für uns tun kann, daß wir Verdammte sind. Unablässig pendeln sie zwischen sinnloser Hoffnung und dem düstersten Pessimismus hin und her. Auf den Straßen sagen die Armen das Ende der Welt voraus und fordern die Vorbeikommenden auf, sich durch Almosen in Gestalt eines Stückchens Brot einen Platz im Paradies zu sichern. Und ich, ich bemühe mich, nicht zu hören, nicht nachzudenken, nicht zu verstehen. Manchmal kommt es mir vor, als befänden wir uns nur versehentlich hier, nur für sehr kurze Zeit und daß es uns eigentlich nichts angeht. Mein Mann, mein Vater und ich haben falsche Arbeitskarten. Dafür mußten wir sehr viel bezahlen. Wir sind verhältnismäßig ruhig. Aber diese geliebten Gesichter erschüttern mich, auf die das Ghetto bereits seine Klaue gelegt hat. Die Züge werden scharf, die Wangen hohl, bittere Linien markieren die Mundwinkel. Ich prüfe mein Abbild im Spiegel. Nein, nicht so ... Ich schenke mir selbst ein strahlendes Lächeln. Gott sei Dank: es ist noch immer das gleiche, immer noch jung und schön. Ich grüße mein Abbild: "Wie geht es?"

"Es geht", antwortet es.

"Man macht sich nicht draus, nicht wahr?"

Es ist einverstanden. Die Hauptsache ist, daß wir alle vier hier lebend herauskommen. Was die anderen anlangt ... Nachdem man in keiner Weise daran etwas ändern kann, kann man sich ebenso gut an der Oberfläche dieses Alptraums halten, wie auf einer dünnen Eisdecke, die einen Teich überzieht. Natürlich muß man sich vorsichtig darauf bewegen, sonst bricht sie, und das Ghetto verschlingt einen.

Die Tage verstreichen. Für die einen ist der Tag, der jeweils anbricht, der letzte, und wie benommen gleiten sie dem Abgrund der Nacht entgegen. Für die anderen, wie mich, ziehen sich die Tage endlos hin, unbestimmt, unwirklich, nahezu wesenlos. Plötzlich packt einen dann der

Versteckwahn. Dann gibt es keinen anderen Gedanken mehr. Jedoch wird nur verstohlen davon gesprochen, mit gedämpfter Stimme, denn Denunzianten gibt es überall. Es hat sich sogar ein Truppe Spezialisten gefunden, die Verstecke herrichten, sie schnell und heimlich ausbauen. Überall gibt es Möglichkeiten für Schlupfwinkel: unterirdische, auf den Dächern, den Speichern, in Kellern; hinter dem Backofen eines Bäckers kann eines entstehen oder sogar innerhalb einer Wohnung: hinter einer versteckten Tür. Im aller Eile werden Trennwände aufgerichtet, die zwischen sich und der Mauer gerade so viel Raum lassen, daß man aufrecht dort stehen kann.

Einmal war die Rede von einer Überprüfung aller Arbeitskarten, und Mama hat keine. Mehrere Nächte lang haben wir eine Abortwand ausgehöhlt und dort einen Zufluchtswinkel zustande gebracht. Wir waren stolz auf unser Werk, so geschickt war es angelegt und kaschiert. Dann legte sich diese Aufregung wieder, und das Leben geht weiter, dem Anschein nach nicht anders als vorher. Aber das Gefühl, das ich bisher gehabt hatte: daß wir für immer von der Welt abgeschnitten und vergessen sind, das verschwand. Von der *anderen Seite* her bereitet sich etwas vor, reift etwas heran, wird immer größer und ist im Begriff, auf uns herabzustürzen. Die Mauern, die uns die Außenwelt fast vergessen lassen, sind nicht mehr hoch genug, um ES zurückzuhalten. Die Leute hasten durch die Straßen, sie sprechen schnell, wie fiebrig, stürzen plötzlich weiter, mitten im Satz, und nehmen die Worte mit sich, die sie doch loswerden wollten. Nur die Bettler bleiben immer gleich. Kommt man bei ihnen vorbei, halten sie einen mit unveränderter Beharrlichkeit an, krallen sich in die Kleider, schleudern einem immer dieselbe Klage entgegen. Aber man macht keine Umwege mehr, um ihnen zu entgehen. Man geht geradewegs drauflos, ohne sie zu sehen, mit brutaler Gleichgültigkeit reißt man sich los. Selbst diejenigen, die sich ein schwaches Gefühl von Mitleid oder Schuld bewahrt hatten und beim Vorbeigehen die Augen abwandten, beachten sie nicht mehr. Diese unsichtbare Drohung, die über unseren Köpfen hängt, senkt sich langsam herab. Verstohlen werfen die Menschen schnelle Blicke um sich, und plötzlich steht in ihren Augen Schrecken, als

ob sie wirklich ihrer ansichtig geworden wären. Und wieder hasten sie die Straßen entlang, die nichts anderes sind als Bruchstücke der Straßen von da drüben hinter der Mauer – amputierte Glieder, von Krebs befallen und in der Sonne verfaulend. Jetzt wäre uns sogar der Zerfall angenehm. Aber für die da draußen geht es nicht schnell genug ...

Heute morgen werden wir vom Warten erlöst. Durch den Haupteingang des Ghettos kommen offene Lastwagen, von Deutschen gesteuert. Im Nu leeren sich die Straßen. Auch auf Händen und Knien schleppen sich menschliche Wesen ins Innere der Häuser, ducken sich in ihre kleinen, längst vorbereiteten Löcher wie kranke Tiere. Andere rühren sich nicht, versteinern, ihre Arbeitskarten in der Hand. Und ich sehe meine Mutter, diese großartige und starke Frau, wie sie sich verzweifelt bemüht, ihre schönen runden Schultern durch die Öffnung des Schlupfwinkels zu zwängen, den wir für sie eingerichtet haben. Ihr Kopf steckt schon drin und ihr plattgedrückter, sich windender Körper bemüht sich, ihm zu folgen. Mir ist, als wohnte ich den letzten Zuckungen eines enthaupteten Menschen bei.

"Reg dich nicht auf!" sagt mein Vater. "Vorsichtig ... nicht beide Schultern zugleich ... ein bißchen von der Seite ... so! ... Nochmal."

"Ich kann nicht mehr – " Mamas Stimme dringt wie aus weiter Ferne zu uns, eine hilflose Kleinmädchenstimme. Ihr Rock schiebt sich in die Höhe und entblößt ihre starken, weißen Schenkel. Der Anblick dieses schutzlosen Fleisches und dazu die Kleinmädchenstimme treiben mich aus dem Raum. Ich werfe mich auf mein Bett, den Kopf unter das Kopfkissen vergraben. Bald kommt Jakob zu mir.

"Alles geht gut", sagt er. "Das Versteck ist tadellos."

Ich stehe auf, und dann warten wir alle drei, mein Vater, Jakob und ich, unsere Arbeitskarten in der Hand.

Die näherkommenden Lastwagen lassen die Scheiben zittern. Auf das Kreischen der Bremsen antworten wir mit einem Seufzer, der etwas von der Spannung löst. Es sind jüdische Polizisten, die hereinkommen. Wir zeigen unsere Karten.

"Niemand sonst?"

Alle Türen werden aufgemacht ... Kleiderschränke, Wandschränke, Klo ... Mir bleibt das Herz stehen. Nichts geschieht. Die Tür schließt sich wieder. Wir bleiben zurück, immer noch unsere Arbeitskarten in der Hand, während die Wohnungstür nun ebenfalls hinter ihnen ins Schloß fällt. Mein Vater versucht ein armseliges Lächeln.

"Rühr dich nicht!" sage ich zu ihm hinüber. "Sie sind noch im Haus."

In das Schweigen hinein schreit draußen jemand: "Das könnt ihr nicht machen! Ihr seid Juden wie wir – "

Wir hören das Geräusch, mit dem ein schweres Möbelstück von der Stelle gerückt wird.

"Sie haben bei Nußbaum das Versteck gefunden", sagt Jakob. "Sie hatten eine Tür mit einem Schrank verstellt, für die Frau und die Kinder."

"Sie werden sie nicht fortbringen", hoffe ich. "Das sind keine Schweinehunde, sie wollen sich nur bezahlen lassen."

Aber das protestierende Schreien dauert an. Jetzt schreien auch die Frau und sogar die Kinder. Dann gehen alle an unserer Tür vorbei. Die Frau heult: "Schufte – Schufte! Ihr werdet alle verrecken, alle ... auch der letzte!"

"Sie haben sie mit den Kindern abgeführt – ", sagt Jakob, und das Blut weicht ihm aus dem Gesicht.

Der Lastwagen ist ein Stück weitergefahren. Ich laufe, um das Versteck aufzumachen. Ich sage Mama: "Es ist vorbei. Aber warte noch ein bißchen. Man weiß nie."

"Ich habe es satt, einen Maulwurf zu spielen!"

Plötzlich bin ich glücklich. Ich erkenne ihre Stimme wieder, Mamas wirkliche Stimme: ungeduldig, ironisch und gebieterisch. Jetzt verstehe ich, wovor ich am meisten Angst hatte: nochmal aus dieser gesetzten Frau die seltsame Kleinmädchenstimme dringen zu hören. Mit heftigen und gar nicht kläglichen Bewegungen schlüpft sie aus dem Loch. Ich lächle: Meine Mutter ist wieder meine Mutter geworden, das Leben fängt wieder an.

Ein wenig später bringen wir Wasser zum Kochen und setzen ihm diesen staubigen Farbstoff zu, der ihm die Farbe von Tee verleiht. Die Wärme der Flüssigkeit steigt langsam bis in unsere Wangen.

"Das ist wirklich ein gutes Versteck", beteuert mein Vater. "Wenn man ein bißchen zusammenrückt, könnte man es darin zu dritt, vielleicht auch zu viert aushalten."

Da klopft es leise an die Tür. Unsere Hände, die die Gläser halten, sind wie gelähmt. Nochmal klopft es. Mama stellt ihr Glas mit einem kurzen Klirren ab und öffnet. Es ist unser Nachbar. Er tritt ein, ohne uns anzuschauen, und bleibt in der Mitte des Raumes stehen – als habe er vergessen, weshalb er gekommen ist. Niemand wagt zu sprechen. Vorsichtig, fast heimlich stellen wir unsere Gläser zurück. Wir spüren, daß wir etwas sagen sollten, um diesen Mann der Erstarrung zu entreißen, in die er sich zusammengezogen hat. Aber unsere Münder bleiben stumm: Was können Worte jetzt noch sagen? Wäre er überhaupt in der Lage, sie aufzunehmen? Er steht da, wie hingestellt in die Mitte dieses Zimmers, ist abwesend, während wir auf ihn blicken; und unsere Abwesenheit, die um ihn ist, richtet und verdammt uns, – uns, die wir noch alle zusammen um einen Tisch versammelt sind, auf dem unsere Gläser dampfen. Unfähig, es länger auszuhalten, stehe ich auf und stoße dabei heftig meinen Stuhl zurück.

Da hebt er den Kopf und sagt mit tonloser Stimme: "Sie haben sie alle mitgenommen ... Meine Frau und meine Kinder ... Mich haben sie ganz allein gelassen ... Ich bin der einzige, der eine Arbeitskarte hat."

Meine Mutter erwacht aus ihrer Erstarrung und schiebt ihm einen Stuhl hin. Er bleibt stehen.

"Setzen Sie sich doch", sagt mein Vater, seine Stimme hat einen unechten Klang. Der Nachbar setzt sich trotzdem, sagt "danke". Wir klammern uns an dieses kleine Wort, das seinen Schmerz menschlicher, berührbarer zu machen scheint. Meine Eltern beginnen, mit ihm zu sprechen. Die Worte prallen am Gesicht des Mannes ab wie kleine Bälle aus Holundermark. Er bleibt ganz vernünftig sitzen, aber er sieht uns nicht, er hört uns nicht. Von Zeit zu Zeit wiederholt er mit ausdrucksloser Stimme: "Sie haben alle mitgenommen." Ich spüre, daß ich jetzt gleich laut zu weinen anfangen werde und gehe hinaus. Wie ein Aufschrei wird mein Name mir nachgerufen.

Die Straße ist leer, in Sonne getaucht. Kein Lastwagen zu sehen, keine Deutschen, keine Juden. Nichts als diese unerträgliche Stimme, die immer noch hinter mir her kriecht: *Sie haben sie alle mitgenommen*. Plötzlich habe ich den Eindruck, mich auf verbotenem Terrain zu befinden, irgendeine Grenze überschritten zu haben, mich in einer anderen Dimension zu bewegen. Diese Straße hier gehört nicht mehr zu unserer Welt. In der überhitzten Luft zittern unbekannte, ungeahnte Gebilde, die leibliche Gestalt anzunehmen drohen. Ich fange zu laufen an, laufe, um dem hier zu entrinnen, um wieder auf Menschen zu stoßen. Ich gerate auf einen kleinen Platz. Auch er ist leer – bis auf einen großen Lastwagen in der Mitte. Darauf sind MENSCHEN, alle miteinander so eng zusammengepfercht, daß sie ein einziger Körper zu sein scheinen mit Dutzenden von Köpfen. *Den Bruchteil einer Sekunde lang* glaube ich vor einem ungeheuren Bild zu stehen, vor etwas, das in Wirklichkeit gar nicht existiert: einer Fata Morgana. Dann wird, wie im Kino, alles lebendig. Mit einem Militärmarsch fängt es an. Unzählige Arme lösen sich von dem einen Körper, bewegen sich, Münder öffnen sich, aber die Schreie ertrinken in den Wogen der Militärmusik. Deutlich unterscheide ich jetzt die Frauen, deren Arme länger werden, um ihre Kinder festzuhalten, die alten Leute, die die Arme zum Himmel heben und jetzt, nachdem sie lang genug tierische Angst und menschlicher Niedertracht kennengelernt haben, ihre Würde wiedergefunden, und die jungen Leute mit den mager gewordenen, fiebrigen Gesichtern, schweigend. Unter den Marschklängen, die die Schreie nicht mehr länger übertönen können, fährt der Lastwagen schwerfällig an, keucht, wird gedrosselt, um geräuschvoll wieder anzuspringen. Hinterher kommen zwei jüdische Polizisten, untadelig, die Gummiknüppel in der Hand; in ihrem Schritt ist etwas Feierliches. Es ist wie eine Kollektivbeerdigung, bei der die Toten aufbegehren und, indem sie ihren Protest hinausschreien, an die Lebenden appellieren, die sie aber nicht hören wollen.

Sie verschwinden um eine Straßenecke. Jetzt wage ich es, ein paar Schritte weiterzugehen und stehe mitten auf dem leeren Platz allein. Noch

immer ist die muntere, siegreiche Musik um mich. Ich hebe den Kopf. Der Lautsprecher betrachtet mich. Brav höre ich zu, ohne mich zu rühren, während mein linker Fuß im Takt zu wippen beginnt, ganz allein, schüchtern. Ich sehe ihm dabei zu. Er hört auf. *Der LASTWAGEN ist da, dicht neben mir. Es ist die unverschämteste und grausamste Geistererscheinung: am hellen Tag, rücksichtslos. Schreie ohne Stimmen dröhnen in meinem Schädel, die verschwundenen Arme bewegen sich wild. Die freundliche Polka höre ich nicht mehr, ich habe Angst. Versuche, woanders hinzuschauen, die Geistererscheinung ändert jedoch ihren Standort mit meinen wandernden Augen. Oder ist es vielleicht eine andere? Ich drehe mich und Dutzende LASTWAGEN schwenken gleichzeitig mit mir. Ich weiß nicht, ob ich sie nachschleppe oder ob ich selbst zu dieser sinnlosen Runde gehöre. Aber ich weiß, ich werde nie mehr hier herauskommen, wenn ich nicht jetzt auf der Stelle gehe! Mit geschlossenen Augen stürze ich vorwärts und durchbreche den Ring.*

Ich befinde mich auf einer verlassenen Straße. Tief, voll Dankbarkeit atme ich. Ich verlangsame den Schritt, mein Herzschlag wird ruhiger, er kommt mir nicht mehr zu Bewußtsein. Ich habe nur noch den Wunsch, heimzukommen, die drei wiederzusehen, sie zu berühren, sie zu hören. Mich davon überzeugen, daß dort die einzig mögliche Wirklichkeit ist. – Aber was ist das für eine Straße? Ich kenne sie nicht. Ist es denkbar, daß ich bei meinem Herumwandern im Ghetto, seit Wochen, niemals hier durchgekommen sein sollte? Ein sonderbarer Gedanke kommt mir: Hat diese Straße je bestanden? Könnte sie auch ein Hirngespinnst sein? Vielleicht komme ich beim Weitergehen gleich in eine andere Welt ... wo der Krieg zuende ist, die Toten vergessen, wo alles wieder beginnen wird? An der nächsten Kreuzung bleibe ich stehen. Links oder rechts? Es kommt mir vor, als müsse ich nach rechts gehen, da ich aber keinerlei Orientierungssinn habe und mich eh ständig täusche, will ich nach links gehen. Ich kehre um – und stehe Aug' in Aug' mit einem Deutschen. Er lächelt, als er mich ansieht.

"Na, na, verstecken wir uns?"

"Ich brauche mich nicht zu verstecken," antworte ich, "ich habe meine Arbeitskarte."

"Lassen Sie sie trotzdem sehen."

"Ich ... ich habe sie zu Hause gelassen!"

"So?" sagt er, immer noch lächelnd. "Dann gehen wir eben nach Hause. Ich will Ihnen nichts Böses. Es wäre doch schade, ein so schönes Mädchen dort hinzuschicken, wo man die anderen hinschafft."

Es ist ausgeschlossen, daß ich ihn nach Hause bringe, wo Mama ist, die keine Karte hat! Ich rühre mich nicht. Überschlage die Aussichten für eine Flucht. Keine. Die Türen der Häuser sind geschlossen. Davonlaufen? Er wird mich einholen.

"Gehen wir?"

"Ich habe keine Arbeitskarte."

Er sieht zufrieden aus. "Ich wußte es doch. Ein hübsches Mädchen wie du, das arbeitet nicht. – Unter diesen Umständen bist du es, die mit mir mitkommt."

Und ich folge ihm. Unsere Schritte passen schlecht zueinander und verursachen einen dissonanten Klang, als ob jemand zweimal nacheinander mit demselben Bein aufträte. Der Deutsche pfeift, er ist zufrieden. Undeutlich wundere ich mich über meine Dummheit, als ich ohne Arbeitskarte wegging. Und doch beunruhigt mich das nicht sonderlich: Wieder kommt es mir vor, woanders zu sein. Ein Gefühl der Unwirklichkeit hüllt mich ein. Ich empfinde sogar eine gewisse Neugier auf das, was jetzt geschehen wird: unvorstellbar und unangebracht wie die Tatsache, daß ich mich an der Seite eines Deutschen befinde.

Die Straßen folgen einander, leer, aus dem Nichts herbeigerufen für niemanden als uns. Zweifellos verschwinden sie wieder, sobald wir sie durchschritten haben. Die Häuser reihen ihre Fassaden aneinander, als seien sie Dekorationen, die niemanden beherbergen. Manchmal setzt die Sonne eine Fensterscheibe in Brand, aus der dann blendende, kalte Flammen aufzucken. Der Soldat pfeift immer noch und ich gehe folgsam neben ihm her. Ich habe es aufgegeben, mir Fragen zu stellen, habe keine

Angst mehr. Ohne Hast gehen wir und schließlich sogar im selben Tritt. Der Deutsche bleibt stehen und schaut mich an. "Müde?"

Ich schüttele den Kopf.

"Es ist nicht mehr sehr weit. Wir sind bald da ... Man muß arbeiten. Jeder arbeitet. Die Juden haben kein Recht, zu leben ohne zu arbeiten. Das ist doch normal, nicht wahr? ... Das ist doch richtig. Was verlangen wir von euch? Gehorsam und Arbeit. Aber ihr, ihr wollt von der Arbeit der anderen leben ... und ihr lügt. Ihr seid ein schädliches Volk."

Er gibt mir seine Erläuterungen, ohne sich aufzuregen. Er ist geduldig und höflich. Die Straße ist immer noch leer, aus der Ferne dringt jedoch ein Lärm zu uns, ähnlich dem, den man wahrnimmt, wenn man sich einer Stadt nähert. Der Deutsche, plötzlich von noch geraderer Haltung, beschleunigt seine Schritte. "Umschlagplatz", bemerkt er.

Und ich sehe: den großen Platz und weiter weg die Eisenbahnschienen; eine dichte Menge, von deutschen Soldaten mit Maschinenpistolen umringt. Wir sind da. Die Rolle dieses Deutschen ist beendet. Mit der schlichten Bemerkung: "Noch eine!" übergibt er mich einem anderen Soldaten. Ich werde weitergeschoben und lande mit Nachdruck an einem anderen Rücken. Der Rücken weicht aus, stattdessen will sich ein Ellbogen in meine Seite bohren. Ein neuer Stoß, eine Brust fängt mich auf. Der Druck verstärkt sich, er raubt mir den Atem, und ich versuche, mich ein bißchen zu drehen, um die Bedrängnis zu lockern. Eine plötzliche Bewegung in der Menge setzt mich frei, um mich ein paar Schritte später noch tiefer in dieses Magma hineinzuziehen, um mich gegen andere Bäuche, Schultern, andere Brüste zu schleudern. Knie stoßen mich, Fäuste treten meine Füße platt. Ein ungeheurer Magen hat sich über uns gestülpt und beginnt mit seiner monströsen Verdauungsarbeit.

Alles ist von Unruhe erfüllt, die sich zusammensetzt aus unverständlichen Worten, Kinderweinen, Seufzern und Stöhnen. Vergeblich versuche ich, einem menschlichen Antlitz zu begegnen. Nichts als Masken, von der Angst versiegelt. Augen, die aus den Höhlen treten, lauern vielleicht auf ein geheimnisvolles Zeichen, das die Wut der Menge entfesseln würde. Blicke richten sich auf mich. Schließlich bemerke ich,

dort drüben, eine Gruppe deutscher Soldaten. Einer von ihnen richtet seinen Revolver auf uns, als ob er schießen wollte. Von Zeit zu Zeit dreht er sich nach seinen Kameraden um und lacht. Dieses Spiel scheint ihn zu begeistern.

"Trotzdem wird er nicht schießen", bemerke ich, an niemanden gerichtet.

"Fünf Tote haben wir schon", antwortet eine Stimme.



Warschauer Ghetto, Umschlagplatz (1942)<sup>3</sup>

Er zielt lange, sorgfältig, ohne Eile. Mir ist, als sei der winzige Lauf auf mich gerichtet, instinktiv weiche ich zurück. Ich trete auf etwas, das sich an meinen Rock klammert: ein Kind. Es weint. Die Mutter, mit einem anderen in den Armen, versucht heranzukommen und beschimpft mich. In ihren Mundwinkeln erscheint weißer Schaum. Zum Glück trennt uns neuerliches Gedränge. Der Deutsche hat nicht geschossen. Ich schäme

<sup>3</sup> Warszawskie getto 1943–1988. W 45 rocznicę powstania, Wydawnictwo Interpress, Warszawa 1988, ISBN 83-223-2465-0

mich, weil ich diesem Anfall von Angst nachgegeben habe. Ich schäme mich dieser außer sich geratenen Gesichter, dieses rücksichtslosen Stoßens und Drängens, mit dem jeder hastig seinen Nächsten zwischen sich und den Tod bringen möchte. Ich schiebe mit den Ellbogen meine Umgebung auf die Seite und gebe mir alle Mühe, mir einen Weg durch diese Fleischmassen zu bahnen. Hartnäckig, geduldig dringe ich vor, hole immer wieder auf, wenn ich durch das Gedränge in die Menge zurückgestoßen werde. Eine letzte Anstrengung bringt mich in freien Raum, wo ich ein paar taumelnde Schritte mache und mich darüber wundere, da ich auf keinen Widerstand mehr stoße. Der Schütze befindet sich rechts von mir. Ich atme tief. Alles andere lieber als wieder ein Teil dieses ungeheuerlichen Körpers werden, den ich eben hinter mir gelassen habe. Jede Sekunde stirbt man dort, tausende Male, mit Tausenden zusammengepferchter Lebewesen. Das ist mehr Tod, als ich ertragen kann. Ich gehe vorwärts. Die Soldaten sind ganz nahe. Augen starren mich an. Ich habe mir meinen kleinen persönlichen Tod ausgesucht, einen anderen will ich nicht. Will nichts mit denen gemein haben, die ich da drüben gelassen habe. Ihr Schicksal ist mir gleichgültig. Mitleid, dieses schreckliche Mitleid würgt mich nicht mehr. Mitleid hat man immer, wenn man sich schuldig fühlt. Aber ich: ich schere mich nicht mehr drum.

Der Schütze bemerkt mich. Wir blicken einander an. Ich hebe den Kopf, halte ihn ganz gerade. Eine Welle blödsinnigen Hochmuts schlägt über mir zusammen, sie ist so stark, daß ich nicht mehr unterscheiden kann, ob es das Grauen ist, das meinen Herzschlag beschleunigt, oder das Bewußtsein, mich großartig zu benehmen. Der Revolver zeigt in meine Richtung. Der Deutsche lächelt, als ob er gleich etwas Feines unternehmen wollte. Die Zeit steht still. Mein Hochmut läßt mich im Stich. Meine Beine werden weich, es ist, als ob sie sich ablösten von meinem Körper. Und plötzlich vermisse ich die Masse LEBEN, in der der einzelne sich auflöst, wo er keine andere Wahl hat als sich aufzugeben, ohne sich selbst dieser schrecklichen Anstrengung unterziehen zu müssen, sich aufrecht zu halten. Nichts als Luft ist um mich, Luft trägt nicht. Sie verleitet vielmehr dazu, sich gehenzulassen, ganz und gar, bis man auf der festen Erde

ankommt, der beruhigenden, starken, guten ... Ich schaue den Deutschen nicht mehr an. Ich schwebe im Nebel. Langsam wird mein Kopf leer, wird schwer ... immer schwerer, während sich das Gefühl des Ausgehöhltseins verstärkt. Ein letzter Gedanke zerrinnt: der Kopf eines Toten muß hundertmal mehr wiegen als derjenige eine Lebenden ...

Ein Männerarm legt sich um meine Schultern, und lächelnd überlasse ich mich ihm.

*"Herr Oberleutnant, das ist meine Schwester."*

"So? Wie kommt es dann, daß sie hier ist?"

Der Arm preßt mich, bis mir schlecht wird davon. Aus dem Nebelschleier löst sich das Gesicht von Marc. Grob fragt er mich: "Was machst du hier?! Ich wette, du bist allein weggegangen, was?"

Ich nicke. Ja, ich bin allein weggegangen.

"Hat sie nicht gesagt, daß ihr Bruder bei der Polizei ist?" forscht der Offizier.

"Ich habe es gesagt ... man hat mich trotzdem mitgenommen." Ich erhole mich wieder, mein Gewicht lastet nicht länger auf Marc.

"Bring deine Schwester nach Hause, und daß sie nicht mehr herumbummelt, wenn du ... im Dienst bist!"

"Danke, *Herr Oberleutnant.*" Marc macht seinen Arm frei, um zu salutieren.

"Los, komm!" Er scheint tatsächlich wütend zu sein. Ich folge ihm und wir überqueren den Platz. Ich spüre tausend Augen auf meinem Rücken.

"Beeil dich!"

Ein Schuß knallt. Ich stoße an einen Stein.

"Weiter – !"

Wir gehen durch die leeren Straßen, vielleicht durch dieselben, durch die ich gekommen bin – es ist so lange her – auf dem Weg zum Umschlagplatz. Vor dem Haus trennt sich Marc von mir, ohne mir die Hand zu reichen. Murmelnd entfernt er sich. Ich habe ihm auch nichts zu sagen.

"Wir sind allmählich unruhig geworden", sagt Mama. "Du bist sehr lang da oben geblieben!"

Ich lege mich aufs Bett. Sie haben mich bei einer Nachbarin vermutet; umso besser. Alle drei sind sie jetzt bei mir. Mama legt mir ihre Hand auf die Stirn.

"Du bist ganz blaß. Ist dir schlecht?" Sie bereitet Tee, sucht nach Aspirin.

"Das ist nichts ... Ein bißchen Nervosität." Mein Vater.

Ich will nicht, daß man sich mit mir beschäftigt. Ich will, daß man mich in Ruhe läßt. Folgsam trinke ich den Tee, schlucke die Tablette, um so schnell wie möglich damit fertig zu sein.

Jakub hält mir die offene Hand hin: da liegt ein dickes Bonbon, in rosa Cellophan gewickelt. "Ich hab' es für dich aufgehoben."

Das Bild, das sich in meinem Hirn festgesetzt hatte, das unheilvolle Puzzlespiel, zerbricht in tausend Bruchstücke. Ich wickle das Bonbon aus seiner hübschen rosenfarbenen Hülle und stecke es in den Mund. Alle stehen um mich herum und sehen mir dabei zu.

"Geht's besser?" fragt Papa.

Mit einem Schlag rücken die Splitter des Puzzles wieder zusammen und das Bild vom UMSCHLAGPLATZ saugt das ganze übrige Universum in sich hinein. Ein Bonbon dafür, daß ich die leeren Straßen vergesse, den Lastwagen, daß ich den Umschlagplatz und den Deutschen mit dem Revolver vergesse. Ich versuche, ihm etwas Geschmack abzugewinnen, aber es ist nichts weiter mehr als ein fades und lästiges Klümpchen. Ich schlucke es hinunter, um dem Platz zu machen, was in mir aufsteigt. Aber die Tränen kommen zu spät, sie bringen keine Erleichterung. Ich empfinde nichts dabei.

An diesem Tag gehen wir ohne ein weiteres Wort zu Bett.

Am nächsten Tag nachmittag besucht uns Marc. Er hat seine Sorglosigkeit wiedergefunden.

"Na, heute spielen wir nicht mehr Touristin?" fragt er gleich.

Ich mache ihm ein Zeichen, still zu sein. Zu später, er ist bereits in Fahrt. Glücklicherweise, daß er sprechen kann, schildert er die Umstände

unseres Zusammentreffens. Ich sehe die Verärgerung in Mamas Augen, sehe, wie das Gesicht meines Mannes alt wird. Marc scheint zu merken, was er angestellt hat; er versucht, die Wirkung seiner Worte abzuschwächen, indem er für den Rest seines Berichts einen noch leichteren Ton anschlägt.

"Sie hat nicht die leiseste Spur von Verstand –", sagt meine Mutter resigniert.

"Das kann ich nicht glauben," antwortet Marc lachend, "sie war so begabt in Mathematik."

Er wendet sich Jakob zu. Sein Lächeln verschwindet. "Deinetwegen bin ich hergekommen. Ich habe einen Vorschlag. Aber erst eine Frage: Habt ihr noch etwas Geld?"

"Ja –"

"Gut, dann wird sich das machen lassen. Du kannst zur Polizei kommen. Ich werde dir helfen. Allerdings muß man sich beeilen – es gibt eine Menge Anwärter."

"Warum soll ich in die Polizei eintreten? Ich habe meine Arbeitskarte."

"Mach' dir keine Illusionen", antwortet Marc. "Mir ist zu Ohren gekommen, daß bei der nächsten Razzia die Arbeitskarten keinen Schutz mehr abgeben werden. Hingegen das da" – er legt seinen Helm auf den Tisch – "das hält noch vor."

"Ich glaube nicht, daß diese Garantie für mich geeignet ist", entgegnet Jakob. "Aber es ist freundlich von dir, daß du mir das anbietest."

"Sei kein Idiot. Du hast also keine Lust, hier lebend 'rauszukommen – mit ihr?"

"Ich wünsche es mir so sehr wie jeder."

"Es werden nicht sehr viele überleben ... Überleg' dir das nochmal. Oder ist es eine Geldfrage?"

"Nein, im Augenblick haben wir noch welches. Nur – es gibt eben Dinge, die man tun kann, und andere –"

"Dann hältst du mich also auch für einen Verräter?" Marc steht auf und setzt seinen Helm auf.

"Ich kann nicht über andere urteilen."

Es klopft an der Tür, Mama öffnet: Es ist unser Nachbar. Das Gesicht von einer Nacht ohne Schlaf gezeichnet, begleitet ihn sein Schmerz wie ein riesiger Klumpen, den er ernst mitten im Zimmer niederlegt, das plötzlich zu klein geworden ist. Mama schiebt ihm einen Stuhl hin. Nach einigen Augenblicken erst bemerkt er Marc, der immer noch dasteht. Er springt vom Stuhl auf und wirft sich schreiend auf ihn: "Mörder! Du Mörder! Wo hast du meine Frau und meine Kinder hingebracht?!"

Marc rührt sich nicht. Jakob tritt dazwischen: "Beruhigen Sie sich, Herr Nussbaum. Sie irren sich. Er hat nichts damit zu tun, er war nicht dabei."

Dem Mann hat es den Atem genommen: "Nicht dabei ... nicht dabei ... Aber ich erkenne seinen Helm!"

"Alle haben sie Helme", sagt Jakob.

"Ich bringe ihn um, ich bringe ihn mit meinen eigenen Händen um! Dieser Schuft ... diese jüdischen Schufte!"

Jakob hält ihn zurück und ich zerre Marc hinaus. "Es tut mir leid", sagt ich zu ihm.

"Wer ist das?"

"Ein Nachbar ... Gestern hat man seine Familie abgeführt. Jüdische Polizisten."

Marc fährt sich zweimal mit der Hand über das Gesicht, dann schaut er mich an. "Es ist wahrscheinlich leichter, sich als Opfer aufzuspielen. Aber – ich habe keine Lust zu krepieren. Adieu. – Lola grüßt dich herzlich, sie würde dich gern wiedersehen."

"Küsse sie von mir", antworte ich ihm.

Er geht, mit einem Lächeln, das nur noch eine ungeschickte Kopie seines gewöhnlichen Lächelns ist. Ich bin froh, daß er geht. Die Dankbarkeit, die ich ihm gegenüber empfinden müßte und doch nicht empfinde, wird zu dem peinigenden Gefühl einer Schuld, die ich nicht begleichen kann.

Zu Hause sitzt jetzt Herr Nussbaum am Tisch, den Kopf in den Händen. Wir schweigen und vermeiden es, Geräusche zu machen. Er läßt uns nur wenig Raum, wir bewegen uns vorsichtig, wie am Rand eines

Abgrunds. Schließlich erhebt er sich schwerfällig und betrachtet uns traurig.

"Ich hielt Sie für feine Leute," sagt er, "aber auch Sie, Sie sind auch gegen mich."

"Aber Herr Nussbaum, hören Sie mal – ", beginnt meine Mutter.

Er macht eine Handbewegung, als ob er uns alle verfluchen wolle. Er ist nicht zornig, nur allein, verlassen von der ganzen Welt. Er geht und dreht sich nochmal um zu uns; mit ruhiger, unbeteiligter Stimme, die nur eine Feststellung trifft, schleudert er in den Raum zurück: "Ihr genauso, ihr seid auf der Seite der Mörder!"

Die Tür schließt sich hinter ihm. Mein Vater schreit auf: "Er übertreibt, trotz allem!"

Jakub geht ans Fenster, wendet uns den Rücken zu. "Wie wird er jetzt weiterleben?"

Etwas wie Wut überfällt mich. Weil ich mich machtlos fühle gegenüber diesem Schmerz, weil Jakub, so von hinten und etwas gebeugt, einem alten Mann ähnelt, der sich ebenfalls geschlagen gibt. Am liebsten möchte ich losschreien und weinen. "Was glaubst du denn? Er wird leben wie die andern auch, er wird sich an dieses Leben klammern wie wir alle, er wird sämtliche Erbärmlichkeiten begehen, um es sich zu erhalten, dieses Leben, bei dem du so viel Angst hast, daß er es nicht ertragen könnte! Laß eine neue Razzia kommen – er wird sich plagen, davonzukommen, wie alle anderen, – wie wir alle!"

Ich spüre, wie meine Stimme schrill wird. Ich beherrsche mich nicht mehr. Jakub dreht sich heftig um und kommt auf mich zu. "Warum trittst du dich selbst mit Füßen?"

"Kannst du dir vorstellen, wie egal mir das ist! Er ist nicht der einzige, es gibt in diesem Augenblick Hunderte, denen es geht wie ihm. Was soll denn das mir ausmachen? Ich will dir gleich sagen, was mir keine Ruhe läßt, mir! – Daß wir nämlich bei der nächsten Razzia alle reinfallen werden mit unseren Schein-Arbeitskarten!"

"Du machst mir Vorwürfe, weil ich den Vorschlag von Marc abgelehnt habe?" fragt Jakub.

Schweigend blicken wir einander an. Meine Wut verflüchtigt sich.

"Nein," sage ich schließlich, "ich glaube tatsächlich nicht, daß es das Richtige für dich sein würde."

Da lächelt er, und die Mienen meiner verstummten Eltern entspannen sich.

Wir versammeln uns alle vier auf meinem Bett. Der Tag neigt sich zögernd, die Zimmerecken beginnen zu verschwinden.

"Ihr könnt nicht hierbleiben", erklärt meine Mutter schließlich. Sie spricht leise. Hat sie Angst vor den Worten, die sie ausspricht? Niemand sagt einen Ton. "Ihr müßt weg von hier", wiederholt sie.

"Rede keinen Unsinn, ich gehe niemals fort ohne dich." Noch mitten im Satz mache ich mir klar, was ich da Schändliches sage. Er tut bereits sein Werk.

"Wenn sie sich für Fortgehen entscheidet, gehst du mit ihnen." (Mein Vater)

"Aber du kommst auch mit, Papa. Ich habe mich schlecht ausgedrückt."

Mein Gesicht brennt vor Scham. Ich sehe meinen Vater im Halbdunkel kläglich lächeln. "Mit meiner Nase, da werdet ihr nicht weit kommen. Und außerdem, mir geht es hier gut. Selbst wenn die Arbeitskarten nicht mehr viel wert sind, habe ich auf jeden Fall ein ausgezeichnetes Versteck. Wir haben es ausprobiert, nicht wahr?"

Seine Stimme klingt fast fröhlich, lediglich sein Schnurrbart zuckt nervös. Mama blickt ihn unverwandt an.

"Ich werde mich von hier nicht wegrühren", sagt sie schließlich.

"Das ist unvernünftig. Die Kinder brauchen dich, während ich ... ich finde mich sehr gut zurecht. Außerdem: du weißt, wie die Kleine ist. Ohne dich geht sie nicht! Wenn diese Flucht wirklich eine Rettungsmöglichkeit für sie sein soll, solltest du ihr die nicht nehmen. Und zudem: ich glaube nicht alles, was man uns erzählt. Man läßt sich viel zu schnell aus der Fassung bringen. Auch im Ghetto werden welche überleben, davon bin ich überzeugt. – Machst du uns einen Schluck Tee, Marie?"

Nach dem Tee schlossen wir den Abend mit einer Partie Karten ab. Keiner kam mehr auf unser Vorhaben zu sprechen.

Der nächste Tag war grau und häßlich. Jakob bemerkt meine Vorbereitungen: "Du gehst weg?"

"Ich möchte ein bißchen Luft schnappen."

"Ich komme mit. Ich gehe zu Hela."

Das Ghetto hat wieder sein gewohntes Gesicht angenommen. Nachdem wir ein Stückchen zusammen gegangen sind, trennen wir uns.

"Viel Spaß!" verabschiedet er sich. "Sei vorsichtig!"

Ich gehe eilig weiter. Jetzt muß ich Jakob und Mama verlassen. Ich habe keine andere Wahl. Meine einzige Rettung ist dieser Mann, der da draußen lebt, ein paar hundert Kilometer weit weg, und als Teil einer längst vergangenen Zeit noch viel weiter weg. Er wird mich längst vergessen haben. Aber was sonst? Ich habe keine Wahl. Beide werde ich jetzt hier zurücklassen, es muß sein. Der Gedanke an meinen Vater macht mich einen Augenblick lang unsicher. Was kann man da tun? Es stimmt: er trägt seine Visitenkarte im Gesicht. Wie sagte die Schwester von Hochwürden? *Man brauchte nur seine Augen anzusehen, seine Nase, seinen Mund, um das Übrige zu erraten.* Heftig verjage ich den Gedanken an meinen Vater. Auf jedenfall ist noch nichts Tatsache, noch nichts entschieden. Erst muß ich diesen Mann wiederfinden, ihn treffen, versuchen, die Kluft der dazwischenliegenden Zeit zu überbrücken. Ich muß bis in meine Kindheit zurückgehen, um ihn hervorzuholen ... ihn hervortreten lassen aus einem Waldspaziergang, wo er die Hand des aufgeregten kleinen Mädchens ergriffen hatte, das vom Geheimnis der Schatten und Bäume verwirrt war. Später habe ich ihn oft wiedergesehen, allerdings war er dann nicht mehr der Mann aus dem Wald. Er besuchte uns, ähnlich wie andere, die kamen, sich setzten und bedächtig über Dinge redeten, von denen ich nie gehört hatte. Er war auf die Seite der großen Leute übergetreten, er interessierte mich nicht mehr. Nachdem ich die Reifeprüfung abgelegt hatte, teilte mir meine Mutter mit, daß er um mich angehalten habe. Aber was ging mich das an? Ich kannte Jakob. An meinem Hochzeitstag erhielt ich einen prachtvollen Strauß Rosen von ihm. Das ist alles, was es über diese simple Geschichte zu sagen gibt, mit

der ich jetzt das Leben derer, die ich liebe, verknüpfen will. Es ist kindisch, wenn ich hoffe, daß diese Mann uns helfen wird – selbst wenn es mir gelänge, ihn zu erreichen, selbst wenn er sich erinnerte. Jedoch: was setze ich aufs Spiel? Eine Absage. Ich werde sie hinnehmen und niemand wird davon erfahren.

Entschlossen und mit meinen hohen Absätzen klappernd wie ein Mädchen, das der Wirkung sicher ist, die es hervorruft, betrete ich das Polizeibüro, von wo aus man noch mit der Außenwelt in Verbindung treten kann. Ich frage nach Marc. Er ist nicht da. Aber nachdem ich seine Freundin bin, könnte man mir die Dinge vielleicht etwas erleichtern. Man fragt, wen ich anrufen wolle. Ich sage den Namen der Stadt, den Namen jenes Mannes. In einer Ecke meines Gedächtnisses waren sie aufbewahrt, jetzt wiederhole ich sie mechanisch, ohne daß sich noch etwas rührt in mir. Ich setze mich und warte. Der Raum ist fast leer. An den Wänden Bekanntmachungen auf deutsch und polnisch. Kratzer ziehen sich über das Parkett, mit Staub verklebt. Das Läuten des Telefons reißt mich aus einer emporsteigenden Übelkeit. Unsinnige Hoffnung ergreift wie eine wärmende Woge Besitz von mir. Ich stehe auf. Noch ist nichts verloren. Neben dem Stuhl stehend beobachte ich die gemächlichen Bewegungen des Polizisten. Endlich hebt er den Hörer ab: "Hallo ... ja ... geben Sie ihn mir." Ich trete einen Schritt vor. "Hallo ... hallo?" (Ich spüre, daß ich die richtigen Worte finden werde, daß er mir zuhören wird.) "Hallo ... Ach, Sie sind es! Ich warte seit einer Stunde auf Ihren Anruf!" Ich lasse die Luft entweichen, die meine Brust angespannt hatte, fühle mich plötzlich tief erschöpft. Schüchtern setze ich mich wieder, schaue vor mich hin, ohne das geringste zu denken. Noch zweimal läutete das Telefon, aber ich rühre mich nicht mehr. "Das dauert oft sehr lange", erklärt mir der Polizist. Ich lächle ihn an mit dem Lächeln des wohlgezogenen Mädchens: "Das macht nichts, ich habe genug Zeit." *Ich habe genug Zeit:* ich wiederhole für mich diesen dummen Satz und wieder bleibt die Zeit stehen. Ich langweile mich nicht, ich werde nicht ungeduldig. Der schmierige Raum erstarrt zu grauer Endlosigkeit, durch die wieder das Läuten des Telefons dringt. "Das ist für Sie!" Der Polizist, aufrecht hinter seinem Schreibtisch, den

Hörer in der Hand, winkt mir. Obwohl ich mich nicht erinnere, auch nur eine Bewegung gemacht zu haben, finde ich mich wieder mit dem Hörer am Ohr. Ich murmele: "Hallo – "

"Hallo", antwortet eine ferne, unbekannte Stimme. "Hallo, wer spricht?"

"Ich!"

"Wer spricht? Hallo – " Die Stimme wird ungeduldig.

Ich nenne meinen Vornamen und meinen Mädchennamen. Und sofort ist die Stimme da, überspringt Hunderte von Kilometern, um hier an meinem Ohr zu sprechen: warm, besorgt. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Er fragt und ich antworte ... Warum ich anrufe, fragt er nicht. Er sagt, es sei nicht nötig, daß wir hierbleiben ... wir müssen so bald als möglich fort. Ich antworte: "Ja, selbstverständlich." Er dringt darauf, er wird heftig, ich antworte nur stumm mit ja. Dann ein Augenblick Schweigen. Ich spüre, ich muß auch etwas sagen, muß ihn festhalten. Aber ich schweige. Die Stimme beginnt von neuem: "Wir haben hier keine Schwierigkeiten. Komm zu mir. Ich übernehme alles. – Verstehst du mich?"

"Wir sind drei", sage ich mit Anstrengung.

"Drei oder zehn, das ist mir gleich. Komm und bring sie mit. Ich bereite Karten und eine Unterkunft vor. Verstehst du mich?"

Er legt mir ans Herz, während der Reise sehr vorsichtig zu sein. Ich sage ja, immerzu ja, mehr bringe ich nicht heraus. Er äußert noch weitere Ermahnungen, dann sagt er: "Bis bald."

Ich wiederhole: "Bis bald" und lege auf. Ich bezahle das Gespräch und gehe. Auf dem Treppenabsatz bleibe ich stehen. Niemand ist da. Ich setze mich auf eine Stufe und weine.

Gegen Mittag komme ich nach Hause. Jakob ist schon wieder zurück; er repariert den Herd, ist schwarz wie ein Köhler. Ich lege meine Tasche auf den Tisch. "Wir gehen weg von hier."

"Ja?" antwortet Mama. "Hast du einen Platz gefunden? So schnell?"

Ich überhöre den Spott.

"Wir gehen zu Michel."

Jakub fragt: "Du hast mit ihm gesprochen?"

"Ja, er erwartet uns. Dort ist es ruhig." Ich vermeide es, meinen Vater anzuschauen.

"Und du glaubst, daß man so ohne weiteres aus dem Ghetto rauskommen kann?" fragt Mama.

"Wir werden nicht die ersten sein, die das tun. Mit Geld ist noch vieles möglich."

Jakub beugt sich über den Küchenherd. Er schaut mich nicht mehr an. Ich wende mich zu ihm: "Das ist alles, was du zu sagen hast?"

"Ich habe keine Lust, von hier wegzugehen – ", antwortet er schließlich.

"O ja, selbstverständlich ... Uns ist das Herz schwer, wenn wir Papa, Mama und die ganze Familie zurücklassen. Das ist schön, das ist edel. – Aber kannst du dir vorstellen, daß ich keine Lust habe hier zu krepieren, und daß ich auch keine Lust habe, euch sterben zu sehen, einen nach dem andern ... Das gemeinsame Schicksal, die erhabenen Gefühle, ich schere mich nicht darum! Und dein durch die Trennung von deiner heiligen Familie gebrochenes Herz: ich schere mich auch darum nicht! Lasse ich nicht auch meinen Vater zurück, ganz allein? Und warum? Damit man dich nicht wegen seiner Judennase ermordet."

"Für mich ist es also, was du da vorhast?"

"Für mich, ganz allein für mich ... weil ich dich brauche! Aber du stehst ja über dem allen! Männer wie du sollten nicht heiraten. Bei euren edlen Gedanken kann man nur noch verrecken! Aber ihr solltet nicht das Wesen, das mit euch lebt, dazu zwingen, diesem Schauspiel beizuwohnen! Du hältst dich für gut und hochherzig ... und dabei hast du nichts Menschliches mehr!"

"Reg' dich nicht auf!" ist seine Antwort.

Es ist immer dasselbe. Man könnte meinen, daß er überhaupt nicht hört, was ich zu ihm sage. Und wenn das Kind uns sämtlichen Unsinn, den es in seinem kleinen Hirn hat, an den Kopf wirft: *Reg dich nicht auf, Liebling. Du siehst, ich kümmere mich um dich. Wir werden hier zusammenbleiben und werden hier zusammen krepieren.* Freundlich, ohne Aufregung. Und tatsächlich: Jakub legt seine kohlschwarze Hand auf meine Schulter und sagt: "Gut, wir gehen weg."

Dann wäscht er sich die Hände, lange. "Vater kann nicht hierbleiben. Er geht zu meinen Eltern."

Mutter: "Wieso allein? Ich bin doch auch noch da!"

Ich wende mich ihr zu. Das ist nicht bloß eine Mutter. Das ist die schönste, die feinste der Frauen, meine einzige Freundin. Die mich durchschaut und die mich vor mir selbst in Schutz nimmt. Ich fange an: "Also, Mama ... "

Dann nichts mehr. Ich bin leer.

"Versuch nicht, mich in die Tasche zu stecken, wie gewöhnlich", sagt sie da. "Man muß gerecht sein. Er ist dein Mann, und das ist richtig. Aber ich bin auch verheiratet."

Natürlich, sie hat recht. Ich opfere meinen Vater – mit der ganzen Kraft, zu der mein Egoismus fähig ist. Schändlich. Gemein. Im Grund aber: wozu? Das Ghetto verlassen – und dann? Der Tod erwartet uns auf der andern Seite ebenso. Warum ihm entgegenlaufen? Man ist hier zum sterben nicht schlechter dran als anderswo. Ich setze mich aufs Bett und wende den andern den Rücken zu.

"Es tut mir leid," sage ich dann, "wir werden nicht mehr darüber sprechen."

Da höre ich meinen Vater. Er stellt fest daß in der Zeit, in der wir leben, Ratsversammlungen keinen Sinn haben. Es gibt keine Logik mehr, Vorhersagen sind nicht mehr möglich. Jeder muß auf seine eigene innere Stimme hören. Er wendet sich an Mama: "Sie muß auf diese Stimme hören, die ihr rät, wegzugehen."

"Wegzugehen mit Jakob!" betont meine Mutter.

"Wird sie ohne dich gehen? Du weißt, wie sie ist: nicht fähig, im alltäglichen Leben zurechtzukommen. Sie wird Hungers sterben, weil sie keine Mahlzeit bereiten kann. Du mußt mitgehen, es sind ja noch Kinder! – Wenn wir alle beide hierbleiben, werden wir unsere Zeit damit verbringen, vor Ungeduld zu vergehen, uns die Gefahren vorzustellen, in die sie geraten könnten, die Dummheiten, die sie womöglich anstellt. – Jakob liebt sie so ... und läßt sie am Ende immer den ganzen Blödsinn

machen, der ihr durch den Kopf geht. Wenn ich weiß, daß du bei ihnen bist, werde ich ruhiger sein."

Mama möchte ihn unterbrechen, aber er spricht schnell weiter: "Ich werde mit den Eltern von Jakob zusammenleben, wenn es ihnen recht ist. Du brauchst dich nicht zu beunruhigen. Nach einiger Zeit werden wir uns alle wieder zusammenfinden ... und ihr werdet sehen, daß wahrhaftig gar kein Anlaß war, diese ganze Tragikomödie daraus zu machen. Komm, mach uns Tee!"

Jakub zündet den Herd an und stellt den Wasserkessel auf. Mama bleibt auf ihrem Stuhl sitzen, unbeweglich.

Schweigend trinken wir Tee. Nur mein Vater zwingt sich zum Sprechen. Er entwirft Pläne für unsere Flucht, schlägt Möglichkeiten vor, wie wir miteinander in Verbindung bleiben können. Ich betrachte ihn. Und plötzlich kommt mir der Gedanke – eine Gewißheit! – : ich werde ihn nie mehr sehen. Ich breche in Schluchzen aus, ich bin nicht zu beruhigen. Ich beweine meinen Vater, meinen Vater, den ich nicht mehr sehen werde. Und mitten in meinem Schluchzen höre ich ihn sagen: "Schau sie dir an, Marie. Und das willst du allein fortgehen lassen?"

An die folgenden Tage erinnere ich mich überhaupt nicht mehr. Nebelhaft, undeutlich wie dieser Zustand, der dem Aufwachen vorausgeht: man weiß, daß man bald die Augen aufmachen wird, sprechen muß, aber so lange wie möglich läßt man sich gegen die unbestimmten Gestade des Nirgendwo treiben, in einem körperlichen Dämmerzustand. Ich irrte weiter in den Straßen herum, wärmte mich an der Sonne, wenn sie schien. Ich mied meine Schwiegereltern und ihre kummervollen, feuchten Küsse. Ich kümmerte mich nicht um die Vorbereitungen. Marc, dem Jakob von unserem Vorhaben gesprochen hatte, übernahm alles. Er hatte sich mit einem polnischen Polizeibeamten in Verbindung gesetzt, der – gegen eine hohe Geldsumme – darauf eingegangen war, uns im Laufe der vereinbarten Nacht auf der anderen Seite der Mauer zu erwarten und uns bis zum Morgenrauen bei sich zu beherbergen. Natürlich hinderte nichts ihn daran, erst das Geld

einzustreichen, das man ihm im Voraus übermittelte, und uns im weiteren Verlauf zu denunzieren. Marc verbürgte sich für seine Korrektheit.

Der Tag ist gekommen. Wir haben Papa zu meinen Schwiegereltern gebracht, damit er uns nicht weggehen sieht. Der Abschied hat lange gedauert. Viele Küsse, viele Tränen. Ich war wohl die einzige, die nicht geweint hat. Ich war noch nicht aufgewacht. Wir drei sind zurückgegangen und erwarten jetzt die Nacht. Die beiden Koffer stehen seit langem bereit. Mir bleibt nichts zu tun übrig, als eine Uhr zu kontrollieren, die offenbar stehenbleibt, sobald man einen Blick darauf wirft. Es ist ein Spiel. Ich tue so, als ob ich sie für eine Weile vergäße, als ob ich von anderen Dingen in Anspruch genommen würde, und werfe dann heimlich einen schnellen Blick hin. Der große Zeiger ist ein wenig, nur ganz wenig weitergerückt. Ich wende die Augen ab und gebe mir selbst das Versprechen, dieses Mal länger auszuhalten, aber natürlich schwinde ich.

Während ich versuche, die Zeit zu überlisten, ist die Nacht hereingebrochen. Lautlos versinkt das Zimmer im Dunkel. Wir verhängen die Fenster nicht, wir machen kein Licht. Wir rühren uns nicht – jeder von uns, plötzlich an ein äußerstes Ende der Welt zurückgetreten, sieht einen Abgrund zu seinen Füßen. Wir haben die Tür halb offengelassen. In dieser Erstarrung überrascht uns Marc. Ohne weitere Umschweife fragt er: "Habt ihr Gepäck?"

Er nimmt unsere beiden Koffer und verschwindet. Die Angst nimmt mir den Atem. Welcher Wahnsinn treibt mich, daß ich die beiden Menschen, die ich am liebsten habe, in dieses schlimme Abenteuer treibe? Die Nacht ist jetzt ruhig, noch einmal eine Nacht mit ihnen zusammen. Es drängt mich, zu sagen: *Gehen wir nicht. Ich habe Angst. Morgen bringen wir Papa wieder hierher zurück.* Aber ich sage nichts. Ich rühre mich nicht. Jetzt bin ich ganz wach. Jakob steht auf und zieht seinen Mantel an. Seine Silhouette hebt sich schwarz gegen das Fenster ab. Wortlos hilft er meiner Mutter, sich fertigzumachen.

"Wo ist dein Mantel?" fragt er mich schließlich.

Mein Mantel? Wie ihn finden in dieser Finsternis? Jakob und Mama tasten suchend herum. Bis ich merke: "Ich habe ihn an!"

Wieder warten wir. Hätte doch dieses Warten nie ein Ende. Wenn ich mich nicht mehr bewegen müsste, würde meine Angst vergehen.

"Jakub – "

Sofort ist Jakob bei mir. "Alles wird gutgehen", sagt er. "Ich bin überzeugt davon." Sein Mantel drückt sich rauh gegen mein Gesicht.

Als ich den Kopf wieder hebe, steht Marc vor uns und sagt: "Kommt!" Er geht voran, wir folgen. Wir dringen in eine andere Nacht ein, die Nacht von "draußen", die Nacht über einer Welt, die feindlich und gefährlich ist. Und jetzt bemächtigt sich das Pflaster unserer Schritte, läßt sie nach allen Richtungen widerhallen, leitet sie die Straße entlang weiter, als wolle es Alarm schlagen. Gehässiges Gelächter verliert sich in den Seitenstraßen. Sämtliche Schrecknisse der Kindheit dringen auf mich ein. Todesangst, die Gefährtin der Erwachsenen, nimmt nun auch mich bei der Hand. Ich bemühe mich, so schnell wie die anderen zu gehen, der Umtriebe bewußt, die im Dunkel vor sich gehen mögen.

Marc bleibt stehen: "Hier."

Wo an einer Stelle die Dunkelheit noch dichter wird, erraten wir die Mauer. Fast schon flüsternd ruft Marc: "Herr Wosniak, sind Sie da?"

Und aus der Nacht antwortet eine Stimme: "Schaffen Sie mir den ersten herüber. Schnell."

Niemand von uns rührt sich.

"Beeilen wir uns", sagt Marc. "Sie, Madame."

Mama macht sich leise auf. Sie verschwindet im Mauerschatten, bis ich dann ihren Kopf und ihre Schultern sich gegen den Himmel abheben sehe. Und eine Stimme sagt: "Bringen Sie die Beine auf die andere Seite. Worauf warten Sie? Na ... halten Sie sich mit den Händen und lassen Sie sich runter ... "

Meine Mutter verschwindet.

"Der nächste."

Jakub preßt meinen Arm.

"Nein, zuerst du", antworte ich.

Dann sind Marc und ich allein. "Viel Glück", sagt er.

Ich habe bereits die Hand an der Leiter. Ich sage danke und fange an zu klettern, Ich übersteige die Mauer und lasse mich auf der anderen Seite hinab.

Hinter mir höre ich eine Stimme, ganz nahe: "Falls man uns anhält, werde ich sagen, daß ich Sie zur Polizeistation bringe. Ich habe Sie überrascht. Sie haben versucht, aus dem Ghetto zu entkommen, und ich bin in diesem Moment dazugekommen. – Anders kann ich es nicht machen. Ich setze meinen Kopf aufs Spiel."

Wortlos folgen wir dem Mann, zu dem die Stimme gehört. Warum bewegt er sich so langsam vorwärts, warum so vorsichtig? Laufen sollten wir, dann wären wir schon in Sicherheit. Er dreht sich nach uns um und sagt: "Beeilen!" Ja, wir beeilen uns, er jedoch geht im gleichen Tempo weiter. Wir biegen in eine kleine Straße ein, dunkler als die anderen, weil enger, der Mann bleibt stehen, öffnet eine Tür, wir überqueren einen Hof, steigen eine Treppe hoch, der Mann sagt: "Langsam!" – was zweifellos nicht bedeutet, daß wir langsamer gehen sollen als vielmehr, weniger Geräusch zu machen – und wir setzen vorsichtig den Fuß auf die Stufen, erst die Spitze, dann die Ferse, während der Mann wieder "langsam!" sagt, mehrere Male, denn die Stufen haben einen leichten Schlaf, es braucht nur wenig, daß sie aufwachen, lärmend und ächzend. Drei Stockwerke, dann öffnet der Mann uns noch einmal eine Tür. Ohne uns zu bewegen, warten wir in der Dunkelheit. Als das Licht angeht, ist der Mann aus der Nacht ein ganz gewöhnlicher Polizeibeamter geworden.

"Setzen Sie sich", sagt er.

Eine staubige elektrische Birne hängt über uns am Ende ihrer Schnur. Die fremden Möbel stellen ein Eßzimmer dar. "Hier müssen Sie bis morgen früh warten", setzt der Polizist hinzu.

Ein schleppender Schritt nähert sich, eine noch junge Frau kommt herein, das Gesicht von Schlaf gedunsen, mit farblosen Haaren. Sie trägt einen roten Morgenrock. Sie starrt uns an, einen nach dem andern, dann sagt sie: "Schon wieder Juden! Du wirst sehen, wohin dich das noch bringen wird. – "

Sie spricht, als ob wir nichts verstehen könnten, als ob wir zu verschieden von ihr seien, um etwas zu verstehen.

"Also mach uns jetzt Tee!" befiehlt der Polizist.

Die Augen der Frau blitzen auf. Die Arme in die Hüften gestemmt, geht sie auf ihren Mann zu, der plötzlich zu schrumpfen scheint. "Mir sagst du das! Ich soll Juden bedienen!"

Geschrei, Schimpfworte, Flüche folgen, von beiden.

Meine Mutter betrachtet, die Augen gesenkt und ohne sich zu rühren, ihre Schuhe. Ich schaue mich nach Jakob um. Aufmerksam und mit dem Eifer eines wohlerzogenen Schülers, der sich Mühe gibt, den Sinn der Worte des Professors zu erfassen, horcht er auf das, was die Frau sagt. *Ich stehe auf. Meine Hand preßt sich um den Griff eines Messers, seine lange Klinge blitzt eisig. Mit offenem Mund und wütendem Blick schaut die Frau zu mir, während ich auf sie zugehe. Ihr Morgenrock hat sich über einem runden, fahlen Bauch geöffnet. Sie weicht zurück bis zur Wand, preßt sich dagegen, scheint mit ihr zu verwachsen, aber ihr Bauch tritt vor, ist meinem Messer preisgegeben, das langsam, tief, mühelos eindringt. Mit derselben Leichtigkeit ziehe ich es zurück, aus dem Bauch dringt schwarzes Blut, dickflüssig, als sei es Schlamm. Ein leeres Gehäuse sinkt auf den Boden. Meine Mutter hebt den Kopf. Jakob murmelt: "Du sollst nicht töten –", und ich werfe mich an seinen Hals und schreie: "Das ist meine schönste Erinnerung, das ist meine schönste Kriegserfahrung –"*

Stille ist eingetreten. Wir sind allein, wir drei, und jeder sitzt auf seinem Stuhl. "Wo sind sie?"

Jakub wirft mir einen besorgten Blick zu. "Sie sind schlafen gegangen."

Ein paar Stunden später kommt der Polizist und schließt uns die Haustür auf. Bevor er uns weggehen läßt, wiederholt er: "Macht keinen Lärm auf der Treppe. Und merkt euch das gut: ich habe euch nie gesehen!"

Wir kommen hinaus, ohne jemandem zu begegnen. Eine unbekannte, noch leere Straße nimmt uns auf. Wir haben keine Ahnung, welche Richtung wir einschlagen sollen; aber das macht nichts: vor allem geht es jetzt darum, in natürlicher Gangart daherzukommen, der Gangart von

Leuten, die hier zu Hause sind, hier in der Straße, in dieser Stadt, auf der ganzen Erde. Da kommt ein Mann auf uns zu ... Ich weiß nicht, ob er alt oder jung ist, groß oder klein, vor allem anderen ist er einer jener Unzähligen, die über uns verfügen dürfen, wenn sie es wollen. Ich frage ihn nach dem Weg zum Bahnhof. Ich wage nicht, ihn dabei anzusehen – aus Angst, unserem Schicksal selbst ins Auge zu blicken. Aber mit wunderbarer Gleichgültigkeit gibt er uns Auskunft. – Ich drehe mich um. Er ist nicht stehengeblieben, er verfolgt uns nicht mit den Augen, er entfernt sich in gemessenem Schritt. Als wir hinkommen, ist der Zug, den wir nehmen müssen, schon im Bahnhof. Wir sind vielen Männern und Frauen begegnet, zunächst noch von dem Gedanken besessen, daß sich jetzt gleich ein entrüsteter Blick auf uns richten, ein Mund sich öffnen würde, um zu schreien, um uns zu verraten, – daß Hände nach uns greifen würden. Dann ist die Angst zu einem undeutlichen Gefühl geworden: wie ein Zahn, der schon lange weh tut, dessen Schmerz aber erträglich ist, an den man schließlich nur noch selten denkt. Und ohne große Aufregung löse ich die Fahrkarten. In einem Abteil finden wir freie Plätze. Ich setze mich neben eine dicke Bäuerin, die sofort ihr Mißfallen äußert, murrend hin- und herrückt, mir den Ellbogen in die Seite bohrt. Als sie merkt, daß ich nicht protestiere, macht sie um so kräftiger weiter. Mir wird klar, daß meine Geduld mich verdächtig machen kann. Es könnte bedeuten, daß ich unbemerkt bleiben will, daß ich jedes Aufsehen vermeiden will. Als mir die dicke Amme wieder ihren Ellbogen in die Seite drückt, drehe ich mich nach ihr um. "Sagen Sie, wie lange wollen Sie das noch machen? Ich habe keine Lust, aufzustehen, nur weil Sie zwei Plätze brauchen, um es bequem zu haben!"

Ein kleiner Mann mit rotem Gesicht, der mir gegenüber sitzt, fängt zu lachen an und stimmt mir geräuschvoll zu. Die Frau fängt an, ihn zu beschimpfen, von mir ist nicht mehr die Rede. Und nachdem das Warten auf die Abfahrt eines Zuges etwas sehr Langweiliges ist, ergreifen in Kürze alle im Abteil durch Gesten und kleine Bemerkungen Partei für den einen oder anderen. Die Zeit verstreicht, der Zug rollt, der Wortwechsel versickert allmählich, noch ein paar schwache Einwände, mehr der

Ordnung halber, dann fällt jeder wieder in seine Abgeschlossenheit zurück. Als Mittelpunkt unserer Einsamkeit zu dritt läßt sich eine quälende Drohung nieder: die Ausweiskontrolle. Bis zur Endstation kommen ohne Kontrolle ... --

Jetzt findet rings um uns ein großes Auspacken von Eßwaren statt, eine geradezu außergewöhnliche Zurschaustellung von Nahrungsmitteln in dieser Zeit der Beschränkungen, der Entbehrungen, der Lebensmittelkarten. Wurstgeruch kitzelt meine Nasenlöcher und erinnert mich daran, daß ich hungrig bin. Ich bemühe mich, den Essern nicht zuzuschauen, und der Hunger verjagt die Angst. Als das ganze Essen verschwunden ist, bleibt der Hunger zurück, die Angst kommt wieder, breitet sich darüber und trägt dazu bei, daß mein Loch im Magen noch größer wird. Wenn wir nur bis zur Endstation kommen, ohne daß es eine Kontrolle gibt, bitte: Keine einzige Kontrolle! Die Räder des Zuges bemächtigen sich der Worte, die ich denke, zerstückeln sie, wiederholen sie unaufhörlich, bis ich in einen schlafähnlichen Zustand gleite, aus dem mich plötzlich eine Stimme reißt: "Bitte die Fahrkarten."

Ich öffne die Augen und sehe vor mir eine Hand, die eine Karte hält, es ist meine Hand, diese demütige, inständig bittende Hand ... Der Kontrolleur reicht mir die Fahrkarte zurück und sagt danke. Er sagt danke zu meiner Mutter, zu Jakob. Er geht. Einen Augenblick lang betrachte ich das Stück Landschaft, das an diesem grauen Tag hinter der Scheibe vorüberzieht. *Wenn wir nur ...* Wieder falle ich in diesen unbestimmten, zerbrechlichen Dämmer Schlaf zurück, der zu dünn ist, als daß davon der Stachel der Angst überdeckt würde, der sich in meine abgestumpfte Seele bohrt: ... *keine einzige Kontrolle ...*

Am Abend gegen sechs Uhr kommen wir an. Niemand ist am Bahnsteig. Wir kommen uns vor wie ausgesetzt, allen Blicken preisgegeben, Zielscheiben auf einem verlassenem Bahnsteig. Ein schweigsamer Alter nimmt unsere Fahrkarten entgegen. Wir lassen den Bahnhof hinter uns, überqueren einen kleinen Platz, dann ist die Straße von Kiefern gesäumt. Unter den Bäumen suchen wir Zuflucht: von Baum zu Baum. Ich hebe einen Kiefernzapfen auf und gebe mir das

Versprechen, ihn für immer aufzubewahren. Immer ... ? Welche Bedeutung kann dieses Wort noch haben?

Auf der Hauptstraße des Dorfes erkundige ich mich. Man betrachtet uns lange, gibt leise Antwort und geht schnell weiter. Ich läute an dem Haus, das man uns bezeichnet hat. Die Tür öffnet sich. Michel, der Mann, zu dem wir uns aufmachten, steht vor uns, im Arbeitsanzug, schlecht rasiert, mit wirrem Haar. Schnell läßt er uns eintreten. "Sie müssen so schnell wie möglich fort. Hier hat es jetzt auch angefangen. Sie können nicht bleiben – "

Drei Wochen sind wir bei ihm geblieben, in einem Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen bleiben. Er telefoniert für uns mit dem Ghetto, berichtet uns beruhigende Worte meines Vaters, – aber auch, was Jakubs Mutter sagt: daß das Ghetto vernichtet würde, daß sie jedoch auf der anderen Seite ein Versteck für uns alle gefunden hätten. Und eines Tages erhält Michel die Adresse dieses Verstecks. Dieser Mann mit einem Gesicht, das grau vor Angst ist, den ich nicht wiedererkenne, steht vor uns mit gesenktem Kopf und wir wissen, worauf er wartet, was er nicht zu sagen wagt: dort ist ein Ort, wo wir hingehen können, wo wir uns verstecken können, – hier können wir nicht länger bleiben.

## AUF DER JAGD NACH DEM NÄCHSTEN TAG

"Hier ist es –"

Der weiße Klingelknopf schimmert sanft. Wir jedoch stehen unbeweglich, mißtrauisch vor dieser Tür.

"Läute", sagt Mama. "Wir können hier nicht stehenbleiben. Jeden Augenblick kann jemand kommen."

Warum fällt mir diese Handbewegung so schwer? Jakub streckt die Hand an mir vorbei und drückt auf den Knopf. Das leise Anschlagen der Klingel ist kaum zu hören, wie erstickt von schweren Vorhängen. Schritte nähern sich, und die Tür geht auf. Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, elegant gekleidet, mit feinem Gesicht, lächelt uns an.

"Treten Sie ein. Ich habe Sie erwartet."

Er führt uns in einen kleinen Salon, dort küßt er uns die Hand, meiner Mutter und mir. Dann schüttelt er sie Jakub kräftig. "Ihre Eltern sind wohlauf," sagt er zu ihm, "Sie werden sie gleich sehen. Setzen Sie sich. Ich werde Ihnen etwas zu trinken bringen."

Herr Wolinski kommt mit einer Flasche Wodka zurück. Er trinkt mit uns. Ich befeuchte meine Lippen mit der Flüssigkeit und ziehe ein Gesicht. Herr Wolinski bemerkt es.

"Trinken Sie! Sie müssen sich von Ihren Aufregungen erholen. Ich ahne, was das für Sie bedeutet, heutzutage sich draußen aufhalten zu müssen."

"Wir hatten keine Schwierigkeiten", erklärt Jakub.

"Nun gut, Sie hatten Glück. Aber man lauert den Ihnen auf. Eine Straße überqueren kann tödlich sein. Leider sind nicht nur die Deutschen hinter Ihnen her. Spitzel, Kollaborateure, fast die ganze Bevölkerung ... "

Er macht eine lange Pause und blickt zu Boden. Dann sagt er leise, ohne uns anzusehen: "Ich schäme mich für uns. Ich schäme mich, nicht genug für Ihr Volk getan zu haben. Ich schäme mich meiner Armut ... die mich zwingt, Ihr Geld zu nehmen, um Sie ernähren zu können."

Er hebt sein Glas und leert es mit einem Zug, fast fröhlich, als trinke er auf die Gesundheit eines lieben Menschen.

"Verzeihen Sie die jämmerlichen Verhältnisse, in denen Sie sich befinden werden. Sie werden zu elft in einem einzigen Raum sein. Das ist mein Fehler. Ich bringe es nicht fertig, nein zu sagen, wenn man sich an mich wendet. Außerdem, habe ich dazu das Recht? Wie kann ich entscheiden: dieser hier wird überleben, jener vielleicht nicht? Mein Lohn wird sein, daß ich so vielen der Ihnen wie nur möglich geholfen habe."

Wieder macht er eine Pause, diesmal betrachtet er uns aufmerksam, einen nach dem andern. Vielleicht erwartet er ein Wort von uns? Es wäre angemessen, etwas zu sagen; aber wir schweigen. Wahrscheinlich sind wir zu müde. Das Schweigen zieht sich in die Länge, wird peinlich. Endlich wendet sich Herr Wolinski an Jakob: "Sicher warten Sie voll Spannung darauf, Ihre Eltern wiederzusehen – "

Er steht auf und geht uns auf einem langen Gang voraus. Der für uns vorgesehene Raum ist ganz hinten. Ein Vorhang verbirgt die Tür. Bevor er uns eintreten läßt, sagt er: "Vergessen Sie nicht, daß Sie hier zu Hause sind und daß ich zu Ihrer Verfügung stehe."

Mein Blick verschwimmt – der Wodka, natürlich. Aus sämtlichen Ecken des Zimmers kommen Männer und Frauen zum Vorschein, kommen rasch heran, umringen Herrn Wolinski, fangen alle auf einmal zu sprechen an. Er antwortet ihnen lächelnd, hebt einen kleinen Jungen in die Höhe, der prompt zu lachen anfängt. Alle zeigen eine verzückte Miene. Dann treten wir in Erscheinung: Umarmungen ... Jakubs Eltern. Wolinski ist verschwunden. Jetzt sind es wir drei, die umringt werden. Fragen dringen auf uns ein, verwirren sich, vermengen sich zu Antwortfetzen, verzweigen

sich. Mir gelingt es, aus dem Kreis herauszuschlüpfen. Ich bin müde, möchte mich setzen. Und bemerke jetzt, daß es in diesem Raum kein einziges Möbelstück gibt. Matratzen, nichts als Matratzen: an der Wand, in der Mitte, überall. Und Koffer, aufeinandergestapelt, da und dort auf das Parkett abgestellt. In einer Ecke entdecke ich die Unseren. Sie scheinen nicht mehr zu uns zu gehören. Ich lasse mich auf die nächstbeste Matratze fallen. Mein leerer Magen findet sich schlecht mit dem bißchen Wodka ab, den ich anstandshalber getrunken habe. Dann strecke ich mich unauffällig aus, ziehe aber gleich die Beine wieder an. Niemand achtet auf mich. Dunst aus wirren Worten füllt das Zimmer. Mir ist, als ob in einer fremden, sonderbar dröhnenden Sprache gesprochen würde. Die Stimmen verlieren sich im Raum, verschwinden unter hallenden Gewölben ... Plötzlich sagt jemand deutlich, ganz nah: "Arme Kleine, sie ist eingeschlafen."

Später sitzt meine Mutter neben mir und hält mir eine Schale Suppe hin. Ich hatte bis zum Abend geschlafen. Ich sehe Jakob und seine Eltern um zwei Koffer sitzen, die ihnen als Tisch dienen. Ich habe keinen Hunger.

"Du mußt essen, sagt meine Mutter. Ihr Gesicht ist grau. Ich stelle die Schale auf die Erde.

"Um meinetwillen ist er allein zurückgeblieben – ", sage ich.

"Im Augenblick geht es gut. Er hat noch etwas Geld."

Ich sehe zu meinen Schwiegereltern. "Warum haben sie ihn nicht mitgenommen?"

"Er hat nicht gewollt. Er hat sich in den Kopf gesetzt, daß sein Platz dort sei. – Iß jetzt!" Wieder gibt sie mir die Schale in die Hände. Folgsam führe ich einen Löffel an den Mund, dann noch einen. Ich halte inne. Ich werde Papa nie mehr sehen. Im Dunkel der Zukunft flammt allein diese Gewißheit auf: Niemals mehr werde ich meinen Vater sehen.

"Iß weiter", sagt meine Mutter. Zwischen ihren Augen zeichnet sich ihre Schlechte-Laune-Falte ab. Ich nehme die Schale nochmal zur Hand. Auf Matratzen, auf Koffern essen auch die anderen, sie scheinen ganz zufrieden mit ihrem Los.

"Wer ist das?"

"Sie kommen alle aus dem Ghetto. Sie sagen, daß Wolinski gut sei, daß man ihm völlig vertrauen könne."

Nachdem die Schüsseln eingesammelt sind, wird das Zimmer für die Nacht hergerichtet. Am Abend gibt es kein Licht. Aus den Koffern, die jetzt in einer Ecke aufgestapelt werden, holt man Schlafanzüge und Nachthemden. Wenn erst die Matratzen verteilt sind, in zwei Reihen, bleibt in der Mitte nur ein schmaler Durchgang. Ich lege mich zwischen Mama und Jakob nieder. Der kleine Junge kommt zu jedem, um Gutenacht zu sagen, zu uns auch. Ich rieche den Suppengeruch, der noch an ihm haftet.

Zwischen den Matratzen geht die Unterhaltung noch lange weiter. Man lacht, man macht Spaß. Das Ende des Krieges kommt näher, und es ist wirklich ein Glück, hier zu sein: so reden sie. Der Name Wolinski ist oft zu hören, und auch von seiner Frau ist die Rede. Er, er ist ein "Heiliger", sie eine "Närrin" und ein "Goldherz".

Mama und Jakob scheinen schon zu schlafen. Eine Stimme nach der anderen schweigt, bald hört man nur noch eine alte Frau, die eintönig weiterspricht, ohne zu merken, daß niemand zuhört. Dann wird auch sie müde. Das Fenster hat keine doppelten Vorhänge, so daß das Mondlicht die düsteren Häufchen aus schlafenden Frauen und Männern nachzeichnet. Eine Stimme flüstert: "Laß mich in Ruhe!" Aber kurze Zeit darauf ist beschleunigtes Atmen zu vernehmen. Dann wird auch dieses Paar von der Stille verschlungen.

Ich schlafe bereits, als sich ein kühler Hauch über mein Gesicht legt. Ich öffne die Augen. Der Umriß einer Frau hebt sich gegen das schwarze Rechteck der Tür ab. In ihrem hellen Haar verfängt sich das Mondlicht. Sie schließt die Tür hinter sich und gleitet die Matratzen entlang. Um sie genauer zu sehen, müßte ich mich aufrichten, aber das wage ich nicht. Jedoch bin ich ganz Ohr. Jemand murrte, der es nicht schätzt, aus dem Schlaf gerissen zu werden. Dann sein Flüstern: "Oh, Sie sind es!"

"Ja, ich bin es", antwortet die Frau. "Ich bin gekommen, und ich werde wiederkommen." Sie lacht leise. "Du siehst, ich habe keine Vorurteile. Du bist mein Jude, der mir gehört –"

"Es geht nicht ... Ich habe Ihnen doch schon gesagt –"

"Mir verdankst du alles ... ich halte eure Leben in der Hand, das weißt du doch ... Habe ich da nicht ein bißchen Liebe verdient?"

Er schweigt. Und die Frau verliert die Geduld. Ihr Stimme wird heftig: "Worauf wartest du? Bist du kein Mann?"

"Sie tun mir weh", sagt der Mann kläglich.

"Du willst nicht?"

"Doch, doch –" Ich meine den Schauer zu spüren, der ihn ergreift. Und plötzlich weiß ich, wer es ist. Ein ganz junger Mann, ein Jüngling, mit einem hübschen Kopf. Ich erinnere mich an große Augen, seinen unbefangener Blick.

Jetzt schweigen beide: ein Paar wie die anderen? Ich ziehe die Decke über mich und halte die Hände vor die Ohren, möchte weinen vor Wut.

Als ich die Augen öffne, bietet das Zimmer bereits wieder den Anblick vom Vortag. Die Koffer dienen wieder als Tische und Sitzgelegenheiten. Während ich mich unter der Decke anziehe, fühle ich, daß ich beobachtet werde. Ich blicke in die großen Augen, die sich sofort abwenden.

Eben kommt eine Frau herein. Auf einem großen Tablett trägt sie Tassen, eine Kaffeekanne und Stapel von geschnittenem Brot. Ihr Morgenrock ist halb offen und läßt schwarze Unterwäsche sehen. Ihre Augen sind rot und schlafverschwollen, die blonden Haare unordentlich zusammengesteckt.

"Guten Morgen" sagt sie mit matter Stimme.

Von allen Seiten wird ihr entgegenkommend, dankbar geantwortet, man nimmt ihr das Tablett ab, schiebt einen Koffer heran, auf den sie sich setzt. Die Frau rührt sich nicht, sie blickt wie abwesend vor sich hin. Plötzlich scheint sie dann zu erwachen, steht auf, schließt den Morgenrock, setzt sich wieder. Ihre Augen beleben sich. Dann sagt sie, daß wir uns nicht beunruhigen sollen, geduldig sein sollen, sie und ihr

Mann werden alles tun, was in ihrer Macht steht, um uns zu schützen. So lange wir hierbleiben, könne uns nichts Böses passieren. Sie zieht einen Bonbon aus der Tasche und reicht ihn dem Kind.

"Sie verwöhnen ihn allzu sehr, Frau Wolinski, Sie sind wirklich zu gütig", ruft die Mutter des Kleinen.

Frau Wolinski bricht in Lachen aus. Ein erstaunlich jung klingendes Lachen aus dem Mund dieser Frau. Ihr Blick sucht den jungen Menschen mit den großen Augen. Der ist in die Betrachtung seiner Kaffeetasse vertieft.

"Wir tun für euch alles, was wir können", wiederholt sie. "Das einzige, was wir verlangen, ist, daß man uns ein wenig Liebe entgegenbringt. Nichts als ein bißchen Liebe."

Der Sinn dieser Worte scheint deutlich, die Drohung jedenfalls ist kaum verhüllt. Von allen Seiten werden Lobesworte laut, man preist sie, man preist ihren Mann, aber sie hört wohl nicht zu. Sie ist nicht mehr da – ihr Morgenrock klafft von neuem, ihre Schultern fallen zusammen, ihr Blick verliert sich. Die Tassen werden wieder auf das Tablett gestellt, dazu die Kaffeekanne. Dann gibt es ein kurzes Schweigen. Sie steht auf, nimmt das Tablett und geht hinaus.

Am Nachmittag stattet uns Sam, mein Schwager, einen Besuch ab. Er hat Zuflucht gefunden bei einem Freund, den er in Warschau fand. Er ist elegant gekleidet und hat die Haare mit Wasserstoffperoxid entfärbt, um echt arisch blond zu sein. Einige Zeit später läutet beharrlich die Klingel. Ein Schatten legt sich auf die Gesichter. Alles schweigt. Feste Schritte nähern sich. Wir hören Wolinskis Stimme.

"Aber schließlich, wenn ich Ihnen sage, daß hier niemand ist ... Da ist nichts als die Kleiderkammer ... Ich versichere Ihnen ..."

Aber die Tür öffnet sich und zwei Männer in schwarzen Lederjacken kommen herein. Wolinski hält sich im Hintergrund. Der eine der Männer stößt einen leisen Pfiff aus.

"Sieh einer an. Voll! Ziehen Sie sich an, schnell. Wir gehen." Niemand rührt sich. "Was habe ich gesagt?"

Der Andere scheint seine ganze Aufmerksamkeit auf die Koffer zu richten. Ob er sie zählt? Wolinski mischt sich ein: "Das könnt ihr trotzdem nicht machen. Ihr seid von den Unsern, ihr seid keine Deutschen!"

"Wir haben Befehle. Und dann: ich kann sie nicht riechen, die Juden!"

"Befehle –", sagt Wolinski, "das schließt nicht aus, daß man sich einig wird."

Der andere scheint nicht gehört zu haben.

"Ich bin überzeugt davon, daß wir uns einig werden können", beharrt Wolinski. "Kommen Sie, wir trinken einen Schluck."

"Ich trinke gern einen Schluck, aber verlassen Sie sich nicht drauf, daß ich ihre Schützlinge aus der Affäre ziehe."

Bevor sie hinausgehen, dreht Wolinski sich um und macht uns ein Zeichen, das ermutigend gemeint sein könnte. Das Geräusch der Schritte entfernt sich auf dem langen Gang, der an der Wohnungstür endet. Dann herrscht Schweigen.

"Retten wir uns!" sagt Sam. Auf den Fußspitzen stürzt er auf den Gang, gefolgt von einigen der anderen. Als er die Wohnungstür erreicht, geht sie auf, und lächelnd erscheint der andere der beiden, der nichts gesagt hatte.

"Das habe ich erwartet. Machen Sie schnell, daß Sie wieder zurückgehen, wo Sie hergekommen sind!"

Wie ein nachsichtiger Lehrer, der seine Schüler bei einer Missetat ertappt hat, folgt er ihnen mit den Augen, während sie mit gesenktem Kopf ins Zimmer zurücktappen. Eine Frau fängt zu schluchzen an. Schon sind es drei, vier, die vor sich hinjammern ...

Schließlich erscheint Wolinski wieder. Sein verzerrtes Gesicht veranlaßt die Weinenden, innezuhalten.

"Ich habe alles getan, was ich konnte." Traurig wiederholt er: "Was ich nur konnte!" Er schüttelt den Kopf. "Das sind keine Menschen. Die Menschen sind von dieser Erde verschwunden!"

"Bringen sie uns weg?" fragt Sam mit tonloser Stimme.

"Ja", antwortet Wolinski. "Oder ... in diesem Fall ... " Er unterbricht sich, läßt seinen Blick über die Gesichter rings um sich irren, und dann,

mit einer Handbewegung, in der sich seine ganze Ohnmacht ausdrückt:  
"Sie wollen viel Geld. Sie sind so gemein!"

"Wieviel?"

"Fünftausend Złoty."

"Versuchen Sie doch, ob sich nicht handeln läßt", fordert Sam.

"Nichts anderes tue ich seit einer Viertelstunde – sie wollten viel mehr!"

"Was sollen wir machen, Herr Wolinski?"

"Ich schäme mich ... ich schäme mich für diese Leute – "

"Was sollen wir machen?" flehen entsetzte Stimmen.

"Ich glaube, daß man nichts machen kann. Außer zahlen. – Aber lassen Sie sich gesagt sein, daß Sie hier zu Hause sind, auch wenn Sie einmal kein Geld mehr haben. Solange mir auch nur ein Stück Brot bleibt, werde ich es mit Ihnen teilen!"

"Wie weiß man, daß sie uns nicht gleich anzeigen werden, nachdem sie unser Geld genommen haben?" fragt Sam.

"Da seien Sie unbesorgt. Die wissen, was sie aufs Spiel setzen."

Die Männer bilden eine Gruppe in einer Ecke, und mein Schwiegervater sammelt das Geld ein.

"Hier ist es", sagt er, während er es Wolinski übergibt.

Nachdem Wolinski gegangen ist, wagt niemand, das Schweigen zu brechen. Niemand, wenn da nicht die Mutter des Burschen mit den großen Augen wäre, die auf einem Koffer sitzt, die Hände flach auf die Knie gelegt hat und vor sich hinmurmelt: "... Krone meines Hauptes ... Wo ist die Krone meines Hauptes ..."

Jetzt erst werden wir gewahr, daß ihr Sohn verschwunden ist.

Als Wolinski wieder zu uns stößt, nickt er in tiefer Erleichterung mit dem Kopf. "Es ist nochmal gutgegangen. –"

Wir sagen ihm, daß der junge Mann fehlt.

"Er kann nicht weit gekommen sein", ist seine Antwort. "Ich sehe draußen nach."

Als er nach sehr kurzer Zeit wiederkommt, lädt er uns mit einer unbestimmten Handbewegung ein, ihm zu folgen. Nach ihm treten einige

von uns in einen kleinen Salon direkt neben unserem Raum; er deutet auf Beine, die unter einem Sofa hervorragen.

"Los, komm da vor!" befiehlt er mit lauter Stimme. Entsetztes Stottern dringt zu uns: "Nein ... nein ... ich bin nicht da ... das bin ich nicht ..."

Wolinski bricht in überlautes Gelächter aus, was um so überraschender ist, als wir bei ihm besonders zurückhaltende Umgangsformen gewohnt sind.

Die Mutter des jungen Mannes kniet sich hin: "Komm, mein Kleiner, komm. Sie sind fort!"

Am Abend bringt Frau Wolinski die Suppe. Anstelle ihres Morgenrocks trägt sie jetzt ein etwas zerdrücktes Kostüm. Sie legt sofort los.

"Ich habe erfahren, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hat. Wir werden Ihretwegen noch im Gefängnis landen! Sie erhalten Besuche, Sie gehen aus ... Sie benehmen sich, als ob unsere Wohnung ein Hotel wäre! Die Spaziergänge Ihres Sohnes sind nicht tragbar –", wendet sie sich an die Mutter des jungen Mannes.

"Frau Wolinski hat recht", sagt diese. "Was brauchst du wegzugehen? Hier bist du sicher! Du bringst dich überflüssig in Gefahr, David!"

Ohne den Blick von seiner Schüssel zu heben, ißt der junge Mann weiter, als ginge ihn das Ganze nichts an.

"Hast du gehört, was die Dame gesagt hat? Vielleicht hat man dich verfolgt ..."

"Nein, man hat mich nicht verfolgt", wirft David zwischen zwei Löffeln Suppe hin.

"Und grade Sie haben keine Angst, ganz allein auf der Straße rumzulaufen?" fragt Frau Wolinski jetzt spöttisch. "Mein Mann hat mir erzählt, unter welchen Umständen man Sie entdeckt hat heute nachmittag ... unter dem Sofa."

David's Hand bleibt auf halbem Weg zwischen Napf und Mund stehen. Ohne den Blick zu heben, sagt er: "Draußen, da habe ich keine Angst. Man kann sich immer in Sicherheit bringen. Aber hier, das ist wie eine Mausefalle!"

"Eine Mausefalle?! – Sie gehen zu weit!" schreit jetzt Frau Wolinski. "Das werde ich meinem Mann sagen und ich hoffe sehr, daß er Sie alle rausschmeißt!"

Keiner ißt weiter. Hände, die noch die Löffel halten, strecken sich bittend Frau Wolinski entgegen. "Das können Sie nicht tun, liebe Frau Wolinski! – Er ist ein Kind, er weiß nicht, was er sagt. – Man darf die Worte eines Kindes nicht ernst nehmen! – Liebe Frau Wolinski ..."

"Bitte Frau Wolinski sofort um Verzeihung. Hörst du, David, bitte um Verzeihung!"

Der Junge ißt weiter, auf seinem Gesicht unverändert dieser träumerische, ein wenig beschränkte Ausdruck, der ihm eigentümlich ist. Seine Mutter faßt nach seinem Handgelenk. "Bitte um Verzeihung David!"

Gehorsam sagt er: "Verzeihen Sie, Frau Wolinski."

Es ist offensichtlich, daß diese Worte für ihn keine Bedeutung haben. Ich beneide ihn um die Leichtigkeit, mit der er sich von seiner Umwelt absondern kann. Vielleicht ist das ein Vorrecht der Einfältigen.

"Sie haben mich gereizt", verkündet Frau Wolinski. "Mich, die Sie so so liebt. Das ist nicht recht." Ihre Stimme ist leise geworden, als ob sie gleich in Tränen ausbrechen würde. Man umringt sie, tröstet sie, küßt ihre Hände. Sie wünscht uns gute Nacht und verläßt den Raum, als nähme sie alle Sünden der Welt auf sich.

Es dauerte nicht lange, bis ich alle Einzelheiten des Repertoires der Frau Wolinski kannte. Jeder ihrer Auftritte war angelegt auf die Szene, die sie anschließend spielen würde. Es war wie ein geheiligtes Schauspiel, ein Passionsspiel, dessen Szenen wie zu unserer Erbauung abrollten, eine oder zwei pro Tag. Sie konnte sich alles erlauben, ihr Publikum folgte ihr. Niedergeschlagenheit folgte auf Entrüstung, Mitleid auf Verachtung.

"Ich gehe aus", sage ich laut. Trotz mißbilligender Blicke kämme ich mich sorgfältig, dann ziehe ich meinen Mantel an. Ich tue so, als ob ich einige bittere Bemerkungen nicht hörte. Jakob begleitet mich bis an die Tür.

"Ich komm nicht vor Abend zurück, beunruhige dich nicht."

"Gib gut acht", sagt er mit einem Lächeln, das gleich wieder verschwindet. Fast will ich wieder kehrtmachen, aber schon der Gedanke an den langen, allen anderen zum Verwechseln ähnelnden Tag, den ich in dieser – nun ja: *Mausefalle* zu durchleben hätte, läßt mich die Tür heftig schließen; ich stürze die Treppe hinunter. Draußen scheint die Sonne. Frauen gehen vorbei, mit nackten Beinen in kurzen Kleidern. Ich richte meine Schritt nach dem ihren. Ich gehe, ohne mich zu beeilen. Ich bleibe vor den Schaufenstern der Läden stehen.

"Was würden Sie zu einer Tasse Tee und einem Stückchen Kuchen sagen?" macht sich eine Stimme bemerkbar, während ich vor dem Schaufenster einer Konditorei stehe.

"Ich meine, das wäre eine gute Idee."

Der Mann ist noch jung, elegant gekleidet. Sein Gesicht ist ernst und entschlossen. Ich habe den Eindruck, er muß sich Mühe geben zu lächeln. Wir treten ein und lassen uns in einer Ecke an einem der Tischchen nieder.

Sein Blick ruht auf meinem Ehering. "Sie sind verheiratet?"

"Ja."

"Ich auch. Sie leben mit Ihrem Mann?"

"Nein, ich bin allein." Sein erzwungenes Lächeln kommt wieder. "Aber ich suche keinen Anschluß", füge ich hinzu.

"Sie haben sehr jung geheiratet –"

"Ich weiß nicht. Mir kommt es vor, als ob ich bereits verheiratet auf die Welt gekommen wäre."

"Scheint Ihnen die Ehe so lange?"

"Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, daß ich leben konnte, bevor ich ihn kannte." In einem plötzlichen Entschluß stehe ich auf: "Entschuldigen Sie, ich muß anrufen."

Er steht seinerseits auf, um mich vorbeizulassen, und sagt dabei kein Wort. Ich schließe mich in die Zelle ein. Nachdem ich gewählt habe, antwortet sofort eine Männerstimme, als ob sie mich erwartet hätte.

"Es ist dringend. Hören Sie gut zu. Ich bin in einer Teestube, die Nummer ist ..." Sie ist am Apparat verzeichnet – "... 1183. Rufen Sie

meinen Vater und sagen Sie ihm, daß er mich anrufen soll, 1183, Sie haben verstanden? Ich werde warten, aber beeilen Sie sich um Himmels willen!"

"Es wäre gut, wenn Sie mir den Namen und die Adresse Ihres Vaters nennen würden."

"Entschuldigen Sie! – Ich bin so – –"

"Ich verstehe, ich verstehe sehr gut. Ich höre."

Ich gebe ihm alles Notwendige an. "Ich werde hier warten. Ich bitte Sie –"

Bevor ich an den Tisch zurückgehe, lasse ich ein oder zwei Minuten verstreichen, um meine Ruhe wiederzugewinnen. Sobald der junge Mann mich kommen sieht, zwingt er sich wieder zu einem Lächeln. Ich frage mich, warum ihm das so schwerfällt.

"Ich erwarte einen Anruf, hier", erkläre ich. "Vielleicht dauert es ziemlich lange. Ich möchte Sie keinesfalls aufhalten –"

"Ich habe viel Zeit ... und Geld auch."

Sein Lächeln hält an, wird unangenehm. Tee und Kuchen werden gebracht. "Was ist Ihnen lieber: reden oder nicht reden?"

"Sprechen wir", antworte ich.

Mehrere Minuten vergehen, und wir sagen kein Wort. Mit den Fingerspitzen zeichne ich unsichtbare Muster auf das Tischtuch; er spielt mit einer Streichholzsachtel.

"Wenn man nichts sagt, vergeht die Zeit langsamer", bemerkt er schließlich. "Mögen Sie Katzen?"

Überraschend, was man über Katzen alles sagen kann. Keineswegs sind alle Katzengeschichten, die wir kennen, schon erzählt, als ich von der Bedienung meinen Namen rufen höre.

"Telefon für Sie", bedeutet sie mir.

Ich zwinge mich, durch den Raum zu gehen ohne zu laufen. Ich lasse mir sogar Zeit beim Schließen der Tür der Telefonzelle.

"Hallo –", sage ich vorsichtig.

"Hallo," antwortet Papas Stimme, "wo seid ihr?"

"Wir sind noch immer bei den Eltern von Jakob. Und du? Wie geht es dir?"

"Es könnte nicht besser sein. Alles ist ruhig hier."

"Papa, du mußt zu uns kommen."

"Das ist unmöglich, meine Kleine. Hier bin ich zu Hause. Ich kann meine Nase spazierenführen, wo es mir beliebt."

"Ist Marc noch da?"

"Sicher. Ein reizender Bursche. Von Zeit zu Zeit besucht er mich – in der Hoffnung, etwas von dir zu erfahren."

"Höre, Papa. Marc wird dir beim Weggehen helfen. Wie uns."

"Das kommt nicht in Frage. Ich bleibe hier."

"Aber Papa ... alle gehen fort ... alle, die dazu in der Lage sind."

"Das ist aber falsch. Erzähl mir lieber von Mama."

"Mama geht es gut. Ich bitte dich, hör mir zu – " Aber ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagen könnte, um ihn zu überzeugen.

"Wen du mich wiedersehen willst ... wenn du uns wiedersehen willst ... "

"Aber wir werden uns bald wiedersehen! Nur daß ihr inzwischen viel unterwegs wart, und ich bin ruhig an meinem Platz geblieben. Wenn ihr vernünftig seid, kommt ihr hierher zurück."

Ich begreife, daß es zwecklos ist, weiter in ihn zu dringen. Er ist blind. Seine Überzeugungen sind um so fester, als ihnen jede Beziehung zur Wirklichkeit fehlt.

"Papa ..."

"Ja. Ich höre dich, meine Kleine."

"Gib gut acht auf dich."

"Aber es geht mir ausgezeichnet!" Und sein sorgloses Lachen dringt zu mir.

"Wenn etwas passiert ... ich meine ... wie vor unserer Abreise ..."

"Wir haben Vorsorge getroffen. Sorge dich nicht."

"Hast du genug Geld?"

"Mehr als ich brauche. Ich werde sogar noch was übrig haben, wovon ich nach dem Krieg eine Sauferei veranstalten kann."

Ausführlich erklärt er mir, was ich Mama und Jakob von ihm ausrichten soll. Er vervielfacht seine Ermahnungen und Ratschläge – als ob auf unserer Seite die Gefahr größer sei. Ich gebe mir keine Mühe mehr, die Tränen zurückzuhalten.

"Ich muß dich verlassen, Papa ... "

"Dann ... auf Wiedersehen – !"

Als ich schon auflegen will, sagt er so leise, daß ich ihn kaum verstehe: "Ich habe mich gefreut, daß du mich angerufen hast, Kleines."

Bevor ich wieder zurückgehe, wasche ich mir in der Toilette das Gesicht. Eigentlich möchte ich mich davonmachen, ohne noch einmal den Mann zu treffen, der dort drinnen auf mich wartet. Aber das ist unmöglich; es gibt keinen andern Ausgang.

Kaum sitze ich wieder an meinem Platz, bestellt er von neuem Tee. Schweigend wartet er, bis der gebracht wird.

"Trinken Sie", sagt er dann.

Ich schüttele verneinend den Kopf, meine Tränen beginnen von neuem zu fließen. Unbeholfen berührt er meine Hand.

"Alles dauert seine Zeit," sagt er dann, "das Gute wie das Schlechte."

Ich schaue ihn an und er zieht die Hand zurück.

"Gehen wir", sage ich.

"Trocknen Sie sich die Augen. Es ist nicht gut, Aufmerksamkeit zu erregen." Er reicht mir sein Taschentuch.

Draußen fragt er mich: "Ist es Ihnen recht, wenn ich Sie begleite oder wollen Sie sich lieber hier verabschieden?"

"Begleiten Sie mich bis ans Ende dieser Straße."

Bevor wir uns trennen, bittet er mich um ein Wiedersehen, und ich verabrede mit ihm, in drei Tagen vor derselben Teestube zu sein.

Ich bin das rüddige Schaf in der Herde geworden. Zwei- bis dreimal in der Woche gehe ich jetzt weg, und jedem meiner Ausgänge geht die gleiche Zeremonie voraus. Zunächst folgen die Augen aller schweigend meinen Bewegungen, während ich meinen Mantel anziehe. Dann schleudert mir einer ins Gesicht: "Wir werden sehen, es kommt soweit,

daß Sie Unglück über uns alle bringen!" Jetzt macht die Mutter des jungen Burschen weiter: "Und von so einer ... hängt das Leben meines Kindes ab!" Nie spricht sie das fehlende Wort aus. Zuletzt spornen sie sich gegenseitig an: "Die Gnädige opfert uns, weil sie Lust hat auf einen kleinen Spaziergang! Gehe ich etwa spazieren?" Je nachdem, wie ich grad aufgelegt bin, gehe ich darauf ein oder nicht. Meistens beeile ich mich, wegzukommen; gleich werde ich diesen Mann treffen, von dem ich nichts als den Vornamen kenne: Marian. Wir trinken zusammen Tee und essen Törtchen. Niemals stellt er mir Fragen oder versucht, mich zu begleiten. Abends erzähle ich Jakub alles, Wort für Wort berichte ich ihm unsere Unterhaltung. Aber auch nachdem ich mehrere Male mit ihm zusammengekommen bin, kann ich keineswegs sicher sagen, mit was für einem Menschen ich es zu tun habe und ob ich ihm trauen kann oder nicht.

Wir sind entschlossen, von Wolinski wegzugehen. Mit den Schwiegereltern sind wir uns einig, daß es gefährlich wäre, noch länger hierzubleiben. Am Nachmittag hatten wir Besuch gehabt, der ebenso aussah wie jener, der uns vor einigen Wochen so teuer zu stehen war: Zwei Männer in schwarzen Lederwesten ... Das gleiche böse Spiel weiderholt sich. Sie befehlen uns, ihnen zu folgen. Wolinski protestiert, appelliert an ihre Menschlichkeit, lädt sie ein, ein Glas zu trinken, kommt niedergedrückt zurück, um uns zu sagen, daß jene gemein sind, und stellt fest, daß man nichts anderes tun kann als zahlen. Mit fünftausend Złoty zogen sie ab. Als sie weg sind, dachten alle darüber nach, durch welche Kanäle sie unterrichtet worden sein könnten. Man geht die Eltern durch, die Freunde, alle, die vor kurzem zu Besuch hier waren. Mich hat man in Ruhe gelassen, vielleicht, weil ich drei Tage lang nicht weggegangen bin. Unser Entschluß ist jedoch gefaßt. Mein Schwager Sam will morgen kommen; er hat Beziehungen, vielleicht kann er einen anderen Unterschlupf für uns finden.

Am selben Abend, nachdem wir uns schon hingelegt haben, sagt jemand plötzlich ins Dunkel hinein: "Und wenn es Wolinski wäre – ?"

In das erschrockene Schweigen hinein wiederholt er: "Wenn es Wolinski selbst ist, der das ausgeheckt hat, und die anderen sind alle nur seine Kumpane?"

Verdrängte Befürchtungen und Vermutungen, die man nicht auszusprechen gewagt hatte, werden uns jetzt bewußt. Mein Schwiegervater bemerkt: "Sie haben fast dasselbe gesagt wie letztes Mal."

Erst zögernd, dann immer erregter werden Stimmen in allen Ecken des Raumes laut. Die Gebärden und Worte von Wolinski, seine Blicke, sein Lächeln, alles erscheint in einem anderen Licht, alles trägt dazu bei, das Bild eines Betrügers erstehen zu lassen. Jeder gesteht sich ein, daß er seit langem ahnte, daß Wolinski ein menschenverachtender Verräter ist. David sagt: "Ich wußte immer, daß es Wolinski und seine Hure von Frau sind."

Empörte Rufe antworten ihm: "Warum hast du nichts gesagt!"

"Mir hätte man sowieso nicht geglaubt", sagt David ebenso verächtlich wie resigniert.

Mit Sam sondern wir uns in einer Ecke ab. Wir orientieren ihn über das Geschehene. Als er versteht, was wir von ihm erhoffen, wird er ärgerlich. "Wenn ihr glaubt, daß das so leicht ist – " Er denkt einen Augenblick nach: "Jakub, ihn könnte ich vielleicht unterbringen. Da kenne ich ein Versteck in der Umgebung von Warschau."

"Und die anderen?" fragt Jakub.

"Da ist nur Platz für einen."

"Dann lassen wir es."

"Bildest du dir ein, daß man es sich raussuchen kann? Ich schlage dir etwas Sicheres vor, und du machst es schwierig. Dann wasche ich meine Hände in Unschuld!"

"Reg dich nicht auf, Lieber", mischt sich die Mutter der beiden ein. "Jakub will sich nicht von seiner Frau trennen, das ist natürlich."

"Sie? Sie muß sich nicht verstecken. Das wäre eine unnötige Ausgabe. – Ich weiß nicht, ob ihr euch darüber im klaren seid, was uns jetzt noch zu tun bleibt – "

"Deiner Meinung nach: was soll sie machen?" fragt jetzt Jakub.

Sam betrachtet mich. "Du kannst dir sehr gut in der Stadt ein Zimmer mieten, bei Privatleuten."

"Unter welchem Namen? Mit was für Papieren?" schreit Mama wütend auf.

"Misch dich hier nicht hinein, Mama", beruhige ich sie. "Laß ihn."

"Also gut, was Jakub angeht, das wird gehen, ich hoffe es", redet Sam weiter, als ob nichts wäre. "Jetzt geht es darum, einen Unterschlupf für Papa und Mama zu finden. Ich werde mich noch heute abend umschauen."

Von meiner Mutter ist nicht mehr die Rede. Als ob sie nicht vorhanden wäre.

Am Abend bringt uns Wolinski selbst die Suppe. Er gibt seiner guten Laune Ausdruck und macht Späße, über die er als einziger lacht. Schließlich bemerkt er es. "Stimmt etwas nicht – ?"

"Wir haben die Geschichte von gestern noch nicht vergessen", sagt Davids Mutter.

"Das ist doch erledigt! Es ist nichts mehr zu befürchten. Sehen Sie mich an! Mache ich mir Sorgen, ich? Nein, ich bin voller Hoffnung, und ich teile Ihr gefährliches Leben. Wir werden davonkommen, vertrauen Sie mir!"

"Wir glauben Ihnen", antwortet mein Schwiegervater. "Wenn sich sowas aber wiederholen sollte, bliebe uns kein Złoty."

"Seien Sie doch nicht so pessimistisch! Es wiederholt sich vielleicht nicht, und selbst wenn, – ein bißchen Geld haben Sie doch noch, nicht wahr?" Niemand sagt ein Wort. "Ich frage nicht aus Neugier. Sie wissen genau, daß mein Haus auf jeden Fall das Ihre ist. Ihre Sicherheit ist meine ganze Sorge. Aber wir haben gesehen, mit wem wir es zu tun haben. Bei solchen Leuten ist Geld leider das einzige, was Sie retten kann ..."

"Etwas Geld haben wir schon noch, Herr Wolinski", sagt Jakub.

Das gewinnende Lächeln unseres Gastgebers kehrt zurück. "Dessen war ich sicher, Gott sei gelobt."

Nach seinem Weggang werden in den verschiedenen Grüppchen leise Beratungen abgehalten. Alle überschlagen die Möglichkeiten, die sie haben, um einen neuen Zufluchtsort zu finden.

Wir haben uns bereits niedergelegt, als Jakob zu mir sagt: "Ich verlasse dich nicht."

"Unsinn", entgegne ich. "Mama und ich, wir kommen schon zurecht. Vielleicht finde ich ohne dich leichter etwas für uns."

"Und die Papiere?"

"Die gibts doch zu kaufen, falsche Papiere, oder – ?"

"Nur – es wird dir kaum gelingen, sie dir zu beschaffen."

"Man wird mir helfen. Sorge dich nicht meinerwegen."

Nach einer Pause fragt mich Jakob ganz leise: "Glaubst du, daß ER dir helfen wird?"

"Ich bin überzeugt davon."

"Du hast wirklich Vertrauen zu ihm?"

"Völliges Vertrauen." Ich gebe mir kaum Rechenschaft über das, was ich sage.

"Triffst du ihn morgen?" fragt Mama.

"Ja."

Und sie fragt ebenfalls: "Du vertraust ihm?"

"Höre, Mama, laß mich in Ruhe! Schlafen wir."

Unter meiner Hand spüre ich, wie Jakubs Schulter zuckt. Ich beuge mich über ihn. Er weint, das Gesicht gegen die Matratze gepreßt, ohne einen Laut. Und ich, ich bringe keinen Ton heraus, kein Wort ...

Wie gewöhnlich wache ich später auf als die anderen. Immer versuche ich, morgens noch länger zu schlafen; verwirrt vom Stimmengewirr, klammere ich mich an den Schlaf, versuche ihn festzuhalten unter der über den Kopf geschlagenen Decke. Merke ich, daß es zwecklos ist, fange ich an, mich anzuziehen. Als ich in meine Unterwäsche schlüpfe, reißt das Gummiband. Verärgert rufe ich: "Mama!" Ungewohntes Schweigen antwortet mir. Ich blicke mich um: meine Mutter ist nicht zu sehen. Vielleicht ist sie im Badezimmer nebenan. Aber warum dieses Schweigen? Ich frage Jakob: "Wo ist Mama?"

Wortlos hält er mir ein Stück Papier hin. Ich lese, lese immer wieder: es bleiben dieselben Wörter: *Ich habe beschlossen, wieder zu Deinem Vater zu*

*gehen. Ich bin eine alte Frau und für die anderen und Dich eine große Belastung. Wenn Du heute hinausgehst, ruf die Nummer an, die Du kennst. Wir werden dort sein.* – Man wird auf einen Operationstisch gelegt, eingeschläfert, ein Glied wird abgeschnitten. Beim Aufwachen sind nur noch die Schmerzen da. Schmerzen, die immer stärker werden. Ich ziehe mich vollends an, mit Bewegungen wie jeden Tag.

Dauids Mutter kommt zu mir her. "Heute morgen ganz früh habe ich Ihre Mama in ihren Koffern wühlen sehen. Ich habe sie gefragt, was sie macht. Sie hat mir erklärt: *Ich räume auf. Ich kann nicht schlafen; dann kann ich mich genauso gut beschäftigen.* – Wolinski weiß sicher nicht, daß sie fort ist. Das wird einen schlechten Eindruck machen. Man wird ihm sagen müssen, daß sie einen Spaziergang macht."

Ich lege unsere Matratzen aufeinander, räume sie weg an die Wand. Ich setze mich. Meine Schwiegereltern kommen zu mir. Zunächst sagen sie kein Wort. Es ist zu schön, als daß es so bliebe. Meine Schwiegermutter beginnt: "Ich glaube, deine Mama hat recht gehabt, ins Ghetto zurückzugehen. Das ist alles, was sie noch tun konnte –"

"Warum? Weil euer Sprößling beschlossen hat, daß nicht mehr genug Geld da ist, um sich auch noch um mich und meine Mutter zu kümmern? Ob er eines Tages über euch genauso entscheiden wird? Euretwegen ist sie gegangen."

"Vielleicht ist sie dort sicherer als hier", wagt sich mein Schwiegervater hervor.

"Na gut, warum geht ihr dann nicht dorthin zurück?"

"Stell dir vor, seit gestern überlege ich es mir."

"Du bist verrückt!" schreit seine Frau auf. "Während alle Welt weiß, daß sie das Ghetto liquidieren werden!"

Ich lache laut auf: "Was macht es schon, wenn die andern draufgehen, Hauptsache, man rettet die eigene Haut. Im allerengsten Familienkreis."

Jakub greift nach meiner Hand, ich schiebe ihn weg. Ich wende mich gegen ihn: "Ich kann nur hoffen, daß an dem Tag, an dem meine Eltern umkommen, deine ebenfalls krepieren!"

Es scheint, als ob mein Schwiegervater erst langsam begreift, was ich gesagt habe. Er schaut mich an mit dem Blick eines geschlagenen Hundes. Seine Frau jedoch richtet sich zu ihrer ganzen Größe auf, ihr Gesicht glüht: "Das ist zuviel! Komm."

Jakub bleibt bei mir. Der kleine Junge kommt und zieht an meinem Rock. Ich lege ihm die Hand auf den Kopf. Im selben Augenblick ruft ihn seine Mutter ungeduldig. Das Kind rührt sich nicht.

"Komm her, sofort! Ich mag es nicht, wenn du herumlungerst ... ganz gleich bei wem."

Mein Mann macht eine beruhigende Handbewegung. "Laß," sage ich, "gib keine Antwort. Jetzt haben sie Angst vor mir –"

Dann taucht Frau Wolinski auf (ihr Morgenrock ist offen). Sie kommt auf mich zu. "Wo ist ihre Mutter?"

"Sie hat sich aus dem Staub gemacht."

"Wohin?"

"Ich weiß nichts."

"Wieso? Ohne uns vorher etwas zu sagen? Das ist unstatthaft!"

"Darauf kommt es nicht mehr an: sie hatte keinen Złoty mehr."

"Sie ist so weggegangen, ohne Geld?"

"Ja."

"Aber warum eigentlich?"

"Wir haben uns gestritten."

"Ach, das ist es also!" Sie ist beruhigt. "Trotzdem nehmen sich manche hier zu viele Freiheiten heraus. Man wird dem ein Ende machen müssen. Schließlich werden Sie uns noch auf der Nase herumtanzen."

Kurze Zeit später kommt Sam. Er verkündet, daß er für seine Eltern ein Versteck gefunden habe, sogar in Warschau. Was Jakub angeht, so sei man darauf eingegangen, ihn in diesem Vororthaus aufzunehmen, unter der Bedingung: keinerlei Besuche.

"Das ist sehr gut so", bemerkt meine Schwiegermutter, während sie mir einen bösen Blick zuwirft. In diesem Augenblick erkenne ich, wie sehr wir geschlagen sind. Was ist aus Jakubs Mutter von vor dem Krieg geworden,

dieser schlichten, geraden und guten Frau? Und aus mir? Daß ich solche haßerfüllten Worte in den Mund genommen habe, sie den Eltern meines Mannes entgegengeschleudert habe?

"Ich werde nicht gehen," antwortet jetzt Jakob, "nicht unter einer solchen Bedingung."

"Er muß", entgegne ich. "Wenigstens für eine Weile." –

Dann, nachdem alles entschieden ist, kommt wieder die Angst. Wem wird Jakob dort in die Hände fallen? Einem Halunken wie Wolinski? Das sicher nicht, denn jener dort versteckt Juden schon seit zwei Jahren, ohne daß ihnen etwas Böses zugestoßen ist. Und die Tatsache, daß er Besucher ablehnt, flößt mir eher Vertrauen ein.

"Also gut, verlieren wir keine Zeit," sagt Sam abschließend, "ich nehme Papa und Mama sofort mit. Dich", wendet er sich an Jakob, "werde ich heute abend holen."

"Heute?" fragt Jakob und wird blaß.

"Es hat keinen Sinn, hierzubleiben und darauf zu warten, daß man uns nochmal blechen läßt."

Daß meine Mutter fehlt, scheint ihm gar nicht aufzufallen. Bevor sie gehen, umarmt mich mein Schwiegervater lange, ohne ein Wort zu sagen. Seine Frau umarmt mich ebenfalls und gibt mir gute Ratschläge. Aber niemand fragt mich, was ich machen werde. Ich rechne auf Marian, aber das wissen sie nicht.

Am Nachmittag gehe ich, um Marian wiederzusehen. Vor der Teestube ist er nicht. Ich warte eine Viertelstunde, dann trete ich ein. Vielleicht ist er drinnen. Im Lokal befindet sich nur ein älterer Mann, der gelangweilt seinen Tee schlürft. Ich steuere auf den Tisch zu, wo wir gewöhnlich sitzen. Die Bedienung lächelt mich an: "Der Herr verspätet sich heute, soll ich Ihnen schon etwas bringen?"

"Erst möchte ich telefonieren. Wenn er kommt, sagen Sie ihm doch, daß er auf mich warten soll."

Drinnen in der Zelle ist es mir einen Moment lang unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Nummer fällt mir nicht mehr ein. Ich

zwinge mich zur Ruhe, und wie von allein findet sich mein Finger auf der Nummernscheibe wieder zurecht. Dieses Mal sollte ich nicht warten müssen. "Sie sind da", sagt der Mann am anderen Ende. Und schon höre ich eine leise Stimme sagen: "Hallo – "

"Bist du es, Mama?"

"Alles ging gut," sagt sie, "wir sind zusammen. Und du?"

"Bei mir ist alles in Ordnung gebracht. Mach dir keine Sorgen. Heute abend bekomme ich meine Papiere und morgen ein Zimmer."

"Das ist ER?"

"Ja, er übernimmt alles."

"Sei vorsichtig, mein Kind. Du bist noch so jung – "

Ich sage ihr, welche Vorkehrungen für Jakob und seine Eltern getroffen wurden. "... Mama, wenn ich wieder zu euch käme – "

"Keinesfalls. Ich erlaube es dir nicht."

"Warum?"

"Aber ... wenn du herkäms, bist du endgültig weg von Jakob."

Ich verliere die Beherrschung und weine. "Mama ... warum bist du fort?"

Sie gibt keine Antwort. Dann höre ich die Stimme meines Vaters: "Was ist los? Warum weint deine Mutter?"

"Alles ist in Ordnung, Papa, alles ist in Ordnung!"

"Warum weint ihr denn alle beide – ?"

Meine Mutter hat den Hörer wieder aufgenommen. Ihre Stimme klingt ruhig. "Dieser Mann – "

"Er ist anständig," antworte ich eifrig, "völlig uninteressiert. Ist es so unerhört, auf dieser Erde einmal einem ordentlichen Menschen zu begegnen?"

"Ich weiß nicht ... Ich habe so Angst um dich."

"Dann hätte man mich nicht alleinlassen dürfen." Plötzlich ist meine ganze Bosheit wieder da.

"Aber ich konnte nichts mehr für dich tun ... Ob du dir wohl heraushelfen wirst?"

"Mit falschen Papieren bin ich ganz ruhig, bis der Krieg vorbei ist. Aber ihr?"

"Wir, wir fühlen uns sehr wohl. Hier ist alles ruhig."

Beide schweigen wir, verzweifelt darum bemüht, noch etwas zu finden, um einander Mut zu machen.

"Ich werde in ein paar Tagen anrufen."

"Wann genau? Es ist besser, wenn wir gleich da sind."

"Gut, sagen wir nächsten Dienstag, um die gleiche Zeit."

"Bis Dienstag, mein Kind." Wieder setzt ihre Stimme aus.

Ich lege auf. Wie das erstemal gehe ich zur Toilette und wasche mir das Gesicht. Beim Herausgehen treffe ich die Bedienung. "Der Herr ist noch nicht da", sagt sie. "Soll ich Ihnen jetzt den Tee bringen?"

"Nein, ein andermal."

"Er kann ja noch kommen –"

"Nein, ich werde gehen. Ich glaube, ich habe mich im Tag geirrt."

Sie tut so, als ob sie mir glaubt: "Sowas kommt vor."

Im Lokal sitzt jetzt ein Mann neben einer Frau. Er dreht mir den Rücken zu. Wenn er es wäre? Ich gehe so auf ihn zu, daß ich ihn im Profil sehen kann. Natürlich ist er es nicht. Auf der Straße spähe ich immer noch aus, nach links und nach rechts, erfolglos. Im Gehen rede ich mir ein, daß Mama recht hatte, ins Ghetto zurückzugehen. Ich hätte nichts für sie tun können, sie nichts für mich. Jakob wird in Sicherheit sein. Und ich bin frei. Ich brauche mir um niemanden mehr Sorgen zu machen. Ich verlangsame meine Schritte. Es ist nicht nötig, daß Jakob merkt, daß ich viel früher zurückkomme als vorgesehen. Gegen meinen Willen halten meine Augen weiter Ausschau.

Bei Wolinski erwartet mich Jakob, auf seinem Koffer sitzend. Er ist bereit. Ich hatte mir vorgestellt, daß wir uns eine Menge Dinge zu sagen haben würden, bevor wir uns trennen. Aber nachdem ich die kleine Geschichte, die ich mir ausgedacht habe, ganz genau erzählt habe, verstummen wir beide. Fast fühle ich mich erleichtert, als mein Schwager eintrifft. Er gibt mir Jakubs neue Adresse, ebenso die seinige. "Aber es ist

besser, wenn du nicht zu mir kommst. Wir werden für irgendwo etwas ausmachen."

Ich schlage ihm vor, uns morgen zu treffen. Sam zeigt keine Begeisterung.

Auf dem Flur preßt mich Jakub an sich. Ich benütze die Gelegenheit und lasse fast das ganze Geld, das ich bei mir habe, in die Tasche seines Überrocks gleiten. Ich höre ihn an meinem Ohr den unvermeidlichen Satz flüstern: "Gib gut acht auf dich." Ich sage ihm das gleiche. Und wir trennen uns. Wolinski und seine Frau sind beide nicht da, so geht der Auszug glatt vonstatten.

Wie verabredet, warte ich ein paar Minuten, bevor ich auch weggehe. Solange ich die Stimmen der Zurückbleibenden noch hinter mir höre, rede ich mir ein, daß es bevorzugte Geschöpfe sind. Ich schließe die Tür hinter mir: ein Abschnitt meines Lebens löst sich von mir ab, als ob es ihn niemals gegeben hätte.

Die Hand am Ende meines schwer herabhängenden Armes schwillt an. Der schwere Koffer schneidet in die Finger. Ich muß ihn loswerden; lange kann ich so nicht gehen. Der Abend kommt, die Läden schließen. Ob ich den Koffer bei der Bedienung in der Teestube lassen könnte?

Ich biege um die Straßenecke und sehe schon von weitem, wie sie den eisernen Rolladen herunterläßt. Ich rufe ihr.

"Ach, Sie sind es! – Er ist nicht gekommen ..."

"Kann ich meinen Koffer bis morgen dalassen?"

Warum gibt sie keine Antwort? Ich warte, bis sie den Rolladen vollends heruntergezogen hat, und frage nochmal: "Würden Sie mir diesen Koffer bis morgen aufheben?"

"Was ist denn drin?" fragt sie argwöhnisch.

"Wäsche, Kleider. Sie können sehen –"

"Gut. Morgen holen Sie ihn ab."

Ich danke ihr und gebe ihr einen Teil des Geldes, das ich noch habe.

Die fast leeren Straßen hallen unter den Schritten der wenigen verspäteten Passanten. Ich schaue auf meine Uhr: es ist viertel vor neun. Noch einige Minuten bis zur Sperrstunde. Eine deutsche Patrouille kommt vorbei. Der Unteroffizier schreit: "Schnell, schnell!" Ich fange an zu laufen. Ich sehe eine offene Tür und dringe in den Hausgang ein. Da steht der Hausmeister vor mir. "Sie wohnen hier?"

Ich mache kehrt und laufe wieder hinaus. An meinem Rücken prallen Schimpfworte ab. Auf beiden Straßenseiten werden die Türen verschlossen, sind schon geschlossen. Mir ist, als schlössen sie sich, sobald ich mich nähere. Unvermittelt bleibe ich stehen. Eben hatte ich im Laufen das Bild einer offenen Tür im Auge. Ich laufe weiter. Da ist sie: ein großes dunkles Rechteck, in das ich mich hineinstürze. Vor mir, weit weg, schimmert ein rotes Licht. Mein Herzschlag füllt das Schweigen um mich aus. Ich warte, bis er sich beruhigt, und gehe dann auf dieses Licht zu, das durch die Finsternis sickert. Der eigenartige Nachhall meiner Schritte, der kaum merkliche Geruch, der in der Luft schwebt, der Eindruck, daß mir das ganze Gesicht des Raumes auf den Schultern lastet, läßt mich erkennen, wo ich bin! Undeutlich unterschiede ich Säulen rechts und links. Ein Lichtpunkt kommt auf mich zu, wird mich gleich treffen. Sacht schwankt er hin und her, die Nacht bewegt sich um ihn. Ich flüchte auf die Seite, gleite zwischen zwei Bänke und kauere mich zusammen. Über mir, an der Mauer, tritt der unter dem Kreuz gekrümmte Christus hervor, daneben bärtige Gesichter mit riesengroßen Augen, den Mund halboffen ... Sie bewegen sich sprunghaft, tauchen plötzlich wieder in die Dunkelheit ein, erscheinen von neuem, entsprechend dem Schritt des Mannes, der mit seiner Laterne näherkommt. Jetzt ist er auf gleicher Höhe mit mir. Für den Bruchteil einer Sekunde trifft meine Augen ein Lichtstrahl. Dann höre ich, wie er die Türe abschließt. Der Klang hallt im Kirchenschiff wieder. Der Mann kommt zurück. Wieder tanzen der Christus und sein Geleit über die Mauer. Ich schließe die Augen, als das Licht auf sie fällt.

Nach einigen Minuten gehe ich auf das rote Licht zu. Die Heiligenfiguren tauchen aus der Dunkelheit auf wie blutbefleckte

Kadaver. Einige erscheinen nur bruchstückhaft: verstümmelt, ohne Kopf, eines Armes oder der Beine beraubt, in der Nacht treibend. Eben will ich mich auf eine Stufe setzen, zu Füßen des Altars, als meine Hand zögernd über einen weichen Teppich streift. –

Ich erwache, eingerollt in einen großen roten Teppich. Der anbrechende Tag läßt an den Fensterscheiben farbige Figuren hervortreten. Ich steige die Stufen hinab und verberge mich hinter dem Beichtstuhl. Eine Stunde später sehe ich den Küster durch das Kirchenschiff kommen. Er hat die Tür geöffnet; nach seinem Rundgang verschwindet er wieder. Ich warte noch ein wenig, bevor ich zu einer Bank gehe und mich setze. Bis zehn Uhr, gestehe ich mir zu. Dann werde ich zu der Verabredung mit meinem Schwager gehen.

Ich frage mich, ob in einer Kirche Ausweise kontrolliert werden. *Fräulein, Ihre Papiere! – Ich habe keine. – Tut mir leid, dann haben Sie nicht das Recht, hierzubleiben. Wir sind hier in der Öffentlichkeit. – Aber Gott ...? – Gott ist hier eine Sache der Öffentlichkeit. Vielleicht könnten Sie sich an einen Privatgott wenden.*

Genau zehn Uhr verlasse ich die immer noch leere Kirche. In dem Café, das mir mein Schwager bezeichnete, bringt man mir einen heißen Tee. Danach gehe ich zur Toilette, wo ich mich heimlich frisch mache. Sam trifft mit großer Verspätung ein. Er scheint keine Zeit zu haben.

"Keine Schwierigkeiten bei Jakob", berichtet er. "Er ist in Sicherheit. Und du, macht es sich?"

"Im Moment nicht allzu gut."

"Natürlich," sagt er schnell, "am Anfang ist es immer schwierig."

"Und eure Eltern?"

"Es geht. Sie fühlen sich wohl, sind bei anständigen Leuten."

"Dann steht ja alles zum Besten."

Er entschuldigt sich: er habe eine dringende Verabredung.

"Schreib' mir deine Adresse", sagt er beim Hinausgehen.

"Selbstverständlich. Sobald ich sie habe."

Sein Tee steht noch auf dem Tisch, er hat ihn nicht angerührt. Ich werfe einen Blick in das Lokal. Niemand beobachtet mich. Ich leere die Tasse in

einem Zug. Jetzt geht es darum, wie man am besten den Tag totschrägt. Wie lange kann ich hier bleiben, ohne Verdacht zu erregen? Heimlich zähle ich mein Geld. Viel Kleingeld und vier oder fünf größere Scheine. Damit kann ich mich einige Tage über Wasser halten, nachdem das Hotel (die Kirche) nichts kostet. Allerdings nur unter der Bedingung, daß ich mir in den Cafés nichts zu essen leiste. Aber wenn ich nichts bestelle, werde ich hier gehen müssen; mit einem belegten Brot könnte ich es noch eine Stunde hinziehen. Bestimmt wäre es vernünftiger, in einer Bäckerei Brot zu kaufen und es unterwegs zu essen. Aber es ist sehr angenehm, in einem Café zu sitzen. Am Nachbartisch läßt sich ein Mann nieder. Über seine Zeitung hinweg bestellt er: "Kaffee und ein Sandwich, Butter und Käse."

"Sofort", sagt die Bedienung.

Als sie bei mir vorbeigeht, sage ich: "Bitte, dasselbe für mich auch."

Warum habe ich das gesagt? Ich mag keinen Kaffee. Natürlich, es war leicht zu bestellen, und ich wollte damit so schnell wie möglich zu Ende kommen. –

Die Zeiger meiner Uhr sind noch kam vorgerückt, – vor mir stehen nur noch eine leere Tasse und ein leerer Teller. Der Herr neben mir hat noch sein halbes Brot in der Hand. Ich rede mir zu, daß ich noch ein Anrecht auf eine kleine halbe Stunde habe. Des öfteren erscheint an einer Tür in der Tiefe des Lokals ein großer, magerer Mann, schwarz gekleidet. Vermutlich der Geschäftsführer. Diesmal bleibt sein Blick an mir hängen, zögert. Ich rufe die Bedienung und und zahle. Beim Hinausgehen komme ich an dem Mann in Schwarz vorbei: er beachtet mich überhaupt nicht. Ich hätte durchaus noch bleiben können.

Aufs Geratewohl gehe ich durch die Straßen. Es ist nicht so warm, daß ich mich auf eine Bank setzen könnte. Ein junger Mann kreuzt meinen Weg, sein Gang ist steif, er hält den Kopf auf eine arrogante und verächtliche Weise. Seine Hände tragen Handschuhe, die Füße hebt er jedoch zu hoch, als daß seine Haltung noch natürlich wirken würde. Einige Schritte hinter ihm trippelt mit kurzen, unregelmäßigen Schritten

eine Frau, in einen Schal gehüllt, der ihr Gesicht halb verbirgt. Unaufhörlich huschen ihre Augen hin und her, nach rechts, nach links, wie Vögel im Käfig, die sich an den Stäben stoßen. Juden, alle beide. Wie gut man sie erkennt! wie sie sich verraten! Ich bleibe stehen und drehe mich nach den beiden um, die sich so bemühen, unbemerkt durchzukommen. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie von einer Minute zur andern festgenommen würden.

Ich gehe in die Kirche zurück, um mich ein wenig auszuruhen, danach ziehe ich wieder los. Mein Koffer quält mich. Es wäre an der Zeit, ihn zu holen. Aber was soll ich damit machen? In die Gepäckaufbewahrung? Gefährlich. Der Bahnhof wird überwacht, ist voller Deutscher; ohne besonderen Grund wird man nach den Papieren gefragt. Ob die Bedienung vielleicht darauf eingeht, ihn noch einen Tag aufzuheben? Und dann? Nein, es ist immer nur der nächste Tag, den man zu bestehen hat, danach ist nichts!

Ich gehe hinein. Dankbar sehe ich diesen vertrauten Ort wieder, der einzige, der noch eine Verbindung bedeutet mit dem früheren Leben. Fast alle Tische sind besetzt. Ein Tablett in der Hand, kommt die Bedienung bei mir vorbei. "Er ist da", flüstert sie mir anzüglich zu.

Tatsächlich, er sitzt in einer Ecke, wirkt schlecht gelaunt. Mir scheint, daß er es vergessen hat. Ein Fremder. Ich habe Lust zu verschwinden. Er bemerkt mich jedoch und macht mir, ohne aufzustehen, ein Zeichen mit der Hand. Ich gehe hin.

"Setzen Sie sich." Er betrachtet mich lange. "Ich konnte gestern nicht kommen. Ein verstauchter Knöchel. Konnte nicht gehen. Aber was ist ihnen passiert? Die Bedienung erzählte mir, Sie haben einen Koffer hiergelassen."

Ich hab keine Antwort. Reden, Erfinden, Lügen: das ist alles zu anstrengend.

"Ich sehe, Sie haben kein Vertrauen zu mir."

Ich protestiere schwach.

"Hören Sie: wenn ich so jemandem wie mir begegnete, dann hätte ich, glaube ich, auch wenig Vertrauen. Es könnte aber sein, daß man

gezwungen ist, seine Zuflucht zum ersten besten zu suchen." Er schweigt einen Augenblick, sagt dann schroff: "Ich erwarte nicht von Ihnen, daß Sie mir Ihr Leben erzählen. Sagen Sie mir lediglich, wo Sie sich augenblicklich aufhalten."

"Seit gestern liege ich auf der Straße", ist meine Antwort. "Ich habe keinen Ausweis und fast kein Geld."

"Aber wo haben Sie die Nacht verbracht?"

"Sie haben mich gefragt, wo ich im Augenblick bin."

"Da stimmt. Entschuldigen Sie."

Er bestellt Tee und Kuchen. Wir sprechen jetzt von unwichtigen Dingen. Ich sage mir, daß er die Gesellschaft von Frauen sucht um der Erregung willen, die das mit sich bringt, um seine Phantasie anzuregen; daß er die Präliminarien besonders schätzt. Der Rest dürfte ihn schnell langweilen. Er braucht Neues. Ein blasierter Mensch. Mein Fall ist jedoch zu verwickelt für ihn. Er wittert die Unannehmlichkeiten, die ich ihm verursachen könnte. Ich kann mich wohl in seine Lage versetzen. Er schweigt und scheint in eine schwierige Überlegung versunken. Wahrscheinlich sucht er nach einem Weg, um sich elegant wieder herauszuwinden.

"Es hat keinen Zweck, daß Sie sich über mich den Kopf zerbrechen", sage ich endlich.

"Die Sache ist ganz einfach die, daß ich nicht weiß, wo man Sie für ein paar Tage hinstecken könnte. Für fünf oder sechs Tage."

"Und danach?"

"Danach gibt es keine Schwierigkeiten mehr. Aber ohne Ausweis kann ich Sie nirgends hinbringen. Und ich brauche mindestens fünf Tage, um Ihnen einen zu beschaffen. Was die Sache kompliziert, ist die Tatsache, daß ich Sie unmöglich zu mir nach Hause bringen kann. Sehen Sie, ich bin ein schlechter Ehemann, und meine Frau hat, mit Recht, keinerlei Vertrauen zu mir."

"Für diese fünf Tage könnte ich mir sehr gut helfen."

"Wie wollen Sie es nachts machen?"

"Wie ich es letzte Nacht gemacht habe."

"Ich muß dann schon wissen, wo Sie Ihre Nächte verbringen ... Ich kann mich um Ihre Papiere kümmern, aber ich habe keine Lust, es umsonst zu machen. Ich will sicher sein, daß Sie sich keiner Gefahr aussetzen."

"Ich setze mich keiner Gefahr aus."

"Gestatten Sie, daß ich mich selbst davon überzeuge."

Ich lächle: der Herr entwickelt Autorität. "Ich habe in einer Kirche geschlafen."

"Wo, was?"

"In einer Kirche."

"Es ist wohl nicht der richtige Zeitpunkt für Späße – "

Und ich berichte ihm, auf welche Weise ich die vergangene Nacht verbracht habe. Ich sage ihm sogar, um welche Kirche es sich handelt. Er schweigt, und ich benutze die Gelegenheit, die Torte in Angriff zu nehmen. Endlich jemand, der sich meinetwegen den Kopf zerbricht. Und falls er will, daß ich den Preis dafür zahle ... – wenn ich erstmal falsche Papiere habe, wird es mir immer möglich sein, das Feld zu räumen.

"Kann ich noch eine Tasse Tee haben?"

"Natürlich. Entschuldigen Sie, ich denke nach. Sie können nicht mehr dorthin zurückkehren."

"Wieso nicht? Es ist dort gar nicht übel."

"Sie verstehen es, sich unausstehlich zu machen! Sie sind hochmütig und eigensinnig. Hören Sie auf zu lachen, das ist kein Spiel! Aber vielleicht ist es zuviel verlangt, daß Sie sich darüber Rechenschaft geben."

Er scheint seine Beschützerrolle sehr ernst zu nehmen. Um so besser. Die Bedienung, die mir den Tee bringt, zwinkert mir zu wie eine verbündete. Ich bin ausgezeichnete Laune.

"Bingen Sie doch den Koffer der Dame!"

"Sofort – "

Ich frage nichts. Wozu? Es ist so angenehm, sich gehen zu lassen. Die Bedienung kommt mit dem Koffer zurück und er begleicht die Rechnung.

"Kommen Sie." Er humpelt sehr stark, in der Hand den Koffer.

"Geben Sie ihn doch mir", bitte ich.

"Es geht schon."

Ich müßte darauf bestehen. Aber ich tue es nicht.

"Hören Sie mir jetzt zu. Es behagt mir gar nicht, Sie dort zu lassen, wo ich Sie jetzt hinbringe. Aber ich habe nichts Besseres gefunden. Es ist ein ... Wie soll ich es Ihnen erklären? Es ist eine ..."

Ich höre kaum hin, genieße es zu sehr, daß ich mich jemandem anschließen kann. Er wird ärgerlich: "Ob Sie mir wohl endlich zuhören?"

"Doch, doch, ich höre –"

"Ich muß Sie leider in eine Art Absteigequartier bringen."

"In eine Art Absteigequartier –", wiederhole ich gleichgültig, nur um ihm zu beweisen, daß ich zuhöre.

"Die Besitzerin kenne ich sehr gut. Sie werden es dort ruhig haben. Ich bringe Sie in einem Zimmer unter und komme morgen früh wieder, um nach Ihnen zu sehen. Man wird keinen Verdacht schöpfen. Es kommt vor, – es kam vor, daß ich Frauen mitbrachte ... Es tut mir sehr leid, daß ich Sie diese Rolle spielen lassen muß."

"Vorausgesetzt, daß ich dort ruhig schlafen kann, versichere ich Ihnen, daß mir das Drumherum gleichgültig ist."

Einige Minuten später betrete wir ein schönes Haus mit teppichbelegten Treppen und Spiegelwänden.

"Es ist im zweiten Stock", erklärt mein Begleiter. "Es ist eine sehr große Wohnung. Die Zimmer werden nur an eingeführte Gäste vermietet."

Er klingelt dreimal.

"Sie werden sehen," sagt er noch, "alles geht gut."

Die Haustür öffnet sich, und vor uns steht eine große, magere Frau. Graue Haare umrahmen das strenge Gesicht einer alten Lehrerin, das sich beim Anblick von Marian zu einem Lächeln verklärt. Sie zeigt blendend weiße Zähne. Ihre untadelige Kleidung bringt mir zu Bewußtsein, wie schmutzig und ungepflegt ich bin.

"Treten Sie ein, treten Sie doch ein, Verehrtester. Ich dachte schon, daß Sie Ihre alte Freundin vergessen hätten. – Dieses reizende junge Mädchen kommt sicher aus der Provinz?"

"Bevor ich sie einführe, wäre ich froh, wenn ich bei Ihnen eine Unterkunft für sie bekommen könnte – für ein paar Tage."

Sie wirft mir einen scharfen Blick zu. "Mein Gott, ist sie süß! Haben Sie keine Angst, wir werden sie Ihnen gut versorgen."

Ich kann ihre Füße nicht aus den Augen lassen, die unglaublich lang sind und in blutroten Pantoffeln stecken. Mit dem Finger schiebt sie mir das Kinn in die Höhe. "Ein erwachsenes Mädchen und so schüchtern", stellt sie fest.

"Sie ist vor allem sehr müde."

"Ich habe gerade ein passendes Zimmer. Sie kennen es. Gleich neben dem Badezimmer. Zeigen Sie es der Kleinen, Verehrtester, und kommen Sie dann zu mir ins Empfangszimmer. Wir trinken zusammen ein Gläschen."

Marian schließt die Zimmertür, stellt den Koffer ab und wendet sich mir zu. "So, das hätten wir. Sie nehmen jetzt ein Bad und legen sich hin. Ich muß mich noch mit der Alten treffen. Sie stirbt vor Neugier, Näheres zu erfahren. Ich werde ihr erzählen, daß Sie von zu Hause entflohen sind, um mir zu folgen."

"Hoffentlich haben Sie genügend Phantasie, um diesen Roman entsprechend zu entwerfen."

Er gibt mir keine Antwort darauf. Dann sagt er: "Sicher werden Sie diese Nacht besser verbringen als die vorige. Die Atmosphäre ist zwar anders, dafür gibt es hier ein Bett."

Darüber geht er hinaus.

Nach einem Bad, das ich so lang wie möglich ausdehne, suche ich aus meinem Koffer ein Nachthemd, das noch aus der Zeit vor dem Krieg stammt. Es paßt gut zu diesem Ort. Bei der Berührung mit den kalten Tüchern spüre ich, wie sich die Müdigkeit nach und nach zurückzieht und sich zu meinen Füßen zusammenrollt – wie eine Katze. Ich bin schon fast eingeschlafen in diesem Bett, das jetzt zu meinem geworden ist, als es an der Tür klopft. Marian kommt herein, in den Händen ein Tablett.

"Essen", erklärt er. Und stellt das Tablett auf meine Knie. Jetzt merke ich erst, wie hungrig ich bin. In einem Sessel sitzend, schaut Marian mir zu. Ich hebe ein Glas an den Mund.

"Champagner", bemerkt er. "Wir haben Ihnen Ihren Anteil gelassen."

Mir fallen sämtliche Geschichten ein, die man sich erzählt über Männer, die ein Getränk mit einer Droge versehen, um bei einer Frau leichter ans Ziel ihrer Wünsche zu kommen. Ich werfe ihm einen Blick zu. Er hat sich umgedreht im Sessel, sein rechtes Bein ist ausgestreckt, er sieht müde aus. Er ertappt mich dabei, wie ich ihn ansehe.

"Trinken Sie", sagt er nur. Ich leere das Glas in einem Zug. "Ist er gut?"

"Ich weiß es nicht; ich hatte ganz einfach Durst." Ich lasse mich auf das Kopfkissen zurückfallen. Marian steht auf und kommt ans Bett. "Achtung," sage ich, "die Corrida beginnt."

Er beugt sich über mich, nimmt das Tablett und sagt: "Versuchen Sie zu schlafen. Ich werde morgen früh wiederkommen."

Als er bereits an der Tür steht, rufe ich ihn: "Herr ..."

"Was gibt's?"

Ich möchte ihm etwas Freundliches sagen. Und gleichzeitig möchte ich am liebsten weinen. Ich bin wütend. Das hat man nun davon, wenn man Champagner trinkt: diese Trinker-Gefühlsduselei.

"Was gibt's?"

"Ihr Bein ... Wie geht es Ihrem Bein?"

"Es ist schon viel besser."

"Sagen Sie ... warum machen Sie das alles für mich?" Ich schäme mich meiner weinerlichen Stimme und füge in einem anderen Ton hinzu: "Wenn Sie glauben, daß Sie mich auf diese Weise einwickeln können, verlieren Sie nur Ihre Zeit."

"Nein," gibt er zurück, "keine Frau ist es wert, daß man sich so viel Mühe gibt. Aber hören Sie auf, Groschenromane zu entwerfen, und schlafen Sie. Etwas Besseres können Sie gar nicht tun. Um so mehr, als Sie es wohl nicht gewöhnt sind, Champagner zu trinken."

"Ich habe schon Champagner getrunken", antworte ich, unzufrieden darüber, daß ich nicht noch ein bißchen die kluge Frau spielen kann.

"Wenn ich weg bin, machen Sie bitte eines: steigen Sie aus dem Bett und schieben Sie den Riegel vor. Es könnte sich in der Nacht jemand in der Tür irren."

Am Morgen. Jetzt ist es schon eine ganze Weile, daß ich mich angezogen habe, sogar das Bett habe ich gemacht. Warum ist er noch nicht da? Ich gehe im Zimmer herum. Ich muß an eine Ameise denken, die ich – lang, lang ist's her! – in einer kleinen durchsichtigen Schachtel eingesperrt hatte. Unablässig legte sie dieselbe Strecke zurück, rannte gegen die Wände an, ohne zu verstehen, was sie behinderte. Sie konnte nur eines: rennen und anstoßen. Eine sinnlose, monotone Bewegung.

Vom Gang dringen Schritte zu mir, Stimmen, Lachen. Mir ist, als sei ich in einer Falle, ich vermisse die Straßen, wo ich zwar auch hin und her lief, aber mit mehr Platz. Das Gefangensein wurde mir dort nicht so deutlich. Ich brauchte etwas länger, bevor ich gegen eine Wand stieß. Man konnte sogar vergessen, daß man auch in der Stadt wie in einer Schachtel eingeschlossen war.

Gegen Mittag beschließe, wegzugehen. Eben will ich meinen Mantel anziehen, als er kommt.

"Ich bitte um Entschuldigung", begrüßt er mich. "Ich mußte mich mit ihren Papieren beschäftigen. Morgen abend bekommen Sie sie. Also müssen Sie nur noch eine Nacht hier verbringen. – Haben Sie gut geschlafen? Kommen Sie, wir gehen essen."

Er führt mich in ein luxuriöses Restaurant. Die Preise sind schwindelerregend.

"Konnten Sie nicht einen etwas weniger teuren Platz aussuchen? Wenn Sie mir zeigen wollen, was für ein zuvorkommender Mann Sie sind, dann lassen Sie sich sagen, daß mir das egal ist."

"Ich esse immer hier. Ich sehe nicht ein, warum ich meine Gewohnheiten ihretwegen ändern sollte."

"Sie gewinnen nicht, wenn Sie die Rolle eines feinen Mannes spielen .... Es ist keine Rolle, die Ihnen wirklich steht."

"Sie haben recht, die Rolle steht mir nicht – aber ich möchte sie aus manchen Gründen im Augenblick weiterspielen."

"Dafür wäre es notwendig daß ich einverstanden bin; Sie vergessen mich ein wenig bei der Sache ..."

Er betrachtet mich, wie ich nervös mit Brotkrümeln spiele.

"Unsere Unterhaltung ist dumm", sagt er schließlich. "Das ist meine Schuld, ich bitte um Verzeihung. Einen Augenblick lang glaubte ich, einer Frau gegenüberzusitzen, wie ich sie häufig erlebe ... Versuchen Sie nicht mehr, besonders erwachsen sein zu wollen! Das ist nicht komisch. Bleiben Sie, was Sie sind. Und glauben Sie vor allem nicht, daß Sie mir irgend etwas schulden."

Den Rückweg gehen wir schweigend. Vor dem Haus bleibt er stehen. "Ich muß mit Ihnen zusammen zurückkommen. Ich weiß, daß Sie lieber alleine wären. Aber in diesem Haus wäre das verdächtig."

Er besitzt jetzt einen Wohnungsschlüssel. Wir kommen in das Zimmer zurück, ohne jemandem begegnet zu sein.

"Nachdem uns niemand gesehen hat," sagt er, "könnte ich vielleicht heimlich weggehen."

"Nein, bleiben Sie."

"Soll ich Ihnen vorlesen? Heute morgen bekam ich ein Buch geliehen, und ich habe noch nichts davon gelesen."

Ich lege mich auf das Bett, und er läßt sich im Sessel nieder.

"Es ist *Der Geliebte der Großen Bärin*. Das Buch ist von einem echten Schmuggler während seines Gefängnisaufenthalts geschrieben worden."<sup>4</sup>

Seine einfache, manchmal ungeschickte Sprache packt mich sofort; kraftvoll findet darin ein Leben am Rande der Gesellschaft seinen Ausdruck. Wir lesen bis zum Abend, wechseln uns dabei ab. Hundert Seiten sind noch übrig. Wir gehen schnell essen, um danach weiterlesen zu können. Als wir zurückkommen, begegnen wir jedoch der Betreiberin

---

<sup>4</sup> Sergiusz Piasecki (1901-1964): *DER GELIEBTE DER GROSSEN BÄRIN* (1937; deutsch Köln 1957). Aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen während der Oktoberrevolution konsequent antikommunistisch eingestellt. Während des polnisch-sowjetischen Krieges 1920 beteiligte er sich an der Verteidigung Warschaus. Später Mitglied des polnischen Geheimdienstes, eingesetzt im sowjetischen Grenzgebiet. Während der deutschen Besetzung Polens Mitglied der "Heimatarmee" im Kampf gegen die Deutschen. Ein gutes Buch!

und müssen mit ihr im Salon Champagner trinken, bevor wir in mein Zimmer gehen können. Es ist bereits gegen Mitternacht, als wir den *Geliebten der Großen Bärin* fertiggelesen haben und Marian aufbricht. Er bittet mich, mir keine Sorgen zu machen, falls er sich morgen verspäten sollte: "Ich suche Ihnen ein Zimmer."

"Habe Sie keine Angst, um diese Zeit wegzugehen?"

"Ich habe Erlaubnis."

"Und Ihre Frau?"

"Meine Frau hat auch eine Ausgangserlaubnis. Und sie macht Gebrauch davon, sie ist keine Heilige."

Da stelle ich diese übliche dumme Frage, die ich sofort bedauere: "Warum bleiben Sie dann zusammen?"

"Es ist heutzutage schwierig, eine komfortable Wohnung zu finden. Und wir lieben unsere Bequemlichkeit. – Gute Nacht. Vergessen Sie nicht, Ihre Tür zu verschließen!"

Am nächsten Tag teilt er mir mit, daß das Zimmer bereits gemietet sei.

"Wo?"

"Bei einer Freundin meiner Frau."

"Aber ... das ist doch peinlich."

"Ich versichere Ihnen, sie wird entzückt sein, das Mädchen bei sich aufzunehmen, das sie für meine Geliebte hält. Sie genießt es, damit meiner Frau einen hübschen Streich spielen zu können. Sie ist ihre Freundin, was wollen Sie – "

Den Rest des Tages verbringen wir zusammen. Er nimmt mich mit, damit die letzten Einzelheiten hinsichtlich meines neuen Ausweises geordnet werden können. Am Abend, nach acht Stunden, wird er mir ausgehändigt. Neugierig prüfe ich ihn. Ich bin zwei Jahre jünger, habe einen neuen Namen, auch einen neuen Vornamen: Maria.

"Und jetzt beeilen wir uns mit dem Umziehen", sagt Marian anschließend.

Nochmal müssen wir Champagner trinken mit der Herrin des Etablissements, die mich langatmig beglückwünscht, einen solchen Freund zu haben.

Im Taxi schweigt Marian. Er scheint schlechter Laune zu sein. "Was ist los? Warum sind Sie unzufrieden?"

"Unzufrieden?" Er lacht höhnisch. "Ich habe wahrhaftig keinen Grund, unzufrieden zu sein. Haben Sie nicht die ganzen Lobesreden über mich gehört? Daß sie von der Betreiberin eines Bordells kommen, was macht das schon! Besser guter Kunde eines Bordells als ein schlechter Heiliger."

Plötzlich empfinde ich ihn als sehr jung. Ein Mann, der sich noch nicht unterwerfen will, der Abneigung dagegen empfindet, Ecken abzurunden, um besser zwischen dem Guten und dem Bösen hin- und hergleiten zu können.

Wir wechseln kein Wort mehr, bis wir an Ort und Stelle sind. Vor der Wohnungstür steckt er mir einen Schlüssel hin.

"Sie kommen nicht mit herein?"

"Doch, doch – "

Niemand ist in der Wohnung. Marian stößt eine Tür auf, betätigt den Schalter. Es ist ein freundliches Zimmer, elegant möbliert. Hübsche Aquarelle schmücken die Wände.

"Gefällt es Ihnen?"

"Es ist großartig." Ich habe das Gefühl, daß das hier mein Zimmer ist, daß ich es nach einer langen Abwesenheit wieder betrete.

"Unter diesen Umständen haben Sie keine Fragen mehr – ?"

Nein, ich habe keine Fragen mehr. Im Augenblick ist alles völlig natürlich.

Am nächsten Morgen werde ich durch eine entzückende blonde junge Frau geweckt.

"Vor allem, nicht bewegen", bedeutet sie mir. Sofort setzt sie sich auf mein Bett. Sie hat den Blick eines neugierigen und unschuldigen Kindes. Sie beugt sich zu mir und sagt in vertraulichem Ton: "Ich weiß schon vieles über Sie! Sie können mir alles sagen, alles – "

Ich lächle sie an, um Zeit zu gewinnen. "Nun ..." – ich zögere.

"Aber was halten Sie von meinem Kleid?" Sie steht auf und macht ein paar Schritte, dreht sich einmal um sich selbst.

"Das ist entzückend!"

"Sie sind ein Herzchen von einem kleinen Mädchen!" Und sie umarmt mich. "Er ist nett mit ihnen?"

"Sehr nett."

"Sie tragen ja einen Ehering – "

"Ein Familienstück", antworte ich in gleichgültigem Ton.

"Ich bin allerdings wirklich verheiratet." Sie erwartet, daß ich Fragen stelle. Als ich nichts sage, redet sie weiter: "Er ist in Gefangenschaft. Was ich geweint habe! Aber weinen ist nur gut, wenn man jemanden neben sich hat, der einen tröstet. Jetzt hab' ich damit aufgehört: jetzt habe ich einen Freund! Der, der macht sich nichts aus Tränen. Er kann ziemlich komisch sein!" Sie lacht auf. "Ich bin im Augenblick selten zu Hause. Sie können über die Küche verfügen, über das Badezimmer, über alles, was Sie wollen!"

Sie gibt mir einen schnellen Kuß und verschwindet.

Meine Lage verändert sich in den nächsten drei Monaten ein wenig. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt, ich gehe aus, lebe wie alle anderen ... nein, alle anderen leben nicht so! Ich gebe Stunden. Das hat mit dem Sohn der Portiersfrau angefangen; ich wollte ihm beim Lernen helfen. Die Ergebnisse waren so gut, daß seine Mutter mich nicht nur bezahlte, sondern mir auch noch andere Schüler verschaffte. Söhne von Kaufleuten, die durch den Schwarzen Markt reich wurden und möchten, daß ihre Kinder etwas lernen: *Geld muß doch zu etwas nütze sein*. Für mich bedeutet es Unabhängigkeit. Marian spielt weiter seine Beschützerrolle, allerdings mit mehr Zurückhaltung. "Sie brauchen mich nicht mehr," betont er, "meine Aufgabe ist erledigt." Seine Besuche werden selten. Anfangs glaubte ich, er würde mir fehlen. Aber ich vermisse ihn viel weniger, als ich dachte. Regelmäßig treffen Briefe meines Mannes ein, und alle laufen darauf hinaus: "Gib gut acht auf dich. Bei mir ist alles in Ordnung." Ich frage nicht mehr. Alle vierzehn Tage telefoniere ich mit dem Ghetto. Und dort ist es dasselbe: "Gib gut acht auf dich. Bei uns ist alles in Ordnung." Abends, bevor ich einschlafe, bete ich nicht mehr, daß das Wunder

geschehe: das Ende des Krieges und unsere Rückkehr in ein normales Leben. Ich begnüge mich damit, zu wiederholen: "Lieber Gott, laß es so weitergehen, laß es lange so bleiben."

Heute treffe ich meinen Schwager. Einmal in der Woche kommen wir zusammen, immer im selben Café. Als ich hereinkomme, wartet er, der sich sonst gewöhnlich verspätet, bereits auf mich. Er steht nicht auf, als ich an den Tisch trete. Er reicht mir keine Hand. Sofort denke ich an Jakob.

"Was ist nicht in Ordnung – ?" Ich ersticke fast an meiner Frage.

"Meine Eltern ... – "

"Was ist passiert?" Meine Stimme wird wieder normal.

"Sie haben sie erschossen, alle beide, gestern abend." Seine Hand öffnet und schließt sich mehrmals. "Alle beide ... "

"Denunziert – ?"

"Nein. In dem Gebäude wurden Waffen gefunden. Sie haben zehn Geiseln genommen, die im Hof erschossen wurden."

"Jakub weiß es?"

"Noch nicht. Ich werde ihn besuchen. Ich muß ihm Geld überbringen, das von meinen Eltern. Ich habe jetzt zu viel davon, das kann ich nicht alles bei mir aufheben."

"Vielleicht ... könnte ich an deiner Stelle dorthin gehen?"

"Nein. Unbekannten gegenüber ist man dort mißtrauisch, besonders Frauen gegenüber. Mich kennen sie."

"Glaubst du, daß es klug ist, mit so viel Geld?"

"Der Freund, bei dem ich wohne, wird mich bis zum Bahnhof begleiten."

"Wann willst du fahren?"

"Heute abend."

"Ich werde dich morgen hier erwarten. – Kommst du?"

"Ich komme."

"Bestimmt? Ich bitte dich sehr darum, ich hätte keine ruhige – "

"Ich komme bestimmt."

Ohne noch etwas zu sagen, bleiben wir einen Augenblick beieinander, dann steht er auf: "Also, bis morgen."

"Ja – sei vorsichtig", antworte ich.

Ich blicke ihm nach, wie er hinausgeht. Seine selbstsichere Kopfhaltung ist weg, sein entschlossener Tritt. Und ich denke an Jakob, der heute nacht allein bleiben wird mit dem Gewicht der beiden Leichname auf dem Herzen.

Als ich zurück bin, schreibe ich Jakob einen Brief, in dem von mir die Rede ist, einzig allein von mir. Ich denke mir einige kleine Unannehmlichkeiten aus, damit er an nichts anderes denkt als an mich.

Am nächsten Tag komme ich eine halbe Stunde zu früh ins Café. Von Zeit zu Zeit rühre ich mechanisch in meinem Tee, der längst kalt geworden ist. Die Zeiger auf meiner Uhr rücken nur mühsam vor, bis die verabredete Zeit herangekommen ist, dann fangen sie an zu rasen. Ich setze mir selbst eine Grenze, bis zu der ich warten will und die ich immer wieder hinausschiebe: *Wenn er nicht in zehn Minuten da ist, kommt er nicht.* Die zehn Minuten sind vergangen und Sam ist nicht gekommen. Ich fange wieder an, mehrere Male. Sam kommt nicht.

Ich telefoniere mit Marian. Ich habe Glück, ihn zuhause anzutreffen. Ich setze mich wieder vor meinen kalten Tee, und nach einer halben Stunde ist Marian da. Ich sage ihm das Notwendige.

"Haben Sie die Adresse von dem Menschen, bei dem Ihr Schwager wohnt? Sehr gut. Fahren wir hin."

Sam wohnt in einem nahegelegenen Vorort. Wir nehmen die Straßenbahn bis zur Endhaltestelle, dann gehen wir zu Fuß weiter. Um zu dem Haus zu kommen, müssen wir ein Stück unbebautes Terrain überqueren.

Marian sieht ihn zuerst. Er ist halb von Buschwerk verdeckt. Ich bleibe stehen, wie blöde, und schaue auf seine steifen Beine. Man hat ihm die Schuhe ausgezogen. Der eine Strumpf hat ein Loch, die große Zehe ragt daraus hervor. Marian biegt das Gesträuch zur Seite. Sams Zähne blitzen, sehr weiß, zwischen den Lippen hervor, er bekommt dadurch einen

spöttischen und grausamen Ausdruck. Auf seiner Brust ist ein Blatt Papier festgesteckt. Ich lese: *Jude*. Marian blickt mich an.

"Das ist er", sage ich.

Er kniet sich hin, reißt das Paper ab, zerknüllt es und wirft es weg. Ich halte die Augen auf den großen Zeh geheftet, dessen Nagel mir maßlos lang vorkommt. Marina ergreift meine Hand. "Kommen Sie."

Einfältig sage ich: "Sie haben ihm sogar die Schuhe ausgezogen –"

Ich weiß nicht, ob ich traurig bin. Was mich umwirft, ist diese Zehe, die aus dem Strumpf herausragt.

Marian nimmt mich mit. Wieder fahren wir mit der Straßenbahn. Ich könnte nicht sagen, wie ich in dieses rauchige Zimmer gekommen bin, in den fünf oder sechs junge Leute Karten spielen, schlafen, reden. Einer tippt auf einer Schreibmaschine. Als wir hereinkommen, stehen alle auf. Marian sagt: "Dieses junge Mädchen ist meine Freundin. Einer ihre Verwandten, der sich verstecken mußte, ist auf einem Stück Land am Stadtrand umgebracht worden. Wahrscheinlich von dem Mann, bei dem er sich versteckte. Ich will mich um die Sache kümmern. Wer kommt mit?"

Alle sind bereit, ihn zu begleiten. Marian wählt einen großen, blonden jungen Mann, und wir brechen auf.

Den Leichnam finden wir ohne Schwierigkeiten wieder. Der andere Mann tritt heran und betrachtet ihn mit ausdruckslosem Gesicht. Im grauen Licht der Dämmerung verliert der Leichnam die Umrisse, scheint bereits zu verschwinden, einzutauchen ins Vergessen.

Wir gehen zu dem Gebäude. Argwöhnisch bezeichnet die Portiersfrau uns das Stockwerk. Marian klopft an die Tür. Eine kräftige männliche Stimme antwortet: "Was ist?"

"Freunde."

Die Tür öffnet sich einen Spalt und ein großer Kerl streckt den Kopf heraus. "Ich kenne Sie nicht", sagt er. Und versucht, die Tür wieder zu schließen.

"Langsam, langsam", sagt Marian. "Sie tun mir weh am Fuß."

Der blonde junge Mann stemmt seine Schulter gegen den Türflügel und schiebt den Kerl zurück, der sich dranhängen will. Jedoch verliert er nichts von seiner Sicherheit. "Na, wenn Sie schon da sind, setzen Sie sich."

Er läßt sich in einen ausgeleierte Sessel fallen, dessen Federn protestieren. Marian schließt die Tür.

"Auf der Brache hinter dem Haus ist etwas, das dir gehört."

"Ich verstehe nicht", antwortet der andere gleichgültig.

In Marians Hand erscheint ein Revolver. "Spiel nicht den Dummen."

Währenddessen sucht der blonde junge Mann im Zimmer herum. In einer Schublade findet er einen Revolver, den er in die Tasche steckt.

"Na?" macht Marian.

Ich schaue zu. Ist es möglich, daß das derselbe ist wie der lässige, blasierte, der treue und ehrenwerte Kunde des Hauses leichter Mädchen?

"Mit welchem Recht ... ?" fängt der Bewohner an. "Zuallererst: wer sind Sie?"

"A.K.", antwortet Marian.<sup>5</sup>

"Sie verteidigen jetzt die Jidden?"

Der junge Mensch hört auf, im Zimmer herumzugehen. "Es ist ein Jude?" fragt er.

"Gewiß, ein dreckiger Jud. Deswegen werden Sie mir doch keine Geschichten machen!"

Der Bursche wendet sich an Marian. "Wenn es ein Jude ist, Herr Leutnant, ändert das alles."

Die Sekunden dehnen sich endlos. Marian rührt sich nicht. Ich denke an eine große Zehe mit einem überlangen Nagel. Und ich sehe, wie sich auf den Lippen des Mörders ein kleines triumphierendes Lächeln abzuzeichnen beginnt. Ich schreie: "Er war kein Jude! Er lügt! Er lügt!"

Der Mörder lacht höhnisch. "Das ist leicht festzustellen. Wollen wir es nachprüfen?"

"Was machen wir, Herr Leutnant?"

---

<sup>5</sup> Armia Krajowa (Heimatarmee): eine der beiden großen polnischen Untergrundbewegungen gegen die deutsche, später gegen die sowjetische Besetzung.

Marian antwortet nicht. Es knallt zweimal, und der Mann sackt langsam im Sessel zusammen. Es blieb ihm keine Zeit, sich zu fürchten. Aber es kam mir vor, als ob auf seinem Gesicht ein ungeheures Staunen zu erkennen gewesen wäre.

Als wir wieder über das öde Stück Land gehen, bleibt der blonde junge Mann neben dem Leichnam stehen.

"Wenn es wirklich ein Jude wäre ...", sagt er leise. "Dann hätten wir seinetwegen einen Menschen niedergeschossen."

"Du hast gehört, was meine Freundin gesagt hat?" antwortete Marian unfreundlich. "Es steht dir frei, dich zu überzeugen, um dein Gewissen zu beruhigen."

Der junge Mann zögert, dann sagt er: "Nachdem Sie davon überzeugt sind, Herr Leutnant – "

Die Straßenbahn bringt uns in die Stadt zurück. Marian begleitet mich in mein Zimmer. Ich sehe die Ausbuchtung, die der Revolver in seiner Tasche bildet. Befand er sich immer dort, seit wir uns das erstmal begegneten?

"Warum haben Sie ihn getötet?"

Er blickt mich kalt an. "Er war ein Schurke."

"Aber er hat nur einen Juden ermordet."

"Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich habe keine Meinung über die Juden. Um es frei heraus zu sagen: das alles ist mir gleichgültig."

"Hinderte Sie nicht, daß Sie einen der Ihren wegen eines schmutzigen Juden töteten?"

"Was wollen Sie hören von mir?"

Ich weiß es selbst nicht. Vielleicht möchte ich ihn wütend sehen, möchte erleben, daß er seine Selbstbeherrschung verliert. Daß er sich als verabscheuungswürdig herausstellt: damit ich ihn ebenfalls zu den Bösewichtern rechnen kann.

Er setzt sich, und seine Augen nehmen wieder diesen träumenden Ausdruck an. Er wirkt plötzlich sehr müde, seltsamerweise aber zugleich

jünger. Ich schäme mich wegen der Sympathie, die mich diesem Mann plötzlich entgegentreibt, und frage ironisch: "Gewissensbisse?"

"Ich töte nicht gern. Im Grunde war er ein armer Kerl. Wie wir alle."

"Bis auf die Juden natürlich – "

Er steht auf. "Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Versuchen Sie zu schlafen."

Ich möchte ihm sagen: *Bleiben Sie. Sobald Sie fortgegangen sind, werden alle beide da sein, mein Schwager und der Mann, den Sie getötet haben.* Ich sage nichts, und er geht.

Heute hat Marian wieder sein alltägliches Gesicht aufgesetzt.

"Arbeiten Sie schon lange in der Widerstandsbewegung?"

"Ja, von Anfang an."

"Und Ihre Frau?"

"Meine Frau weiß nichts davon."

"Sie müssen eine Menge Verstecke für Ihre Leute wissen, nicht wahr?"

"Natürlich."

"Warum haben Sie mich in einem Bordell untergebracht?"

"Mißtrauen gehört bei uns dazu. Und ich kannte Sie nicht."

"Und jetzt? Trauen Sie mir immer noch nicht?"

"Doch, jetzt schon."

"Ich möchte mitarbeiten."

"Sie meinen es ernst?"

"Ja."

"Sie haben gestern einen von meinen Leuten gesehen. Nicht alle sind wie er, aber es gibt viele, die ähnlich denken. Glauben Sie, daß Sie mit denen arbeiten können?"

"Das ist mir egal. Das einzige, was ich möchte, ist: etwas tun zu können."

"Es ist eine gefährliche Arbeit."

"Nun, das kleine, ruhige Leben, das ich bisher führte, wird sich ändern", bemerke ich lachend.

"Das ist es nicht, was ich meinte. Aber ich wüßte gerne, warum Sie es machen wollen. Warum mit uns?"

"Um etwas mit meiner Zeit anzufangen. Und weil ich auf diese Weise das Gefühl habe, etwas gegen sie, gegen die Deutschen zu unternehmen. Und mit Ihnen möchte ich ganz einfach deshalb arbeiten, weil ich sonst niemanden kenne, zu dem ich Kontakt knüpfen könnte. – In Ihren Augen sind das sicher recht nichtssagende Gründe. Ich gebe zu, daß ich des heiligen Feuers ermangle."

Er geht ans Fenster und wendet mir den Rücken zu. "Gut," antwortet er nach einem langen Schweigen. "Sie kommen mit zu unserem Stützpunkt. Ich werde Sie vorstellen."

Seither vergeht die Zeit schneller. Mein Mann schreibt mir regelmäßig, meine Eltern geben mir telefonisch Bescheid. Und ich gehe spazieren. Ich bringe saubere, freundliche Päckchen, die mit reizenden bunten Bändern verschnürt sind. Manchmal sind sie etwas schwerer, ihr Gewicht macht mich dann etwas instabil, und ich kann nicht ganz so lässig gehen wie sonst. Oft passiert es mir auch, daß ich ganze Nächte im Zug verbringe. Ich überbringe Botschaften an Leute, die ich nicht kenne. Aber ich entwickle keinerlei Neugier. Von Zeit zu Zeit erfahre ich, daß ein Deutscher getötet wurde, ein Kollaborateur hingerichtet. Das ist sehr gut so. Als Vergeltungsmaßnahme werden Geiseln erschossen; das hinzunehmen, erscheint mir unvermeidlich. Eines Tages sehe ich bei einem Friseur zu, wie bei herabgelassenen Rolläden die Köpfe von Frauen kahlgeschoren werden, die mit Deutschen befreundet sind. Ich finde es zwar kindisch, aber das verwirrte Gesicht des Friseurs, der mit vorgehaltenem Revolver zu dieser Arbeit gezwungen wird, ist doch komisch. Marian bekomme ich nur noch im Stützpunkt zu Gesicht. Kommt er zu mir, dann nur, um mir Weisungen zu geben. Wir sprechen von nichts anderem mehr. Er ist immer höflich, aber zurückhaltend. Anstatt uns einander näherzubringen, entfremdet uns diese Arbeit. Manchmal habe ich den Eindruck, er verübelt mir, daß ich meine Rolle einer alleinstehenden schutzlosen Frau aufgegeben habe. Eines Tages sagt

er: "Sie sind einer unser besten Verbindungsmänner." Es lag keinerlei Wärme in seiner Stimme. Eine einfache Feststellung.

Die Zeit vergeht und das Frühjahr ist gekommen.

Kein Kontakt mehr zum Ghetto. Mehrere Male habe ich telefoniert. Ich rief nochmal vom Bahnhof an, bevor ich in den Zug stieg. In dieser Nacht haben mich die Deutschen zum erstenmal durchsucht. Ein von Gram gezeichnetes Gesicht muß Verdacht erregen. Als man nichts fand, ließ man mich wieder frei und ich überbrachte meine Botschaft.

Das Paket, das man mir anvertraute, habe ich zuhause auf dem Tisch zurückgelassen und bin weggegangen. Auf der Straße bewegen sich die Leute ganz selbstverständlich, als ob nichts passierte. Ich fange an zu laufen. Hier und da bleibt jemand stehen, folgt mir mit den Augen.

Ich laufe ... bis sich vor mir die Mauer erhebt. Ein paar Menschen stehen da, mit zurückgebogenem Kopf. Sie blicken auf einen Punkt da oben, auf der anderen Seite der Mauer. Ich sehe auch hin. Auf dem Dach eines Hauses preßt sich jemand gegen den höchsten Kamin. Und plötzlich bläht der Wind die Farben einer polnischen Fahne. Der Mann wendet uns sein Gesicht zu. Sein Name steckt mir im Hals, aber ich habe nicht den Mut, herauszuschreien: Marc! – Marc, der jüdische Polizist, mein Kamerad ... Auf dem Bürgersteig gegenüber der Mauer kommt es zu einem kleinen Auflauf. Neben mir sagt jemand: "Man sollte weggehen. Sie sind da, hinter uns." Ein Deutscher legt sein Gewehr an. Ich presse die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Marc auf dem Dach plagt sich ab. Der Schuß dröhnt. Einen Augenblick lang sehe ich Marc Kopf, eingehüllt in die faltenschlagende Fahne. Er befreit sich und macht weiter. Ein zweiter Schuß – Marc klammert sich an den Kamin. Beim dritten läßt er los, fällt, rollt über das schräge Dach und verschwindet. Ein Polizist drängt unsere Gruppe auseinander: "Weitergehn, weitergehn!" Die Leute setzen sich in Bewegung, langsam, als geschehe es gegen ihren Willen. Ich

gehe ebenfalls. Nach einigen Schritten drehe ich mich um. Da oben, neben der polnischen Fahne, wogt auf blauem Grund ein Davidstern.<sup>6</sup>



Ich fange wieder an zu laufen. Es erbittert mich, daß die Straße unter meinen Füßen kein Ende zu nehmen scheint. Als ich im Stützpunkt eintreffe, habe ich das Gefühl, kostbare Zeit verloren zu haben. "Hört mir zu, hört mir zu ...". Sie rauchen weiter, schlafen weiter, spielen weiter Karten. Die Schreibmaschine zerhackt das, was ich sage. Ich schreie: "Zuhören!" Gesichter wenden sich mir zu. Die Schreibmaschine hört auf. Marian kommt aus einem Nebenzimmer und erkundigt sich in dienstlichem Ton: "Schwierigkeiten?" Wahllos kommen die Worte aus meinem Mund, überstürzen sich, flehen, drohen ... Die Gesichter um mich erstarren. Ich sehe nur noch Schatten, flach, bedeutungslos, gleichgültig. Ich kann sie nicht erreichen. Ich wiederhole: "Man muß etwas

---

<sup>6</sup> Am Montag, 19. April 1943, dem ersten Tag des Aufstands im Warschauer Ghetto, wurde vom Jüdischen Militärverband (pl. Żydowski Związek Wojskowy, kurz ŻZW) eine zionistische, am nächsten Tag daneben eine polnische Flagge aufgehängt. (Abbildung hier folgend: Pfeil) (Quelle: WP)

unternehmen, man muß etwas tun, das kann man nicht zulassen ... Ich flehe euch an ..."

Dann fällt die erste Bombe auf das Ghetto. Sie trifft mich auch, und ich sinke ein in Schweigen, in Vergessen ...

Als ich die Augen öffne, dringt schwaches Tageslicht durch die herabgelassenen Vorhänge des Zimmers. Ich erinnere mich an das Paket, das ich auf den Tisch legte, und ich sage mir, daß ich aufstehen und es dem Empfänger bringen muß. In Gedanken wiederhole ich alles, was ich zu machen habe, tatsächlich aber rühre ich mich nicht. Ich kann mich gar nicht bewegen. Und ich versinke wieder in Schlaf.

Eine Hand berührt meine Stirn. Ich finde in meinen Körper zurück, richte mich dort ein, bevor ich die Augen öffne. Ich warte noch ein wenig, damit er mir auch wirklich gehorcht. Und da ist wieder das zögernde gedämpfte Licht ...

Marians Gesicht taucht über mir auf: "Was ist passiert?"

Er scheint meine Stimme nicht zu verstehen. "Sie sind krank gewesen, sehr lange."

Er spricht so, wie man in einem Krankenzimmer spricht, die Worte etwas zurückgenommen, damit sie nicht zu viel Lärm machen, damit sie niemanden verletzen können.

"Das ist alles – ?"

"Ja, das ist alles."

"Und mein Mann? Seine Briefe ..."

"Ich habe sie aufgemacht. Da ist noch einer, der heute morgen gekommen ist. Alles geht gut. Ich habe ihm immer Antwort gegeben. Seine Adresse fand ich auf dem Umschlag Ihres letzten Briefes, den Sie nicht mehr wegschicken konnten. Ich habe ihm geschrieben, daß es Ihnen besser geht."

"Ziehen Sie die Vorhänge zurück", bitte ich. "Ich möchte die Sonne sehen."

"Nein, noch nicht. Nach einem so hohen Fieber müssen Sie Ihre Augen schonen."

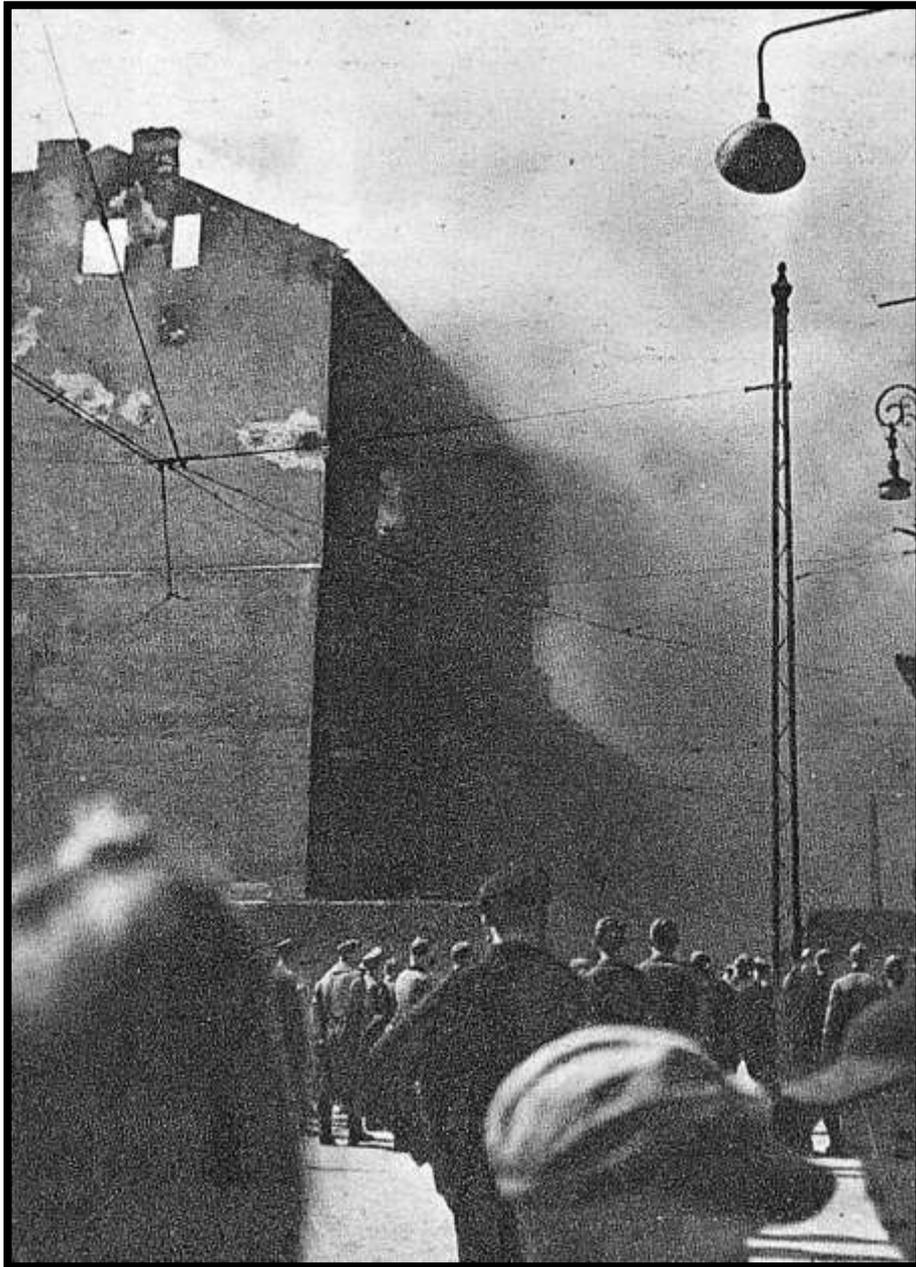
Marian läßt mich nicht allein. Er bereitet mir in der Küche Fleischbrühe und schläft nachts im Sessel. Seine Anwesenheit und seine Pflege erscheinen mir ganz natürlich.

Nach zwei Tagen sage ich: "Morgen gehe ich aus. Ich muß meine Eltern anrufen."

"Das ist viel zu früh", antwortet er. "Warten Sie, bis Sie völlig wiederhergestellt sind. – Wollen wir eine Partie Domino spielen?"

Nach einigen Spielen steht er auf: "Ich gehe in den Stützpunkt. Aber ich bleibe nicht lange; seien Sie brav!"

Ich bin allein. Noch immer sind die Vorhänge heruntergelassen. Ich steige aus dem Bett. Mir schwindelt etwas, einen Moment muß ich mich auf den Tisch stützen. Dann übernehmen meine Beine das Gewicht des Körpers und tragen mich bis ans Fenster. Ich ziehe an der Vorhangschnur, und ein Vorfrühlingshimmel entfaltet sich. Jenseits des Laubs, das im Licht glänzt, jenseits der roten Dächer, hinter der Ghettomauer ... schwärzen ausgeglühte Häuserleichen den Himmel. Einige ringen noch mit dem Tod, ihr leichter Seufzer ist zu dünnem Rauch geworden ... Ich sehe Marc über das schräge Dach rollen und höre mich schreien: *Man muß etwas tun ... man muß etwas unternehmen ...* SCHWEIGEN, das vom Geschrei der Kinder unterbrochen wird, die da unten, bei den Bäumen, einander nachjagen.



*Mieszkańcy Warszawy patrzący na płonące getto.*

Aufstand im Warschauer Ghetto.

Einwohner Warschaus betrachten das brennende Ghetto

([https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Warsaw\\_Ghetto\\_burning\\_1943\\_05.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Warsaw_Ghetto_burning_1943_05.jpg))

## EIN RUHIGES FLECKCHEN

Als ich, in der Hand die Schuhe mit den hohen Absätzen, die nackten Füße wund vom Laufen, vor dem kleinen Haus von Jan Kusma stehe, ist mir, als sei ich in ein Gebiet regungslosen Schweigens eingedrungen, feindselig gegenüber jeglichem Menschenwesen. Das Haus scheint seit langem unbewohnt. Wieder einmal umklammert diese Hand, die ich allmählich gut kenne, meinen Hals. Ich lasse sie gewähren, denn ich weiß aus Erfahrung, daß jedes Aufbegehren ihren Druck noch grausamer macht. Dann bücke ich mich, um die Schuhe anzuziehen. Als ich mich wieder aufrichte, steht die Haustür offen. Ich gehe darauf zu, so schnell, wie es meine lächerlichen Absätze zulassen. Die Füße tun weh, aber ich sage mir, daß das ein guter Schmerz ist: einer von denen, die den Menschen als vertraute Erscheinung ihres Körpers bekannt sind. Ich überschreite die Schwelle dieses Hauses, wo sich Türen von selbst öffnen, und stehe Aug in Aug einem Mann gegenüber. In seinem aufgedunsenen Gesicht stecken zwei kleine Augen, die mich von Kopf bis Fuß aufs genaueste mustern. Ich pariere mit meinem verführerischsten Lächeln. "Sicher Herr Kusma? Ich bin – "

Zwei Reihen schlechter Zähne werden großzügig entblößt. "Ich weiß, ich weiß, man hat mir Bescheid gesagt über Ihren Besuch. Treten Sie ein, treten Sie doch ein."

"Wie geht es ... ?" Aber ich bringe seinen Namen nicht heraus, die Kehle ist mir wie zugeschnürt.

"Sehr gut, sehr gut. Wir pflegen ihn sehr gut. Er wird hier direkt verwöhnt. Ich sage Ihnen das unter uns: er ist der netteste von den vieren!"

"Es sind vier bei Ihnen?" Auf der Stelle empfinde ich einen dummen Widerwillen gegen die drei Unbekannten, die mit ihm zusammen versteckt sind.

"Was wollen Sie – wenn man einen retten kann, warum dann nicht mehrere?"

"Das ist sehr freundlich von Ihnen", sage ich auf's Geratewohl, ohne mir ganz klarzumachen, was ich sage.

"Oh, Sie meinen, das geschehe aus Freundlichkeit? – Das ist ein Opfer, liebe Frau, das ist mein Leben, das ich da auf's Spiel setze. Mein Leben und das meiner Frau, und das Leben von zwei Unschuldigen dazu. Ja, ich habe zwei Kinder und ich opfere sie."

Die Augen des Mann stehen voller Tränen, mit kalter Stimme betont er jedoch jede einzelne Silbe, besonders bei *Opfer*, bei *Unschuldige*. Noch immer versuche ich zu lächeln.

"Ich habe mich schlecht ausgedrückt, Herr Kusma. Ich bin mir völlig klar über die Gefahr, die Sie auf sich nehmen."

Endlich scheint er befriedigt zu sein. "Wenn Sie hinaufgehen wollen: sie sind unterm Dach. Aber ich beschwöre Sie: keinen Lärm. Sprechen Sie leise. Wir sind von Feinden umgeben ..."

Ich höre nicht mehr zu. Ich klettere die kleine Stiege empor ... Er steht da, dort oben, er erwartet mich, ohne sich zu rühren. Als ich ganz dicht vor ihm bin, schließen sich seine Arme um mich. Jetzt ist meine Kehle weder frei.

"Komm", sagt er schließlich. "Es ist nicht nötig, daß wir hier stehenbleiben."

Wir betreten einen kleinen viereckigen, weißgekalkten Raum. Zwei Betten, zwei Stühle, ein leerer Tisch aus weißem Holz ...

"Das ist meine Frau", sagt Jakob zu den drei darin befindlichen und Karten spielenden Männern, als ob er ihnen eine frohe Nachricht mitteilte.

Keiner steht auf. Die Karten in der Hand, betrachten sie mich. Ich gehe auf sie zu, strecke ihnen die Hand entgegen. Der erste, der sie nimmt, hat schwarze Haare, buschige Augenbrauen und wulstige Lippen, die sich zu einem freundlichen Lächeln öffnen. Im singenden Tonfall jener Juden, die im Polnischen nicht sehr geübt sind, sagt er einige Worte zu meiner Begrüßung. *Bei ihm genügt es für sein Todesurteil, wenn er den Mund aufmacht*, muß ich denken. Dann ein älterer Mann, mit kalten und mißtrauischen Augen. Er drückt sich gewählt aus, in einem tadellosen Polnisch. Dann wendet er sich strahlend einem blassen, pickligen Halbwüchsigen zu, um dessen großen Mund es verächtlich zuckt.

"Gestatten Sie, gnädige Frau daß ich ihnen meinen Sohn vorstelle."

Die Hand, die mir der junge Mann hinhält, ist weich und feucht. Vielleicht habe ich meine ein wenig schroff zurückgezogen, nicht imstande, meine Abneigung zu überwinden. "Ich fürchte," sagt er, "daß unser Palais nicht völlig das darstellt, was man benötigt, um ein angenehmes Weekend zu verbringen."

"Ich bin nicht hergekommen, um das Drumherum zu bewundern", antworte ich trocken.

"Sie werden nicht nur das Drumherum, sondern ebenso uns drei akzeptieren müssen."

"Sei ruhig", sagt der mit dem jiddischen Akzent. "Es kommt nicht in Frage, daß wir der Dame lästig werden. Wir werden alle drei auf dem Dachboden schlafen."

Die andern machen keine Einwände. Ich setze mich auf eines der beiden Betten, wobei ich mein helles, geblühtes Kleid mit dem weiten Rock sorgfältig um mich ausbreite. Ihre Augen hängen an meinen Handbewegungen. Ich komme mir lächerlich vor, wie ich so dasitze, inmitten meiner Kleidung, an den Füßen hochhackige Schuhe. Ich gehöre nicht dazu, bin eine von denen, die das Recht haben, sich zu kleiden, wegzugehen, zu leben .... – Ich betrachte Jakob. Sein Gesicht ist immer das ihm eigene: offen und verschlossen zugleich, lächelnd und traurig, als ob er, während er lebt wie die anderen, sich zugleich an einem abgelegenen Ort aufzuhalten scheint, wohin niemand gelangt, auch ich

nicht. Der Gedanke empört mich, daß Jakob duldsam mit diesen dreien, die ich bereits klassifiziert habe – ein Einfaltspinsel, ein Bösewicht und ein ganz kleiner Lebemann – diese Enge teilt. Er hat sich ihnen offenbar angeschlossen, wie er sich jedem verbunden fühlt, der seinen Weg kreuzt. Mehr als einmal hatte ich den Eindruck, als sei er unfähig, einen Unterschied zu machen zwischen dem Wertvollen und der Mittelmäßigkeit, da er bei seiner Beurteilung von Menschen vielmehr zu einem immer gleichen Ergebnis zu kommen scheint. Jedoch genügte einmal eine Bemerkung von ihm, um mich eine Besseren zu belehren: seine Beobachtungen stellten sich als genauer als die meinen heraus, als scharfsinniger und viel feiner abgestuft. Jakob nimmt die Menschen an, wie sie sind! – Unterdessen hat sich zwischen den anderen und mir eine nichtssagende, konventionelle Unterhaltungen ergeben, bei der ich aufs Geratewohl auf die Fragen antworte, die sie mir aus Höflichkeit stellen. Ich spüre Jakubs Blick auf mir, denselben Blick, den er für kleine Kinder hat, für Tiere, für Elende.

Die Männer lassen ihre Karten liegen. Der große Braune, Feliks mit Namen, bringt, indem er seinen Stuhl wegschiebt, einen gegen die Mauer gestellten Korb zum Vorschein, in dem eine Katze und ihr Junges schlafen. Mit einem Satz bin ich auf den Knien, bemächtige mich des kleinen warmen Pelzknäuels und drücke es gegen mein Gesicht.

"Sehe Sie irgend etwas Ungewöhnliches neben dem Korb?" fragt mich Feliks.

Ich sehe aufmerksam nach und kann nichts finden.

"Das ist großartig! Unser Versteck ist wirklich nicht auffindbar"

Hinter dem Korb mit den Katzen ist ein Quadratmeter Wand lose; durch die Öffnung gelangt man in einen engen Raum zwischen Zimmer und Wand. Dieses Versteck, auf das Feliks stolz zu sein scheint, ist zugleich seine Pein. Wenn sie es benutzen müssen, wird der arme Mensch das Opfer einer panischen Angst. Sein Atem wird heftiger, geräuschvoller, bis er sich schließlich in lautes Pfeifen verwandelt, das er im Taschentuch zu ersticken sucht. Das Blut ist ihm zu Kopf gestiegen – während sich in

den Augen seiner Gefährten Entsetzen und wohl auch Haß spiegeln. Ich versuche mir vorzustellen, wie es ist, wenn vier erwachsene Männer durch die enge Öffnung kriechen wie Kinder, die Versteck spielen. Verachtung und Abneigung fallen von mir ab und machen einem grenzenlosen Mitgefühl Platz, als Jakob später etwas davon andeutet. Ich hätte ihnen ein paar freundliche Worte sagen mögen, sie sogar um Verzeihung bitten, aber ich konnte nichts dergleichen herausbringen.

"Das ist ein sehr gutes Versteck", erklärt auch Jakob. "Wir haben es schon mehrere Male genutzt."

In diesem Augenblick wird leise an die Tür geklopft. Eine Frau kommt herein: groß, schlank, blond. Sie hat feine Züge und einen ganz kleinen Mund. Ihre großen grauen Augen wirken müde, ausdruckslos. Feliks ist schon bei ihr und küßt ihr die Hand. Er äußert seine Freude, sie zu sehen, mit so viel Überschwang, daß man meinen könnte, sie sei Gegenstand einer glühenden Liebe, wiedergefunden nach langer Trennung. Der ältere Mann (mit Namen Feinsilber) versucht vergeblich, ein paar Worte anzubringen. Ich begreife, daß dies Frau Kuzma ist. Unter dem Wortschwall verzieht sie ihren kleinen Mund drängelt sich zu mir durch.

"Na, na, keinen Unsinn! – Sie sind unvernünftig, Sie sprechen viel zu laut. Wenn jemand unter dem Fenster vorbeigeht ... Lassen Sie mich doch die Dame begrüßen."

Ich berühre eine trockene, von der Arbeit hart gewordene Hand. "Wir könnten vielleicht alle unten im Eßzimmer essen," sagt sie dann, "um Ihre Ankunft zu feiern?"

Die Männer schweigen. Ihr Schweigen mutet mich seltsam an. Dann sagt Jakob: "Aber natürlich, Frau Helena, wir würden uns sehr freuen."

"Ich werde Sie rufen", sagt sie beim Hinausgehen.

Nachdem die Tür sich geschlossen hat, blicken die Männer einander an. "Wieder!" sagt Feinsilber. "Die Schweine!"

"Gib's auf, wir haben kein Wahl", bemerkt sein Sohn.

"Aber wir haben auch keine Goldmine."

"Um so schlimmer", sagt Feliks. "Wenigstens werden wir etwas anderes als Kartoffeln zu essen bekommen."

Als es soweit ist, versammeln wir uns alle unten, sitzen um einen runden Tisch. Das Eßzimmer ist voller Nippsachen und gestickter Deckchen; die Wände bepflanzt mit bemalten Tellern und Stichen. Ich tausche ein Lächeln mit den Kindern des Ehepaares – einem Junge von ungefähr zehn Jahren und einem kleinen Mädchen von vier oder fünf. Beide haben sie weizenblondes Haar. Frau Kuzma bedient uns, und die drei Männer lassen die Platte nicht aus den Augen, während sie das Loblied des Hausherrn und seiner Ehefrau singen. Ich werde besser bedient als die andern, aber ich habe keinen Hunger. Ich wage jedoch nicht, meinen Teller mit dem von Feliks zu tauschen, der trübsinnig mit seinem winziges Stück Fleisch hantiert. Nachdem wir fertig sind, warten wir auf den Hausherrn und seine Kinder, die von Frau Kuzma noch einmal reichlich versorgt werden.

"Ich brauche Kraft," bemerkt Kuzma, "ich brauche Kraft, damit ich Sie verteidigen kann. Ihr habt es ja ganz ruhig da oben, aber ich, ich muß Wache halten. Von morgens bis abend grüble ich. Und in der Nacht schlaf ich nicht vor Sorge."

Mit einem Zug leert er das Glas Wein, das vor ihm steht, und füllt es wieder. "Machen Sie sich wenigstens klar, was ich für Sie tue?"

Die Antwort erfolgt im Chor: man preist seine Güte, seine Großherzigkeit, seine Klugheit.

"Sie meinen, daß ich klug bin?" erwidert der Hausherr. "O nein, Sie täuschen sich. Dumm bin ich. Dumm genug, um daran zu sterben. Wenn ich klug wäre, wurde ich dann meine beiden Kinder für Sie, für Fremde opfern? Sehe Sie sich die Unschuldslämmer doch an!" Und er macht eine Pause, um sich zu vergewissern, daß die Blicke aller auf den beiden Engeln ruhen, die weiter schlingen.

"Sehe Sie sich diese Unschuldigen an, die ich Ihretwegen zum Tode verurteile. Und meine Frau, meine junge Frau! Sehen Sie sie an!" Hier eine weitere Pause, damit Zeit bleibt, den Blick auf Frau Kuzma zu richten. "Die Mutter meiner Kinder – in der Blüte ihrer Jugend – die ich Tag und Nacht dem Tod aussetze!"

Er leert sein Glas und schöpft daraus neue Rührseligkeit, noch mehr Beredsamkeit. Er hört nicht mehr auf. Tränen rollen ihm über die Backen. Frau Kuzma wacht angesichts dieser ihr bevorstehenden schrecklichen Gefahren als liebende Mutter unablässig über die Essenseinnahme ihrer Brut, die dem Auftritt nicht die geringste Beachtung schenkt: Sie müssen daran gewöhnt sein.

"Und woher das ganze Geld nehmen, das nötig ist, Sie zu ernähren?!" fährt der Hausherr fort. "Sie sind kräftige Männer, alle vier, und Sie haben einen guten Appetit. Sie haben keine Ahnung davon, daß das Leben jeden Tag teurer wird."

"Aber wir essen nur Kartoffeln. Nichts als Kartoffeln!" wirft Feinsilber ein.

"Da haben Sie es!" wendet Kuzma sich an mich: "So sieht die Dankbarkeit der Menschen aus. Dieser Menschen, für die ich meine Familie opfere. Ich spreche nicht von mir. Ich, ich zähle nicht. – Sie kritisieren die Verpflegung, die ich ihnen gebe. Ein recht seltsames Volk! Sie denken ans Essen, während ihr Leben auf dem Spiel steht." Wieder wendet er sich den anderen zu: "Und wenn ich Ihnen sagen würde, daß ich genug habe, genug?!"

Seine Faust saust auf den Tisch nieder, daß das Geschirr hüpft. "Ich habe genug! Genug! Sie können gehen, sofort! Verschwinden Sie!" Sein Gesicht glüht, seine Stimme donnert.

"Nun, nun", macht sich seine Frau bemerkbar. "Beruhige dich. Du wirst dir schaden."

"Gehen wir," sage ich zu Jakob, "gehen wir, sofort!"

"Mach dir keine Sorgen," sagt er leise, "das ist alles nur eine Komödie. Es ist mir schrecklich, daß er gerade den Tag deiner Ankunft dafür ausgesucht hat."

Währenddessen bemühen sich die anderen Gefangenen, den aufgebrachten Hausherrn zu beruhigen. Feinsilber stammelt Entschuldigungen.

"Auf die Knie!" brüllt Kuzma. "Kniet euch hin und bittet um Verzeihung! Auf die Knie vor mir!"

Und der Alte steht auf, geht um den Tisch herum, bleibt vor Kuzma stehen, der halb betrunken ist. Dann beugt er langsam, mühsam seine alten Beine, kniet sich hin.

"Das ist gut. Ich verzeihe ihnen. Helena, gib doch Herrn Feinsilber ein Glas Wein."

Feinsilber kehrt an seinen Platz zurück und trinkt würdevoll die paar Tropfen Wein, die Krau Kuzma ihm eingegossen hat. Besänftigt, voll Nachsicht, fährt der Hausherr in seiner Belehrung fort.

"Ich bin Ihr Freund. Ihr einziger Freund. Ohne mich sind Sie erledigt. Nicht wahr, das wissen Sie, daß ich ihr einziger Freund bin?"

Eifrig stimmen sie zu.

"Gut. Und Ihr Freund ist arm. Sehr arm. Jeden Tag kämpft er, zappelt er sich ab, um seine große Familie zu ernähren. Man muß ihm helfen. Liebe Kinder, man muß ihm helfen!" Von neuem rollen seine Tränen, dicke Tränen, die über seine dicken Backen hinuntertropfen.

"Wieviel brauchen Sie diesmal, Herr Kuzma?" fragt Jakob.

Da verfliegt der Eindruck, daß ich mit Verrückten zu Tisch sitze, daß ich selbst verrückt werde.

"Hier ist einer, der sich ansprechen läßt", sagt Kuzma mit normalgewordener Stimme. "Letzte Woche haben Sie mir tausend Złoty gegeben. Jetzt brauche ich zweitausend."

"Sie werden Sie heute abend bekommen", antwortet Jakob.

Der Vorfall ist erledigt. Kuzma ist jetzt heiter, freundlich, zuvorkommend. Sogar seine Frau findet sich jetzt bereit, ihren kleinen Mund aufzumachen und sich in seelische Unkosten zu stürzen. –

Oben angelangt, nehmen die drei Männer ihr Kartenspiel wieder auf. Mein Mann zieht mir die Schuhe aus und untersucht sorgfältig meine Füße. Während er ein feuchtes Tuch auf die wunden Stellen legt, fällt mir eine Mahlzeit bei meinen Schwiegereltern ein, an einem Freitagabend. *Das Silber schimmerte auf dem weißen Tischtuch, im Licht der Kerzen. Mein Schwiegervater sang die Schabbatgebete. Mir gegenüber saß ein alter, schmutziger Bettler, der sich an seinem Bart saugend, mit geschlossenen Augen hin- und herwiegte. Meine Schwiegermutter neben ihm füllte seinen Teller. Er aß*

*auf unappetitliche Weise, bediente sich der Finger. Aber niemand außer mir achtete auf ihn. Bevor er ging, sagte er immer wieder dieselben Worte: "Jene, die einen armen Bettler nicht demütigen, werden niemals gedemütigt werden."*

Als ich das zweite Mal zu Herrn Kuzma kam, blieb ich dort. In Warschau war der Aufstand ausgebrochen.<sup>7</sup> Man ist auf weiteres gefaßt. Ich will nicht länger von meinem Mann getrennt sein. Also bin ich geblieben und teile nun das Leben der vier Abgeschlossenen da oben, in der kleinen Kammer. Ich teile die Kartoffeln, die den Magen ungefähr eine Stunde lang füllen. Danach läßt einem der Hunger bis zur nächsten Mahlzeit keine Ruhe. Die Männer haben sich an mich gewöhnt. Viel Platz nehme ich nicht weg. Den größten Teil der Zeit liege ich auf dem Bett, ohne etwas zu sagen. Einzig, daß ich mich jeden Tag ziemlich lang wasche, werfen sie mir vor. Dann müssen sie auf dem Dachboden warten, inmitten von Staub und Spinnen, vor denen sie sich zu fürchten scheinen. Ich habe ihnen einen kleinen, mit Kopfhörern versehenen Detektorapparat mitgebracht. Natürlich ist er ihr liebster Zeitvertreib geworden. Leidenschaftlich wird jede Nachricht des BBC besprochen, man streitet über das nah bevorstehende Anrücken der Russen, legt sich auf Tag und Stunde fest. Feliks überhäuft Feinsilber mit Schimpfworten, weil dieser zu behaupten wagt, daß sie nicht vor einer Woche da sein werden.

Aber die Russen kommen nicht, weder am nächsten Tag, noch in der nächsten Woche. Am andern Ufer der Weichsel stehend, rühren sie sich nicht. Dafür werfen englische Flugzeuge Flugblätter ab, die Kuzma uns bringt, stolz wie ein General, der sein Leben für seine Soldaten einsetzt. Die Flugblätter wiederholen immer dasselbe: *Aushalten, aushalten, das Ende ist nahe!* Übrigens hat sich Kuzma sehr verändert. Er sucht den Kontakt mit uns, unterhält sich freundschaftlich mit uns. Er versucht nicht mehr,

---

<sup>7</sup> Der Warschauer Aufstand war die militärische Erhebung der Polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa, kurz AK) gegen die deutsche Besatzungsmacht im Zweiten Weltkrieg in Warschau vom 1. August bis zum 2. Oktober 1944. Von der polnischen Exilregierung in London im Rahmen der landesweiten Aktion Burza befohlen, war er neben dem Slowakischen Nationalaufstand eine der größten Erhebungen gegen das nationalsozialistische Herrschaftssystem. Die Widerständler kämpften 63 Tage gegen die Besatzungstruppen, bevor sie angesichts der aussichtslosen Situation kapitulierten. Die deutschen Truppen begingen Massenmorde unter der Zivilbevölkerung, und die Stadt wurde nach dem Aufstand fast vollständig zerstört. (WP)

Geld aus uns herauszupressen. Er, der im Verlauf seiner Anfälle die Juden manchmal *schmutzige Kommunisten* nannte, spricht jetzt gerührt von unserem großen Freund Stalin, von den ruhmreichen sowjetischen Soldaten, die hereinmarschieren werden, um die armen Opfer der deutschen Barbarei – wie uns, wie ihn selbst! – zu befreien. Jeden Tag erinnert er uns an alles, was er für uns getan hat. Unser Geld zerrinnt trotzdem: Die Kinder sind es, die jetzt die Sache in die Hand genommen haben, die beiden Kinder mit den blonden Haaren und den Engelsgesichtern. Sie arbeiten auf eigene Rechnung, und ich vermute, daß Kuzma keine Ahnung davon hat, trotz der kräftigen Einkäufe von Süßigkeiten und Spielzeug. Schon das kann genügen, um in der Außenwelt Verdacht zu erregen, aber wir können nichts dagegen ausrichten. Wir haben keine Wahl.

Es ist immer das gleiche Schauspiel. Sie kommen herein, beide, unschuldigen Blickes, ein freundliches Lächeln auf den Lippen. Der Junge erzählt, wie ihn sein Vater den Weg zum Haus beobachten läßt, während er selbst sich einschließt, um zu trinken. Und dem Jungen gibt man nichts dafür – das ist nicht recht! Muß er nicht auch fortwährend ein Auge haben auf diese Rotznase – er zeigt auf seine Schwester – aus Angst, sie könnte schwatzen, wenn sie mit anderen Kindern spielt?

"Du würdest reden, nicht wahr?" fragt er sie.

"Sicher würde ich reden, wenn du nicht da bist", antwortet die Kleine ruhig. "Man kann doch nicht spielen, ohne zu sprechen."

"Aber du weißt doch, daß niemand wissen darf, daß wir da sind", schreit der junge Feinsilber. "Sonst wird man uns alle umbringen, und deine Eltern und deinen Bruder und dich auch! Das weißt du doch, ja?"

"Ja, aber ich vergesse es manchmal ..."

Schließlich geben wir ihnen, was sie wollen.

Jedesmal, wenn er den Schritt der Kinder erkennt, fängt der große, kräftige Feliks zu zittern an. Es kommt vor, daß Frau Kuzma die beiden anhält, wenn sie die Treppe hinaufklettern: "Was wollt ihr da oben? Ich habe euch doch gesagt, daß ihr nicht so oft hinaufgehen sollt."

"Wir wollen den Herren guten Tag sagen; die langweilen sich doch", gibt die Kleine zur Antwort.

Sogleich ist die väterliche Stimme zu hören: "Ein goldenes Herz haben sie, meine Kinderchen. Laß sie doch, Helena, laß sie nur tun, wozu ihr Herz sie treibt." Und die Tür öffnet sich, alle beide erscheinen, wobei sie sich brav an der Hand halten, und lächeln uns an.

Eines schönen Herbsttages werden wir schon am Morgen verständigt, daß wir das Versteck aufsuchen müssen. Frau Kuzma kommt, um die Luke hinter uns zu schließen und den Katzenkorb, in dem jetzt das junge Kätzchen alleine schläft, wider an seinen Platz zu rücken. (Die Katzenmutter ist vor ein paar Tagen verschwunden.) Kurz darauf füllt sich das Haus mit Stimmen. Uns ist, als ob deutsch gesprochen würde. Dann herrscht Schweigen. Die Minuten vergehen, aber niemand kommt, um uns zu befreien. Zu fünft in diesem engen Raum, fangen wir an, um Luft zu ringen. Wir haben Angst, uns zu bewegen. Nach etwa einer Stunde erkennen wir die Schritte von Herrn Kuzma. Auf allen vieren kommt einer nach dem anderen zurück in die Kammer. Auf Kuzma regnet es Fragen herab, die er nicht zu hören scheint. Sein Gesicht ist aschgrau.

"Sind wir entdeckt?" fragt Feliks. "Meinetwegen?"

"Nein, aber es betrifft uns alle. – Alle müssen fortgehen, verstehen Sie: alle, in einem Umkreis von zwanzig Kilometer. Ich auch, wie alle anderen, wie ein Bettler!"

Erstarrt stehen wir da. "Und wir?" fragt Feinsilber. "Was wird aus uns?"

"Meint ihr, daß mich das etwas angeht? Ich habe euch gewarnt, das reicht." Beim Hinausgehen schlägt er die Tür hinter sich zu.

Reglos stehen wir fünf da und vermeiden, es, einander anzublicken. Feinsilber bricht das Schweigen: "Mach unsere Sachen zusammen", sagt er zu seinem Sohn: "Wir gehen."

Ohne etwas zu erwidern, sammelt der junge Mann ihre Habseligkeiten in eine Decke.

"Wohin wollen Sie gehen?" fragt mein Mann.

"Die Russen sind nicht weit", antwortet der alte Mann. "Wir werden ihnen entgegengehen, und dann komme ich mit ihnen zusammen hierher zurück, um diesen Schurken von Kuzma kaputtzumachen."

Ich trete näher an das Fenster heran. Zwischen den Nachbarshäusern gehen einige Deutsche. Ich weise Feinsilber darauf hin. Er wirft einen Blick durch das Fenster. "Wir haben keine Wahl."

Mit dem fertigen Bündel bleibt er einen Augenblick vor uns stehen und sagt, ohne uns die Hand zu geben: "Alles Gute."

Sein Sohn geht nach ihm hinaus, wortlos, blicklos, grußlos.

"Was machen wir jetzt – ?" fragt Feliks. Und schon verbreitet er sich weitschweifig, wie es seine Gewohnheit ist, entwirft er hintereinander die phantastischsten Projekte. Schließlich entscheiden wir uns dafür, abzuwarten, die Dinge herankommen zu lassen. Einer von uns wird sich ständig in Fensternähe halten, so, daß er beobachten kann, ohne von draußen bemerkt zu werden. Ich gehe hinunter. Unten ist niemand mehr da! Die Kuzmas sind fort ... Familie Kuzma irrt auf den Straßen umher: zahlt dem Krieg die kleinen Profite zurück, die sie aus ihm zog. Schließlich stoße ich auf Kartoffeln und Mehl. Das ist alles, was sie uns gelassen haben. Ich nehme mir einen Tiegel, in den ich den Rest Wasser fülle, der sich noch in der Küche findet, dazu eine elektrische Heizplatte; zuletzt entdecke ich noch ein Päckchen Salz und bringe alles in unsere Kammer hinauf.

Gegen Abend schaffen wir alles in den Verschlag, was unsere Anwesenheit verraten könnte, außerdem schieben wir mit großer Mühe eine Matratze hinein.

Die Öffnung haben wir selbst verdeckt, aber da ist niemand, der den Katzenkorb wieder an seinen Platz stellt. Unaufhörlich erscheint vor meinen Augen das Bild dieses verlassenen Hauses, dessen Türen offenstehen, und das Bild von uns dreien, in einer Ecke zusammengekauert: Ausgelieferte. Auch die beiden Männer schlafen nicht, wohl heimgesucht von ähnlichen Bildern, sind hellwach. Ich höre, wie der geräuschvolle Atem von Feliks manchmal schneller wird;

vielleicht, wenn das Bild in ihm genauer und schärfer wird. Plötzlich setzt sein Atem aus. Im selben Augenblick spüre ich mein Herz bis in den Hals hinauf schlagen. Jemand weint, ganz nahe, hier im Haus.

"Da ist ein weinendes Kind –", murmelt Feliks, pfeift. "Es sind Leute gekommen ... wir sind verloren." Sein Atem setzt kräftig wieder ein, wird schneller, pfeift.

"Schweigen Sie," sage ich, "und bemühen Sie sich, etwas weniger Geräusch zu machen."

Ich horche, das Ohr an den Verschlag gepreßt. Das konnte ich mir denken: es ist die kleine Katze, wie wir alleingelassen haben. Und sofort sage ich mir, daß wir Gefahr laufen, entdeckt zu werden, wenn man sie hört.

"Wer ist es?" fragt Jakob.

"Die Katze. Man muß sie erdrosseln, bevor sie uns verrät. – Kümmern Sie sich um sie!" sage ich zu Feliks.

Dessen Zähne schlagen aufeinander. "Es ist nötig, daß ... man ... man muß man sie töten?"

"Ja. Sie drücken ihr den Hals zusammen, ganz fest. Das dauert nicht lang. Es ist eine ganz kleine Katze."

"Ich ... ich kann nicht. Ich könnte niemals ein Kätzchen töten", erklärt er elend.

"Nimm sie zu uns", sagt Jakob. "Sie wird sich beruhigen."

Uns so teilt das Kätzchen unseren Schlaf in der Verborgenheit. Gegen Mitternacht schallt unten Stiefellärm. Jakob legt seinen Arm um meine Schultern, preßt mich an sich, während ich wiederum die kleine Katze auf meiner Brust festhalte. Dann wird die Treppe von Schritten erschüttert. Neben mir würgt Feliks, das Gesicht in die Hände gedrückt. Endlose Minuten vergehen, während in der Kammer herumgegangen wird, die Stühle Fußtritte erhalten, umgeworfen werden. Etwas stößt gegen die Zwischenwand, hinter der wir um unser Leben zittern, es scheint der Katzenkorb zu sein. Endlich steigen sie wieder hinunter. Feliks' unterdrückter Atem wird wieder frei und füllt den Verschlag aus. Dann schlägt die Eingangstür.

Feliks drückt die Falltür zurück und kriecht hinaus. Ich murmle: "Was machen Sie? Sie sind verrückt – vielleicht ist einer im Haus geblieben."

Feliks, noch auf allen Vieren, dreht sich um: "Ich muß fortgehen. Ich habe solche Angst ... ich habe solche Angst." Er wiederholt es ununterbrochen.

"Sie werden keine zehn Meter gehen können, ohne gefaßt zu werden. Seien Sie vernünftig!"

Aber er will nichts hören. Er hat nur noch diesen einen Gedanken im Kopf: FORTGEHEN.

"Halt' ihn nicht zurück", sagt Jakob. "Wenn er das Gefühl hat, fortgehen zu müssen, muß man ihn lassen. – Geh!" sagt er zu Feliks. "In der Nacht hast du die besten Chancen. Spring in den ersten Graben und folge ihm bis zum Wald."

Feliks hört begierig zu. "Sie glauben, daß ich durchkommen werde?"

Die ruhige Stimme meines Mannes bestärkt ihn weiter. Aber schon denkt er an etwa anderes: "Und Sie? Ich kann Sie doch nicht allein lassen."

"Machen Sie sich keine Sorgen. Jeder hat sein Schicksal."

Linkisch verabschiedet Feliks sich von uns.

Der nächste Tag ist ruhig. Wir essen den Rest Kartoffeln vom Vortag, dann mache ich eine Art Teig, indem ich das Mehl mit Wasser mische. Den elektrischen Kocher lasse ich kleine flache Fladen backen. Sie sind hart wie Holz. Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll; ich hatte keinerlei Erfahrung bei sowas. Wenn man sie lange genug kaut, bringt man sie doch hinunter. Jakob findet sie ausgezeichnet.

Am Abend gehen wir wieder in den Verschlag zurück, nicht ohne die kleine Katze. Nachdem wir eine Zeitlang liegen, einer neben dem andern, sagt Jakob: "Du wirst jetzt hier bleiben, ganz brav, und ich werde hinuntergehen und Wasser suchen."

Der Brunnen befindet sich hinter dem Haus, ein schönes Stück entfernt. "Unter keinen Umständen lasse ich dich allein rausgehen!"

"Wir haben nicht einen Tropfen Wasser mehr – "

"Das ist mir gleich."

"Ja, aber ich habe Durst."

Gut, dann werde ich gehen, – ich."

Jakub lacht leise. "Könntest du denn einen Eimer einhaken und ihn runterlassen?"

"Dann gehe ich eben mit dir."

"Damit die Gefahr noch größer wird? Komm, sei vernünftig. In fünf Minuten bin ich zurück. Außerdem ist es dunkel."

Entschlossen windet er sich aus meinen Armen. Unbeweglich auf der Matratze sitzend, horche ich, wie seine leichten Schritte sich in dem schweigenden Haus verlieren. Die Tür unten ächzt leise. Dann nichts. Einige Augenblicke später höre ich die Kette knirschen. Ich bilde mir ein, den Aufschlag des Eimers auf dem Brunnenboden zu hören; und wieder knirscht die Kette unheimlich – einziger Laut inmitten dieses entvölkerten Landes. Das Schweigen, das ihm folgt, setzt sich in mir fest.

Ich habe ihn nicht kommen hören: nicht die Treppe hinaufsteigen hören, nicht die Falltür öffnen. Seine Arme umschließen mich – da erfasse ich, daß er da ist und daß ich ihn noch bis zum nächsten Tag behalten werde.

Die Tage vergehen, einer wie der andere. Meistens halte ich mich am Fenster auf, um die Straße zu beobachten. Jakub, zu einem Teil des Radioapparats geworden, bemüht sich, auch noch die geringste Nachricht aufzufangen, die geeignet sein könnte, die Lage ein wenig aufzuklären. Aber wir sprechen wenig darüber. Vor allem sprechen wir vom Ende des Krieges, von der Zukunft: der herrlichen Zukunft. Aber für mich sind auch das nichts als Worte. Er dagegen lauscht mit zuversichtlicher Miene den Stimmen aus der Luft. Unser Kartoffelvorrat ist längst zu Ende, die Fladen (die ich inzwischen etwas vorsichtiger backe) sind jetzt unsere einzige Nahrung. Die kleine Katze verweigert sie – und siecht dahin. Alle zwei Tage holt Jakub Wasser, und jedesmal ist es, als ob sein Tod über mich hereinbräche.

Eines Morgens, als er wieder dasitzt, die Hörer an die Ohren gepreßt, verändert sich plötzlich sein Gesicht. Solches Glück kommt darin zum Ausdruck, seine Augen sind von verzückter Freude erfüllt – ich kann

nicht mehr zweifeln: wir sind frei! Ich lasse meinen Posten am Fenster im Stich und lege ihm die Arme um den Hals. Er hebt den Kopf zu mir empor: "Paris ist befreit. Verstehst du? – Verstehst du was das bedeutet? Paris ist befreit!"

Nein, ich verstehe nicht. Ich spüre dumpfe Wut in mir aufsteigen. Also nur das ... Ich erkläre ihm, daß ich mich nicht in Paris befinde, daß mir das Schicksal von Paris völlig egal ist, daß ich daran wirklich nichts finde, worüber ich mich jetzt freuen könnte.

"Aber alle diese Menschen sind endlich frei, außer Gefahr –!"

Ich weiß nur, daß ich eine Waise bin, und daß meine Welt mit Jakob anfängt und aufhört. In diesem Augenblick hören wir die Eingangstür quietschen. Wir stürzen in das Versteck. Es bleibt keine Zeit mehr, die Falltür zu schließen; jemand betritt die Kammer. Stühle werden gerückt, schwere Schritte gehen hin und her, ohne Eile. Dann erscheint eine Hand in der Öffnung, tastet herum. Wir weichen zurück so weit wie nur möglich. Die Hand tastet weiter, bekommt einen von Jakubs Stiefeln zu fassen, zerrt ihn nach draußen, dann den andere, dann den Radioapparat, dann den Kocher ... Da kommt die kleine Katze zum Vorschein, die sich kaum auf den Füßen halten kann.

"Eine Katze", sagt eine Männerstimme halblaut. "Eine Katze ist doch niemals allein. He! Ihr anderen, kommt 'raus! Kommt 'raus oder ich hole die Deutschen!"

"Bleib' du drin", flüstere ich Jakob ins Ohr.

Der Mann weicht erschrocken zurück, als er mich kriechend hervorkommen sieht. Aber es dauert nicht lange, bis er seine Sicherheit wiedergewonnen hat. Er ist ungefähr vierzig Jahre alt, hat einen dicken Schnurrbart, einen kräftigen Bauch und wirkt schmutzig. Sicher ein Plünderer, der die verlassenen Häuser durchgeht. Aber es ist ein Pole, und wenn er einen Juden anzeigt, wird er belohnt. Das wird er genauso gut wissen wie ich. Begehrlich heftet sich sein Blick auf mich.

"Was machst du da, mein Liebling? Ist kein Ort für ein hübsches Mädchen. Versteckst du was? Na, rede ein bißchen!"

"Und Sie selber? Die ganze Bevölkerung ist evakuiert worden. Sie haben hier nichts zu suchen."

"Sachte, sachte. Ich habe einen Auftrag, mein Püppchen. Wenn du wirklich allein bist, werden wir beide ein bißchen miteinander spielen. Du gefällst mir, weißt du! Du gefällst mir gut ..."

In diesem Augenblick kommt Jakob aus dem Versteck heraus. Meint er, daß ich mich nicht verteidigen könnte? Das wäre nicht das erstmal. "Die Pfoten runter!" sagt er und richtet sich auf.

"Ach, – wenn das so ist, werden wir nicht lange reden. Ich weiß, wo ich mich hinwenden muß. Man wird sich um euch kümmern, darauf können Sie sich verlassen. Mit Gaunern von eurer Sorte befaßt man sich bestimmt!"

Jakub hat durch sein Dazwischentreten alles verdorben.

"Wir sind keine Gauner. An dem Tag, an dem das Dorf geräumt wurde, war ich sehr krank. Da ist mein Bruder bei mir geblieben. Jetzt haben wir nichts mehr zu essen und haben Angst vorm Gehen. Aber wenn Sie uns bei sich aufnehmen, würden wir Sie belohnen. Wir haben noch etwas Geld. Sie könnten uns heute nacht hinführen."

"Ich sage nicht nein", antwortet der Mann. "Aber erst muß ich sichergehen." Er wendet sich an meinen Mann: "Siehst nicht wie'n Jud aus, mein Bürschchen, trotzdem möchte ich sichergehen. – Komm, laß IHN sehen, und dann, Ehrenwort, bring' ich euch zu mir."

Ich schaue Jakob an. Er ist immer so ruhig. "Es ist gut", ist seine Antwort. "Sie können gehen. Wir werden ohne Sie zurechtkommen."

Der Mann wird wütend: "Müßt mich nicht für einen Dummkopf halten!" Und er spuckt mitten in die Kammer. "Das stinkt ja auf hundert Schritte nach Judenfleisch!"

Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hat, raffe ich den Rest Fladen und das bißchen Wäsche, das wir noch haben, zusammen und wickle alles in eine Decke. Ich werfe einen Blick durch das Fenster: auf der Straße scheint alles ruhig. Wie dem auch sei – ohne Lebensmittel können wir nicht länger hierbleiben. Auf der Treppe drehe ich mich um: weil ich Jakubs Schritte nicht hinter mir höre. Aber er ist da, auf Strümpfen. Der

Plünderer hat seine Stiefel mitgenommen! Als wir hinaustreten, überfällt uns das volle Tageslicht; geblendet bleiben wir einen Augenblick stehen. Wir haben das Haus des barmherzigen Kuzma verlassen ...

Der Graben, durch den Feliks wahrscheinlich weggegangen ist, liegt nach links. Wir gehen langsam. Um uns herum keine Lebenszeichen. Wenn nur die Menschen niemals mehr auf der Erde erscheinen dürften und uns in Ruhe ließen! Ist es nicht weniger schrecklich, zu verhungern, als unaufhörlich ANGST haben zu müssen? Dann sage ich mir, daß dem Menschen Angst und Gefahr wohl doch lieber sind als der Hunger. Angst hofft er zu überwinden ... gegen den Hunger nützt kein Mut.

"Wo ist er denn, dieser Graben?"

"Wir sind schon da", antwortet Jakob.

Ich sehe nichts als ein brachliegendes Feld, das mit hohem Gras bewachsen ist. Mein Mann macht zwei Schritte und ist verschwunden. Ich folge ihm. Es ist ein tiefer, trockener Graben, in dem man fast völlig vom Gras verdeckt wird, selbst wenn man aufrecht steht.

"Woher wußtest du, daß der hier verläuft?"

"Kuzma hat uns eines Nachts hierher geführt, als er Angst hatte. Das Versteck war damals noch nicht fertig."

Wir legen uns hin, Seite an Seite. "Aber die kleine Katze –," sagt er: "wir haben sie vergessen."

"Wir hätten sie nicht mitnehmen können."

"Sie wird verhungern, durch unsere Schuld."

"Wir auch. Deswegen jetzt keine Gewissensbisse."

Aber das Bild von der kleinen Katze, die eingeschlossen in dem leeren Haus miaut, ist heraufbeschworen und quält mich jetzt ...

"Vielleicht kommt jemand und holt sie", hoffe ich. "Gegen die Tiere sind sie manchmal barmherzig."

Wir lassen den Tag verstreichen, reden noch ein wenig über die Katze und ihre Aussichten und wagen es im übrigen nicht, unsere letzten vier Fladen zu essen.

Sobald es dunkel genug geworden ist, gehen wir querfeldein auf die undeutliche Linie eines Waldes zu, der in der Ferne zu sehen ist.

Ich glaube, ich habe einen wunden Fuß", sagt mein Mann. Seine Strümpfe sind in Fetzen, die Füße von scharfen Steinen aufgerissen. "Es ist aber nicht so schlimm, ich kann weitergehen."

Ich nehme die beiden einzigen Hemden, die uns geblieben sind, aus der Decke und umwickle ihm damit die Füße, hoffe, daß der dünne Stoff ausreicht, sie zu schützen. Zwei Stunden später, als wir den Waldrand erreichen, sind die Hemden praktisch verschwunden: zerfetzt.

Der Wald erstreckt sich von Legionowo bis Nowy Dwór, wo wir hin wollen. Dort, hoffen wir, können wir mit dem Geld, das wir noch haben, einen Unterschlupf finden. Das ist alles, was wir zueinander sagen, denn in Wirklichkeit wissen wir sehr wohl, daß in einer Stadt, die voller Deutscher ist, niemand für so wenig sein Leben wagen würde.

Zwischen den Bäumen wird die Nacht immer tiefer, bis es schließlich unmöglich ist, vorwärtszukommen, ohne gegen Baumstämme zu prallen. Wir strecken uns auf der Decke aus, und ich danke dem Himmel, daß er uns noch diese Nacht gewährt.

## DIE GESETZE DER GASTFREUNDSCHAFT

Der Wald hat sich hinter uns geschlossen. Anfangs hielten wir uns noch an Fußwege, die aber fast immer bei einer verlassenen Holz- oder Köhlerhütte aufhörten; dann an undeutliche Spuren, die sich jedoch bald im Dickicht verloren. Und dann gingen wir weiter, immer weiter, durch faulende Blätter, in einer Luft, die schwer war vom langsamen Niedergang des Sommers. Mit träger Gleichgültigkeit widersetzten sich Sträucher und Dornbüsche unserem Vordringen. Eine alternde Welt ist es, die hier in zerfallendes Licht gebadet ist. Selbst die jungen Triebe sehen schon alt aus, und wenn wir doch einmal einen Vogelruf hören, klingt er matt, und das Schweigen bemächtigt sich seiner sofort wieder. Alles nur Mühsal, tausendjährige Mühsal.

Ich habe unsere Fladen in kleine Stückchen geteilt, damit sie so lange wie möglich reichen. Jetzt sind wir vollends auf Kräuter angewiesen, die wir aussaugen, um unseren Hunger zu überlisten. Mechanisch laufen wir, ohne wirklich das Gefühl zu haben, weiterzukommen. Ein Baum sieht wie der andere aus, und es scheint immer dasselbe Waldstück, das sich unaufhörlich wiederholt, das wir immer mit uns schleppen. Um Jakubs wundgelaufene Füße etwas zu schützen, habe ich die Decke zerrissen. Ich vermeide es, ihn anzusehen. Wie das Gesicht eines Menschen sich in so kurzer Zeit verändern kann! Seine Augen sinken immer tiefer in die Höhlen zurück, seine feine Nase erscheint jetzt lang und spitz. Das ärgste

aber für mich, was ich nicht ertragen kann, ist sein Lächeln. Sein armes, schüchternes, schamhaftes Lächeln, das mich um Verzeihung zu bitten scheint. Nachts sprechen wir lange von der Vergangenheit, von der vernünftigen Welt, in der wir früher gelebt haben und aus der wir die unbedeutendsten Erinnerungen aufleuchten lassen. Niemals jedoch von unseren Toten oder von der Gegenwart. Wir sind zu hungrig, frieren zu sehr, wir sind viel zu müde, um schlafen zu können. Die Nächte werden kühler, und die Decke löste sich auf, Stück für Stück ...

Heute morgen ist zum vierten Mal, seit wir Kuzmas Haus verlassen haben, der Tag durch das rotgefärbte Laub gedrungen. Ich bin aus einem mühsamen, unzusammenhängenden Schlaf in äußerster Schwäche aufgewacht. Im Vergleich mit mir ist Jakubs Körper wie Eis, – als habe er in der Nacht das bißchen Wärme, das er noch in sich hatte, auf mich übertragen.

Ein paar Stunden, nachdem wir unseren Marsch wieder aufgenommen haben, bleibe ich stehen. Ich lasse mich auf den Boden fallen und breche in verzweifelt Schluhzen aus: *So können wir nicht mehr weitermachen ... Ich kann nicht mehr weiter ...* Jakob setzt sich neben mich, ohne mich zu berühren, und hört mir zu. Nach einer Weile dringt seine Stimme durch mein Schluhzen: "Du bist das mutigste und beste kleine Mädchen, das es gibt", sagt er inbrünstig.

Ich beruhige mich. Elend bringe ich schließlich hervor: "Ich bin bei dir geblieben, weil ich dich retten wollte und jetzt richte ich dich zugrunde."

Im selben Augenblick kommt mir die Unwahrhaftigkeit meiner Worte zu Bewußtsein. Es hätte heißen müssen: *Ich bin bei dir geblieben, um mich zu retten, und jetzt gehe ich zugrunde!* Diese Wahrheit ist es, die zwischen mein Schluhzen prallt: Ich weine über mich selbst. Ich möchte es ihm erklären, mich ihm so zeigen, wie ich bin ... Mein Blick fällt auf sein Gesicht, und die Worte bleiben mir im Hals stecken. Der Blick, den er mir zuwirft, scheint aus einer großen Ferne zu kommen. Ich bin mir gar nicht sicher, daß er mich sieht. Plötzlich habe ich große Angst. Seine Augen, die durch

alles hindurchblicken, sein Mund, der nur noch eine dünne Linie ist, geben mir das Gefühl, daß er diese Welt bereits verlassen hat.

"Jakub," sage ich leise, "wir müssen weitergehen, Irgendwann werden wir aus diesem Wald herauskommen. Und dann werde ich etwas zu essen auftreiben."

"Bestimmt," antwortet er mit seiner ruhigen Stimme, als ob nichts gewesen wäre, "gehen wir weiter."

Ich schlottere, als es mir schließlich gelingt, mich aufzurichten. Jakub geht vor mir, in Lumpen gewickelte Füße, den Rücken gekrümmt wie ein kranker, einsamer, alter Mann. Manchmal trennt uns ein Blättervorhang. dann ist es mir, als hätte ich ihn für immer verloren, und ich werfe mich verzweifelt gegen die feindselige Vegetation, die ihn einen Moment lang vor meinen Augen verborgen hat. Da glänzen seine blonden Haare auf. Ohne sich zu bewegen, hält er vor sich mit beiden Händen die Zweige auseinander. Furchtsam nähere ich mich, versuche, das Schicksal zu beschwören. Es ist nichts als eine Lichtung, vielleicht nichts als eine Lichtung ... Aber da ist RAUM. Der Wald öffnet sich auf freies Gelände, auf Himmel, ein weites Wiesenland wellt sich in der Sonne. Weit vorne drücken sich ein paar Häuser um eine Kirche. Wie scheue Nachttiere ziehen wir uns ins Unterholz zurück. Man muß sich erst wieder an das helle Tageslicht gewöhnen, daß die Welt nicht nur aus diesem bunkerhaften, dämmerigen Bereich besteht, durch den wir so lange gegangen sind.

"Du bleibst hier", sage ich. "Laß dich vor allem nicht sehen. Bleib unter den Bäumen. Ich werde so schnell wie möglich zurückkommen."

Jakub senkt den Kopf und setzt sich ein Stückchen weiter hin, am Fuß eines Baumes. Dort bleibt er, ohne sich zu rühren, mit verlorenem Blick. Mit zugeschnürter Kehle wende ich mich ab. Ich biege die Zweige zur Seite, und die Sonne springt mir ins Gesicht. In diesem mitleidslosen Licht tritt jeder Grashalm der Wiese einzeln hervor. Das kleine Dorf in der Ferne wirkt verlassen. Ich trete einen Schritt zurück, die Zweige schließen sich über mir: Ich habe keinen Mut mehr. Gleich werde ich wieder zu ihm gehen, ihm sagen, daß man nichts tun kann als sich hinlegen,

nebeneinander, und warten, bis es zu Ende ist. Dann wird er mich mit seinem fernen Blick ansehen, wird zu lächeln versuchen und zur Antwort geben, daß es gut sei, daß alles so sehr gut sei ... Ohne weiter nachgedacht zu haben, stehe ich plötzlich mitten in der Sonne. Um ihr die Stirn zu bieten, brauche ich mehr Mut, als um diese Wiesen zu durchqueren.

Bis zum Dorf vorzudringen, wage ich nicht sofort. Ich gehe am Waldrand entlang, den Blick auf den Boden geheftet, und beobachte den unregelmäßigen Zug der großen Waldameisen zu meinen Füßen. Als ich den Kopf hebe, kommt mir eine grünliche Uniform entgegen. Wir gehen aufeinander zu, der Deutsche und ich, ohne uns zu beeilen, ohne einander aus den Augen zu lassen. Mit einem schnellen Blick bemerke ich die staubigen Stiefel und die schmutzige und zerdrückte Jacke. Er geht mit bloßem Kopf, den Helm in der Hand; an den Schläfen werden seine Haare grau. Als wir nur mehr zwei Schritte voneinander entfernt sind, bleiben wir gleichzeitig stehen. Er ist groß, breitschultrig, in seiner ganzen Haltung drückt sich so viel Gleichgültigkeit, so viel Sichgehenlassen aus, daß ich kaum glauben kann, daß das wirklich ein deutscher Soldat ist. Sein Blick ist nach wie vor auf mich gerichtet, ich schaue ihm ebenfalls gerade in die Augen. Sie sind von einem, goldenen Braun, weder Staunen noch Wut spiegelt sich darin, kaum Neugier.

"Was machen Sie hier?" fragt er. Er spricht polnisch, mit einem starken Akzent. "In dieser Ecke gibt es keine Zivilisten mehr."

Ebensogut kann man auch sofort Schluß machen. "Ich verstecke mich im Wald, mit meinem Mann. Seit vier Tagen. Jetzt sind wir schrecklich hungrig und müde."

"Warum sind Sie nicht mit den anderen fortgegangen?"

"Mein Mann ist Jude."

"Und Sie?"

"Ist das noch von Bedeutung?"

"Für mich nicht, aber um die Dinge zu vereinfachen, nehmen wir an, daß Sie Jüdin sind. Einverstanden?"

Ich nicke.

"Es wäre besser, wenn wir in den Wald gingen", sagt er dann. "Mich sieht man von sehr weit." Sofort ist er unter dem Laub verschwunden. Ich folge ihm. Ein Stück weiter läßt er sich auf die Erde gleiten, einen Baum als Rückenstütze. Sein Gesicht verzerrt sich, er fängt an, auf deutsch zu fluchen. Mit der Hand deutet er neben sich. "Setzen Sie sich."

Ich bleibe stehen. So tun, als ob alles, was jetzt geschehen wird, nicht mich beträfe, sage ich mir. Ich wende den Kopf ab.

Da lacht er auf. "Oh, ich verstehe! Entschuldigen Sie bitte meine etwas derbe Ausdrucksweise. Und gestatten Sie, daß ich Ihnen dafür eine Erklärung gebe: Sobald ich mich setze, habe ich Schmerzen. Es tut sehr weh. Ich habe zerschlagene Knie – "

Wortlos lasse ich mich neben ihm nieder.

"Was meinen Sie, was man tun könnte, damit Sie hier herauskommen?"

"Ich habe keine Ahnung."

"Ich kann Ihnen wohl etwas zu essen bringen, eine Weile. Aber das ist keine Lösung. Es wird viel zu kalt, als daß Sie weiter unter den Bäumen schlafen können. Und ich glaube nicht, daß ich noch lang hierbleiben werde."

"Wäre es möglich, zu den Russen durchzukommen – ?"

"Falls Sie nicht auf eine Mine laufen, würden Sie angeschossen werden, entweder von der einen Seite oder von der anderen."

Ich schüttele den Kopf. Ja, das stimmt sicher. Er hat recht. Man kann nichts tun.

"Haben Sie Vertrauen zu mir?"

Zum erstenmal, seit wir in den Wald zurückgegangen sind, blicke ich ihm ins Gesicht. "Ich glaube ... ja."

"Meine arme Kleine ... Sie haben keine andere Wahl. Hören Sie mir zu. Sie müssen wissen, daß ich ein Säufer bin. Ich besaube mich von morgens bis abends. Da: nie bin ich ohne das..." – er zieht eine flache, halbleere Flasche aus der Tasche. "Im übrigen bin ich ein degradiertes höherer Offizier. Ich bin mit der Versorgung der Soldaten an diesem Frontabschnitt beauftragt. Ich habe ihnen die Verpflegung zu bringen – ich allein. Eine disziplinarische Maßnahme. Für die Durchführung meiner

Aufgabe habe ich einen Wagen und ein Pferd. Das arme Vieh ist viel mehr in Gefahr als ich. Es kann sich nicht hinlegen, wenn die Kugeln kommen. Das ärgert mich, das ärgert mich sehr ... Es ist das klügste Pferd, das ich je kennengelernt habe." Er macht eine Pause, bevor er weiterspricht: "Na, haben wir immer noch Vertrauen?"

"Warum bleiben Sie?" frage ich "Warum machen Sie sich nicht aus dem Staub?"

"Meine Liebe, ich bin Deutscher, wenn Sie nichts dagegen haben. Davon abgesehen, was soll man machen?"

"Ich glaube nicht, daß es wirklich etwas gäbe, was man tun könnte ... Wenn Sie uns nur etwas zu essen brächten."

Er nimmt eine Zigarette, zündet sie an. Ich bitte ihn um eine. Er reicht mir das Paket. "Behalten Sie es, auch für Ihren Mann."

"Wie heißen Sie?" fragt er nach einem langen Schweigen.

"Maria."

Er senkt den Kopf, auf seiner Stirn werden Falten sichtbar. Sein junges Aussehen ist wie weggeblasen. Ich habe das müde gewordene Gesicht eines alten Mannes vor mir.

"Mein Name scheint Ihnen nicht zu gefallen – "

"Es war der Name meiner Frau."

Aus seiner Tasche kommt wieder die Flasche zum Vorschein; er setzt sie an den Mund, wirft den Kopf nach hinten. Ihr Inhalt nimmt mit verblüffender Schnelligkeit ab.

"Meinen Sie nicht, das genügt?"

"Ich trinke, aber in Wirklichkeit bin ich niemals betrunken. Niemals wirklich betrunken. Man kann sich daran gewöhnen."

"Glücklicherweise werde ich dazu keine Gelegenheit haben."

"Sie wollen damit sagen, daß für ein gebildetes Mädchen, wie Sie sicher eines sind, die Gesellschaft eines Trinkers nicht sehr anziehend ist?"

"Nein, so meinte ich es nicht. Unter anderen Umständen würde ich vielleicht ihre Art von Geist schätzen."

"Sie sind eine amüsante Göre."

Ich muß mir eingestehen, daß sein Lächeln von einer solchen Feinheit und Schönheit ist, wie ich es noch nie zu Gesicht bekam. Aber ich hätte nicht rauchen sollen. Vor meinen Augen senkt sich ein Nebel herab. Er bemerkt, daß mir übel ist.

"Legen Sie sich auf den Rücken. Atmen Sie tief."

Er hält mein Handgelenk. "Es ist nichts. Ihr Puls ist regelmäßig. Gut. Hören Sie mir zu. Sie gehen jetzt zurück zu Ihrem Mann und dann kommen Sie beide wieder und warten hier an dieser Stelle auf mich. Ich kann Ihnen nicht sagen, wann ich zurück sein werde. Aber ich werde kommen. Otto Ludwig wird sich schon zu helfen wissen. – Geht es besser?"

Ich richte mich auf. "Ja, es geht wieder."

"Können Sie gehen oder soll ich Sie begleiten?"

"Ich kann gehen."

"Bis bald." Er wendet mir de Rücken zu und verschwindet zwischen den Zweigen. Meine erste Regung ist, ihm nachzulaufen, ihn zu bitten, zu bleiben. Und warum? Weil er anstatt seinen Revolver zu ziehen, mit mir gesprochen hat wie mit einem menschlichen Wesen. Ich mache mich lächerlich. Er wird zurückkommen, sicher, aber mit den anderen, um uns beide zu erledigen. Das einzige, was man tun kann, ist verschwinden, so schnell wie möglich. Leicht gesagt. Wie soll man gehen, wenn die Beine nicht mehr gehorchen? Das bißchen Kraft, das mir geblieben ist, brauche ich, um die Stelle zu finden, wo ich Jakob gelassen habe.

Ich finde ihn in derselben Stellung vor, gegen den Baum gelehnt. Sein Gesicht, aus dem alles Blut gewichen zu sein scheint, ist unbeweglich. Ich schreie seinen Namen ... Er wendet mir den Kopf zu und lächelt. Gott sei gelobt, er lebt.

Neben ihm sitzend, von einem kraftlosen Arm umschlungen, berichte ich lebhaft, heiter, als ob nur noch einige Worte nötig seien, um unserem Elend abzuhelfen. Jemand wir uns helfen – es ist ein Deutscher, aber wir brauchen keine Angst zu haben – ich vertraue ihm völlig – er hat mir versprochen, daß er uns helfen wird – er wird es tun – ich bin überzeugt davon – er wird uns hier herausholen – alles wird gut werden – verstehst

du mich, Jakob? – alles wird gut werden – man muß ihm vertrauen – er wird uns zu essen bringen, er wird einen Unterschlupf für uns ausfindig machen – er ist ein guter Mensch, anständig – er hat auch viel durchgemacht – er hat versprochen, uns zu helfen. Jakob schweigt.

"Du mußt mir glauben", sage ich ungeduldig.

"Sicherlich glaube ich dir", sagt er in einem Ton, mit dem man Kinder beruhigt.

"Du wartest hier auf mich, und ich werde ihn treffen. Zusammen kommen wir dann zurück und holen dich."

"Warum gehen wir nicht alle beide dorthin?"

"Weil es besser ist. Stell keine dummen Fragen. Laß mich machen."

"Ich bin zu schwer für dich", sagt er traurig. "Man hat noch nie ein Kind einen Mann tragen sehen."

Ich unterdrücke das Schluchzen, das mir in die Kehle steigt. Ich hätte ihm zuschreien mögen: *Ich traue diesem Deutschen nicht. Ich habe Angst davor, dorthin zu gehen. Bleiben wir hier und sterben wir zusammen.* Dann flüchte ich mich in einen Wutanfall.

" – Laß mich in Ruhe! Alles, was ich von dir verlange, ist, daß du noch ein bißchen Geduld hast."

"Gut, gut," murmelt er, "ich werde Geduld haben."

Noch ist das schwerste nicht gesagt. "Falls ich zufälligerweise nicht zurückkäme, mußt du trotzdem versuchen, weiterzukommen. Du darfst hier nicht bewegungslos liegenbleiben, – als ob du nicht mehr lebst!"

"Wenn ich lebe, dann nur, weil du noch daran glaubst."

Ich stehe auf. "Und dann ärgerst du mich! – Auf jedenfall werde ich vor dem Abend zurück sein."

"Du gehst schon fort – ?"

Ich weiche seinem Blick aus. "Er wird bald zurückkommen, und ich muß da sein."

"Hab keine Angst", sagt er leise. "Wenn es das Ende ist, dann sei es auf die eine oder andere Weise willkommen."

Ich werfe mich in seine Arme.

"Tu nichts, was über deine Kräfte geht", sagt er noch.

Dank der Zigarettenstummel, die über den Boden verstreut sind, finde ich den Platz wieder, an dem wir gesessen sind, der Deutsche und ich. Auch die paar Zigaretten, die er mir gelassen hat, werden jetzt zu Stummeln. Von Zeit zu Zeit schleppe ich mich bis an den Waldrand. Flach auf dem Bauch liegend, suche ich von dort dieses verlassene Land ab, das in eine drohende Ruhe versunken ist. Um die Angst zu täuschen, denke ich nach: Wenn er sich verspätet, bedeutet das, er ist ehrlich. Andernfalls wäre er längst mit anderen zurückgekommen, um uns zu erledigen. Ich gehe in den Wald zurück, zünde eine neue Zigarette an und krieche, nachdem sie aufgeraucht ist, wieder auf die einsame Ebene hinaus, wo jetzt die Sonne untergeht. Allmählich wird mir klar, daß er nicht kommen wird. Vielleicht meinte er es aufrichtig, aber dann hat er sich klargemacht, was es heißt, für uns sein Leben zu wagen. *Er ist ein Deutscher!* Er zeigt sich als menschlich, indem er uns vergißt ...

Kalter Wind bläst die letzten Flammen der untergehenden Sonne aus. Die Luft ist voll staubfeiner Asche. Ich ziehe mich wieder in den Schatten der Bäume zurück, um die letzte Zigarette zu rauchen, die ich noch habe. Ich rühre mich nicht mehr, bin zu erschöpft, um nochmal bis an den Waldrand zu kriechen. Und wozu auch, nachdem die Nacht schon hereinbricht? Ich denke an Jakob, wie er dort von der Nacht ausgelöscht wird ... allein. Was tue ich hier? Warum bin ich nicht bei ihm, in seinen Armen? Ich würde ihm sagen: *Du hast recht. Nichts ist mehr wichtig. Schlafen wir, schlafen wir ...* Wie ihn wiederfinden, jetzt, wenn die Nacht die Bäume um uns vervielfacht? Ich brauche unendliche Zeit, um aufzustehen. Ich könnte wohl die Kraft aufbringen, bis zu ihm zu kommen ... aber in welche Richtung soll ich gehen? Ich mache einige Schritte ... Blätter streifen mein Gesicht. Es ist, als sei ich in einem riesigen Spinnengewebe gefangen. Die Dunkelheit bedrängt mich, lähmt mich. Ihn rufen ... schreien ... er ist ja nicht weit weg. Er wird mich hören, seine Stimme wird mich führen. Ich mache ein paar Schritte vorwärts und stolpere über eine Wurzel. Mit der Stirn stoße ich gegen einen Baum ... Mit einem entsetzten Schmerzensschrei lasse ich mich auf den Boden

fallen. Ganz nah ist eine Stimme. Dann wird ein gelber Lichtstrahl sichtbar, zittert, verschwindet und leuchtet etwas näher wieder auf. Die Stimme des Deutschen: "Bleiben, bleiben, ich komme." Der Lichtstern tanzt weiter hin und her in der von Gestrüpp erfüllten Nacht, bis er plötzlich auf mich zukommt, mich blendet.

"Es tut mir leid, aber ich konnte nicht eher kommen." Eine Hand ergreift meinen Arm und zieht mich in die Höhe. Die Lampe ist ausgelöscht. "Ich mußte eine annehmbare Geschichte erfinden, die man glaubt. Aber es wird trotzdem besser sein, wenn die andern Sie nicht in dieser Verfassung ankommen sehen. Ich habe ein schönes Zimmer hergerichtet, mit einem großen Kachelofen. Da, trink das!"

Er schiebt mir eine Flasche in die Hand. Es ist Milch. Ich stürze sie in großen Schlucken hinunter, bis ich keine Luft mehr bekomme.

"Holen wir deinen Mann." Er macht seine Lampe wieder an. "Welche Richtung?"

Ich mache eine unbestimmte Handbewegung: Mir ist, als ginge es dorthin. Ich weiß es nicht genau. Das kleine Stück Wald, das im Lichtkegel hervortritt, bietet keine Anhaltspunkte.

"Versuchen wir es", sagt er. "Man kann gut sehen."

In dem engen Lichtkreis, den die Lampe ausschneidet, schimmert das entfärbte Laub. Nachdem wir einige Minuten gegangen sind, sagt der Deutsche: "Es wäre unsinnig, in einer falschen Richtung weiterzugehen. Ruf ihn!"

Rechts von uns antwortet mir schwach, aber doch ganz nah Jakubs Stimme. Bald steht er vor uns, im Licht mit den Augen blinzeln.

"Das ist er," sage ich zu ihm, "er hat nicht eher kommen können."

Die beiden Männer betrachten sich schweigend, dann löscht der Deutsche seine Lampe aus. "Ich nehme Sie mit. Ich werde alles tun, was ich tun kann, um Sie zu retten."

"Sie wollen Unmögliches versuchen", antwortet Jakob.

"Ich habe nichts zu verlieren. Und Sie haben keine andere Wahl. Aber ich hoffe trotzdem, daß es gehen wird. Ich habe mit dem Kompaniechef gesprochen. Ich habe ihm gesagt, daß ich heute nacht eine kleine Polin, die

meine Geliebte ist, herbringen werde. Ihr Bruder ist krank und sie will sich nicht von ihm trennen. So bringe ich ihn auch her. – Sie werden in ihrem Zimmer bleiben müssen. Aber bei Ihrem Zustand brauchen Sie das ... und dazu gute Ernährung."

Mit einem Mal spüre ich, wie sich mein Magen hebt. Ich trete zur Seite und erbreche die Milch.

"Das ist meine Schuld", sagt der Deutsche. "Ich hätte Ihnen nicht so viel davon geben dürfen. Seit wieviel Tagen haben Sie nichts gegessen?"

"Seit drei Tagen," antwortet Jakob. "abgesehen von Kräutern, Blättern und Brombeeren, wenn wir welche fanden."

"Trinken Sie ein bißchen Schnaps, das wird Sie beleben." Der Deutsche knipst seine Lampe weder an und bringt den Flachmann zum Vorschein, der ihn, wie er sagt, niemals verläßt. Nachdem Jakob getrunken hat, schraubt der Deutsche die Flasche sorgsam wieder zu.

"Vorwärts also, es ist Zeit zum Gehen."

Gehorsam folgen wir. Als wir aus dem Wald kommen, erscheint uns das freie Land schimmernd hell unter den Sternen. Der schieferbedeckte Kirchturm glänzt schwach in der Ferne. Ohne sich umzudrehen, sagt der Deutsche zu mir: "Sie müssen sich dran gewöhnen, mich zu duzen, mein Kleines. Ich heiße Otto."

"Den Namen mag ich nicht – "

"Ich verstehe. Es klingt sehr ... deutsch."

"Ich werde Vic zu Ihnen sagen."

"Wo haben Sie das her?" Seine Stimme klingt schroff.

"Sie haben erwähnt, daß Sie Otto Ludwig heißen. Da habe ich gedacht ... aber wenn es Ihnen nicht recht ist, werde ich bei Otto bleiben."

"Nein, nein, ich bitte Sie." Und setzt dann leise hinzu: "Nur meine Frau hat Vic zu mir gesagt."

Schweigend gehen wir bis zu den ersten Häusern des Dorfes. Er läßt uns halten. "Dort ist es, in der alten Schule. Warten Sie auf mich, ich sehe nach, ob alle schlafen."

Wir warten auf ihn, ohne uns zu bewegen, einer an den andern gepreßt. Er kommt sehr schnell zurück. "Kommen Sie. Machen Sie kein Geräusch."

In der Dunkelheit steigen wir einige Stufen hinauf. Vor uns ist eine halboffene Tür. Vic packt mich am Handgelenk. "Leise gehen", flüstert er.

Wahrscheinlich sind wir in einem Flur. Er bleibt stehen und ich höre, wie er vorsichtig einen Schlüssel im Schloß herumdreht. – Dann verriegelt er hinter uns die Tür und macht Licht. Es ist ein großer Raum, ganz weiß. In einer Ecke erhebt sich ein riesiger Kachelofen bis zur Decke. Wärme hüllt uns ein. Wir bleiben neben der Tür stehen, Jakob und ich, Hand in Hand. Aus Angst, das alles könne wieder verschwinden: die Möbel aus hellem Holz, das große Bett mit den blauen Vorhängen, wagen wir nicht, uns zu bewegen. Ein Wasserkessel auf einem kleinen elektrischen Kocher stößt eine kleine Dampfwolke aus. Er sieht so brummig und beruhigend aus wie alle Wasserkessel, denen die Kinder zuhören, während ihr Kopf schon schwer ist vom Schlaf.

"Wie dumm du aussehen kannst, wenn du weinst", sagt Vic plötzlich. "Ich bitte dich, erspare mir dieses Schauspiel und komm' zu Tisch."

Brot, Butter, Käse kommen zum Vorschein. Die Gläser füllen sich mit heißem Tee. Eine gute Viertelstunde lang spricht niemand. Vic trinkt seinen Tee in kleinen Schlucken und mustert uns dabei. Dann sagt er: "Sie haben jetzt genug gegessen. Sie sind es nicht mehr gewöhnt; Sie machen sich sonst krank."

Er räumt den Tisch ab und verschließt die restlichen Lebensmittel in einem Schrank.

"Zum Waschen haben Sie warmes Wasser."

Vics Stimme dringt zu mir nur noch wie aus weiter Ferne. Ich habe keinen Antrieb mehr, auch nur ein Glied zu rühren. Mein Kopf sinkt auf meine Arme. Ich höre Wasser fließen, Schritte.

"Sie ist eingeschlafen", sagt jemand.

Ich werde aufgehoben, getragen. Kühles Bettzeug nimmt mich auf. Neben mir redet leise eine Stimme. Bin ich krank? Nein, bestimmt nicht. Mit ist so gut. Mir ist warm. Mir ist heiß ... *"Ich glaube, das Kind ist krank", sagt Mama. "Laß doch," meint mein Vater, "sie hat nichts," Aber Mama läßt nicht nach: "Sie ist fiebrig. Sie wird sehr krank, und niemand will es mir glauben!" Vic, in seiner schmutzigen Uniform, beugt sich zu ihr hinunter:*

*"Unnötig, daß Sie sich quälen. Ihr Tochter ist zum Tod verurteilt." – "Sind Sie dessen sicher?" fragt Mama unruhig. "Völlig sicher", sagt Vic und verneigt sich tief. "Du siehst, "sagt mein Vater, "immer machst du Geschichten wegen nichts."*

Eine Hand schüttelt mich sacht an der Schulter. "Hallo, steh auf! Du mußt aufstehen – "

Ich schiebe mich wieder unter die Decke, ohne die Augen aufzumachen. Die Hand wird dringlicher. Ich stoße einen Seufzer aus und finde mich schließlich damit ab, den Kopf hervorstrecken. Vic steht neben dem Bett. Dann erkenne ich Jakob, wie er sich den Oberkörper mit einem Tuch abreibt. Er lächelt mir zu. "Guten Tag. Hast du gut geschlafen?"

"Nicht genug."

"Du hast zwölf Stunden geschlafen", sagt Vic. "Steh auf. Ich habe dir eine Menge Kleider gebracht. Sieh nach, was du davon anziehen kannst. Aber vorher mußt du dich waschen. Du bist schrecklich schmutzig. Also, beeil' dich. Ich möchte, daß du einen guten Eindruck machst, ich werde dich dem Kompaniechef vorstellen."

Er geht ans Fenster und dreht mir den Rücken zu. Jakob hat mir bereits eine Waschschüssel mit warmem Wasser hergerichtet. Voller Wonne stehen meine bloßen Füße auf dem angewärmten Parkett neben dem Kachelofen. Auf einem Stuhl häufen sich Kleidungsstücke: Wäsche, Kleider, Strümpfe, Mäntel, Schuhe. Vic hat nichts vergessen.

"Wo haben Sie das alles her?"

"Gestohlen", antwortet er, ohne sich umzudrehen. "Die Dorfbewohner konnten nicht alles mitnehmen."

Nachdem ich mich gewaschen habe, suche ich mir etwas heraus. Es ist nicht leicht, in dem Haufen etwas zu finden, das nicht viel zu groß ist für mich: ein Schottenrock und eine weiße Bluse, die einem ganz jungen Mädchen gehört haben müssen. Ich kämme mich, als Vic sich umwendet.

"Was anderes hast du nicht gefunden? Du siehst aus, als ob du fünfzehn wärst. Man wird mich für einen alten Lüstling halten."

Im Morgenlicht, mit dem übermüdeten Gesicht, der schmutzigen Uniform, sieht er beinahe elend aus.

"Wo haben Sie geschlafen?"

"Ich war hier, auf einem Stuhl. Ich wollte euch heute nacht nicht allein lassen. Aus Versehen hätte jemand hereinkommen können. – Trink jetzt etwas, dann gehen wir."

"Und Jakob?"

"Jakub legt sich wieder ins Bett. Einer meiner Kameraden wird gleich kommen. Später wird er allein bleiben können."

Vic stellt ein Glas Tee vor mich hin und richtet mir Butterbrote.

"Wer wohnst sonst noch in diesem Haus?"

"Soldaten. Das ganze Haus ist von der Kompanie besetzt."

Der Bissen Brot bleibt mir im Hals stecken. "Also sind wir hier inmitten von Deutschen?! Aber das ist wahnsinnig!"

"In diesem Frontabschnitt sind entweder Deutsche oder nichts. Du wirst dich dran gewöhnen müssen. Theater spielen müssen, dem Chef zulächeln, den anderen. Sie dürfen in deinen Augen nicht lesen, daß es Mörder sind, die du anblickst ... Du wirst dich beherrschen können. Der Chef ist ein trauriger Idiot. Ich habe ihm alle möglichen Geschichten erzählt, von denen er tief beeindruckt ist. Hör gut zu: Dein Bruder und du, ihr seid die Kinder eines reichen Grundbesitzers und Erben riesiger Ländereien. Euer Papa war ein Baron. Dein Bruder ist kränklich und hast dich nie von ihm trennen wollen. – Dieses Gemälde kannst du nach deinem Geschmack ergänzen, von eurem goldenen Geschirr sprechen, von Zofen, die dich abends auskleideten, von dem prachtvollen Fuchs, den du bestiegen hast, um Hirsche in euren Wäldern zu jagen ... Du kannst alles sagen, er wird alles glauben. Sehr wichtig ist aber folgendes: dein Vater ist in einem politischen Gefängnis, man hat seine Güter eingezogen, deine Mutter ist aus Kummer gestorben – und du bist aufs Geraatewohl losgezogen, hast deinen Bruder mitgenommen! Ich, ich war vor dem Krieg in eurem Schloß eingeladen gewesen. Ich habe dich schon als kleines Mädchen gekannt. Verstanden? Solange der Dummkopf an diesen Roman glaubt, wird alles gut gehen. Für den Augenblick ist er geblendet. – Bist du soweit, daß du deine Rolle spielen kannst?"

Ich sehe Jakob an, der sich wieder hingelegt hat.

"Es geht", sage ich.

Vic macht die Tür auf und ruft: "Heinz!" Ein ganz junger SS-Mann erscheint. Er hat schwarzes Haar und starrt mich mit großen schwärmerischen Augen an. Er schlägt die Hacken zusammen und beugt sich herab, um mir die Hand zu küssen. Mit seiner untadeligen Uniform, seinen glänzenden Stiefeln scheint er aus einer Spielzeugschachtel zu kommen. Ich lächle ihn an. Nochmal küßt er mir die Hand.

"Du bleibst hier, bis wir zurückkommen", befiehlt ihm Vic. "Wenn der Herr etwas braucht, bringst du es ihm. Er kann heute nicht aufstehen; er ist sehr erschöpft."

"Ja, Doktor. Sie können sich auf mich verlassen."

Heinz tritt ans Bett und schlägt vor Jakob noch einmal die Hacken zusammen. Ich muß mich abwenden.

"Du brauchst um deinen Mann keine Angst zu haben", versichert mir Vic, als wir hinausgehen. "Heinz ließe sich für mich in Stücke reißen. Niemand wird reinkommen, bis wir zurück sind. – Hör zu: Vielleicht kommen wir hier heraus, vielleicht nicht. Aber dann werden wir alle drei dasselbe Schicksal haben."

Wir überqueren die Straße, dann klopft Vic einige Meter weiter an eine Haustür. Eine undeutliche Gestalt erscheint in dem halbdunklen Flur, grüßt und führt uns in den ersten Stock. Die Tür zu dem Büro, in dem sich Obersturmführer<sup>8</sup> Holler aufhält, ist weit offen. Sobald er uns erblickt, erhebt er sich hinter seinem Schreibtisch und kommt uns entgegen. Er küßt mir die Hand und heißt mich willkommen. Das Lächeln, das ich auf den Lippen habe, wurde uns seit unserer frühesten Jugend gelehrt, – sofern man eine gute Erziehung erhalten hatte. Es kostet mich fast keine Mühe. Der Obersturmführer läßt uns Platz nehmen, dann wendet er sich an mich: "Ihr Freund, der Doktor, hat mir erzählt, welches Unglück Sie durchgemacht haben. Ich beklage es aufrichtig, aber der Krieg ist für alle eine harte Sache. Für die, die ihn verlieren, und für die, die im Begriff

---

<sup>8</sup> entspricht Oberleutnant

sind, ihn zu gewinnen. Ich weiß, daß Sie eine gescheite und gebildete junge Frau sind, ich bin also überzeugt, daß Sie sich darüber im klaren sind. Auch wir haben Waisen, Witwen, Mütter, die ihre Söhne beweinen ... Und hier, in dieser fremden Erde, ruhen unsere Toten neben den Ihren. Ist das nicht wie Brüderschaft im Tod? – Ich selbst habe niemals den geringsten Haß gegen Jene empfunden, die kämpfen, um ihr Land zu verteidigen."

Er hält sich sehr gerade, während er spricht und eine gepflegt Hand mit einem Papiermesser spielt. "Ich achte Ihre Landsleute sehr, mein Fräulein, besonders jene, die auf Grund ihrer Geburt und ihrer Bildung die Elite dieses Landes verkörpern. Ihr erschütterndes Schicksal hat mich sehr berührt, und ich werde für Sie und Ihren kranken Bruder alles tun, was in meinen Kräften steht."

Er macht eine Pause und ich merke, daß ich etwas antworten sollte. Ich werfe einen Blick auf Vic: er raucht, sieht zerstreut aus. Da wende ich mich Obersturmführer Holler zu und sage (wobei ich meinen Blick auf den tadellosen Scheitel konzentriere, der sein blondes Haar teilt): "Ich bin Ihnen sehr dankbar für ihre Großzügigkeit."

"Ich folge nur meinem Gewissen." Und mit einem feinen Lächeln fügt er hinzu: "Selbstverständlich, soweit es nicht der Erfüllung meiner Pflichten als Soldat widerspricht."

"Ich erlaube mir, darauf zu vertrauen, daß militärische Disziplin und Gewissen meist übereinstimmen."

Vics beunruhigten Blick ignoriere ich; er hat keine Ursache dazu. Holler scheint von meiner Bemerkung sehr befriedigt zu sein.

"Welches Vergnügen, sich mit einer so klugen Frau zu unterhalten. – Aber wenn Sie gestatten, sprechen wir jetzt von etwas Alltäglichem. Es ist Ihnen ja bekannt, daß Zivilisten nicht mehr das Recht haben, sich in diesem Gebiet aufzuhalten. Die Tatsache, daß Sie allein hier zurückgeblieben sind, um Ihren kranken Bruder nicht verlassen zu müssen, kann die Wertschätzung, die ich Ihnen entgegenbringe, nur vergrößern. Trotzdem: Befehl ist Befehl."

"Sie haben völlig recht. Unsere Situation soll Ihr Gewissen nicht beunruhigen. Aber ich kann Ihnen nicht genug danken für die Gastfreundschaft, die Sie uns heute Nacht freundlicherweise geboten haben."

"Sind Sie wirklich mit Ihrem Zimmer zufrieden? – Ich habe es selbst ausgesucht."

"Sie haben sich sehr viel Mühe um zwei Unbekannte gemacht!"

Ich habe den Eindruck, daß sich Vic, hinter seiner Maske von Gleichmut, großartig amüsiert; ich fange selbst an, Spaß an der Situation zu finden.

Obersturmführer Holler beugt sich etwas zu mir herüber: "Liebes Fräulein, ich könnte Sie hier behalten, aber unter eine Bedingung: daß Sie für mich arbeiten. Ich bitte Sie, fühlen Sie sich nicht beleidigt! Dieses Arbeiten wäre eine reine Formsache! Sonst würde ich mir diesen Vorschlag nicht erlauben. Verstehen Sie: es ist nur zum Schein, den Kameraden gegenüber. Wir haben das Recht, polnische Männer und Frauen, die wir brauchen können, bei uns zu halten. Sie würden hierher kommen, in dieses Haus – und Sie können mir glauben, daß dies für mich eine große Ehre sein wird! – jeden Tag ein paar Stunden, und Sie sind völlig frei, zu tun und zu lassen, was Ihnen gutdünkt. Habe ich Besuch, könnten Sie, damit nicht geredet wird, so tun, als ob Sie mein Büro aufräumen."

"Mit dem größten Vergnügen werde ich das machen", antworte ich lächelnd.

"Sie sind ein sehr mutiges junges Mädchen." Er verbeugt sich. Dann, zu Vic gewandt: "Doktor, Sie haben eine reizende Freundin."

Vic steht ganz langsam auf, mit zusammengebissenen Zähnen. Mit beiden Händen klammert er sich am Schreibtisch fest.

"Geht es, Doktor?" fragt Haller besorgt. "Immer Ihre Beine?"

Vic richtet sich gerade auf. "Es ist nichts. Obersturmführer, ich danke Ihnen für das, was Sie für uns getan haben."

"Wann gehen Sie?"

"Um sechs Uhr, wie gewöhnlich."

Ich stehe meinerseits auf, Holler ebenfalls. Er beugt sich zu mir hin. "Wenn Sie sich einsam fühlen, kommen Sie doch und leisten Sie mir Gesellschaft."

"Ich glaube, an diesem ersten Abend würde das gnädige Fräulein lieber bei ihrem Bruder bleiben – "

"Gewiß, gewiß", antwortet Holler lebhaft. "Entschuldigen Sie bitte, ich hatte Ihren armen Bruder vollständig vergessen. Dann bis morgen. Auf morgen abend!"

Zurück im Schulgebäude, stelle ich fest, daß Jakob eingeschlafen ist. Der am Tisch sitzende SS-Mann legt Patience. Vic legt ihm die Hand auf die Schulter.

"Du bist ein famoser Kerl, Heinz!"

Der andere errötet vor Freude wie ein junges Mädchen. Er steht auf, schlägt vor mir die Absätze zusammen und geht.

"Armer Bengel", sagt Vic. "Er hat noch gar nichts davon begriffen, was ihm bevorsteht. Überdies bemüht er sich gar nicht, irgendwas zu begreifen. Ihm kommt es nur darauf an, daß er sich vorm Spiegel hübschmachen und den Mädchen nachlaufen kann."

"Falls du mich dazu bringen möchtest, den armen Kleinen zu bedauern, wäre das verlorene Zeit."

"Jeder ist zu bedauern."

Ich zucke die Achseln. Das ist wieder eine von Jakubs geheimnisvollen Bemerkungen, die mich wütend machen. Vic setzt sich auf das Bett.

"Sie hat sich großartig aus der Affäre gezogen! Eine Schauspielerin erster Güte."

"Sie ist ein Kind", sagt Jakob.

"Dieser Ansicht bin ich nicht. Dafür ist sie etwas zu schlau. – Ich an Ihrer Stelle würde sie eine Weltreise machen lassen – " Er beugt sich zu Jakob hinab: "Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich ihr gern einen Mann wie Sie geben. Aber ich habe meine Frau umgebracht, bevor sie ein Kind in die Welt setzen konnte."

Keiner sagt ein Wort.

"Die Besten unter den Menschen töten, oft ohne es zu wissen. Mit einem einzigen Hieb oder langsam. Man hat immer einen Tod auf dem Gewissen ..." Jakubs Stimme klingt unpersönlich.

"Vielleicht", sagt Vic im selben Ton. "Aber ich weiß es. – Als ich heiratete, trank ich bereits. Eine Weile glaubte ich, daß ich sie über alles liebe. Irrtum: der Alkohol war mir noch lieber! Jede Nacht schleppte ich sie mit mir in die Bars: ich brauchte es, daß sie dabei war ... Und einmal brachte ich sie aus Spaß zum Trinken. Sofort wurde sie wieder so heiter wie vor unserer Hochzeit. Ich war glücklich ... Dann gewöhnte sie sich selbst daran, etwas zu trinken: jedesmal, wenn sie mich begleitete. Nach ein oder zwei Gläsern war sie entzückend, aber wenn ich sie morgens, bevor ich wegging, im Schlaf betrachtete, war ihr Gesicht jedesmal abgezehrt ... Ich sagte mir, daß ihr das ganze Ausgehen nicht bekommt, daß man damit aufhören müsse. Abends nahm ich sie wieder mit. Es war nicht mehr der Alkohol, den ich brauchte, sondern das Bild dieser unbekümmerten, zärtlichen jungen Frau, daß er mir für ein paar Stunden vorgaukelte ... Eines Abends weigerte sie sich, mit mir wegzugehen. Das war das erstemal. Ich bestand darauf. Sie zog ihren Mantel an und folgte mir. Wir gingen zu einem meiner Kameraden, Junggeselle wie alle, die ich zu dieser Zeit besuchte. Aber dort wollte sie nicht mit uns trinken. *Ich habe keine Lust dazu, heute abend*, erklärte sie und schob das Glas zurück, daß ich ihr reichte ... Ich bestand darauf: *Nur ein bißchen*, und hielt ihr das Glas an die Lippen. Sie nahm es und leerte es. Dann hat sie ein zweites von mir verlangt und auch noch ein drittes ... und mehr. Niemals hatte sie so viel getrunken, niemals war sie je so ausgelassen, so strahlend. Sie war ganz einfach betrunken ... Als wir heimkamen, mußte ich sie in ihr Bett tragen, sie auskleiden und schlafen legen. Ich ließ sie allein, um sie nicht zu stören. Am Morgen fand ich sie tot. Ihr Arzt sagte mir, daß sie herzleidend war, daß sie vor allem ein ruhiges und regelmäßiges Leben gebraucht hätte. Ich fragte, ob er wüßte, daß sie trank. *Das ist unwahrscheinlich*, sagte er, Alkohol würde sie längst getötet haben. Sie, sie wußte es mit Sicherheit."

Durch das Fenster sehe ich einem prächtigen Wolfshund zu, wie er das Holzstück zurückbringt, das ein junger Soldat ihm hingeworfen hat. Dann fragt Jakob: "Ob wir eine Partie Karten spielen?"

Vic bringt aus seiner Tasche ein Spiel zum Vorschein und beginnt zu mischen. Einige Minuten später sind da nur noch zwei Männer, die ruhig auf einem Bett sitzen und offensichtlich Vergnügen darin finden, sich ihre Aussichten auszurechnen. Nach ungefähr einer Stunde kommt Heinz. Er stellt drei Kochgeschirre auf den Tisch, ein Brot, Schokolade, Zigaretten.

"Ich sehe, daß Holler nicht knausert", stellt Vic fest, nachdem Heinz wieder verschwunden ist. "Sie gehören jetzt zur Kompanie und erhalten dieselbe Verpflegung wie jeder von uns: zwei Mahlzeiten am Tag, Schokolade, Marmelade, Zigaretten. Nach einiger Zeit werden Sie genug davon haben – wie wir alle." Ich sage ihm, daß ich mir das schwer vorstellen kann.

Ich habe so viel gegessen, daß ich kaum vom Tisch aufstehen kann. Ich lege mich hin, während die beiden Männer ihr unterbrochenes Spiel wieder aufnehmen. Der bullernde Ofen und das schwache Geräusch von Karten, die abgelegt werden, stören mich nicht beim Einschlafen.

Am späten Nachmittag weckt mich Vic. "Ich muß gehen. Steh auf. Es ist besser, wenn du mich ein bißchen begleitest. Alle sollen wissen, daß du zu mir gehörst ... Viele hier sind seit langem ohne Frau."

Der Gedanke, daß Vic jetzt weggeht und uns mit unserem Hinrichtungskommando alleinläßt, bringt mich außer Fassung. "Ich will nicht, daß du fortgehst", jammere ich.

Er fährt mir mit der Hand über das Haar. "Du weißt, ich bringe jeden Tag die Verpflegung an die Front."

"Das kann doch ein anderer tun!"

"Nein, kein anderer als dieser degradierte Offizier, der für sein Vergehen büßen muß. Du siehst, ich tue Buße, indem ich ihnen zu fressen gebe."

"Aber es ist gefährlich – " Ich denke dabei weniger an ihn als an uns, die wir Gefahr laufen, unseren einzigen Schutz zu verlieren. Er zuckt die Achseln.

"Sei nicht kindisch. Heinz paßt auf euch auf und bringt euch zu essen. Wartet nicht auf mich."

Wir verlassen das Haus durch eine andere Tür, die auf den Schulhof geht. Ein Pferd ist dort vor einen Karren gespannt, der mit Kübeln und Säcken schwer beladen ist.

"Das ist mein Fuhrwerk", sagt Vic. Er geht auf das Pferd zu und fährt ihm mit der gleichen Zärtlichkeit durch die Mähne, mit der er eben meine Haare streichelte. Ich versuche, es ihm gleichzutun, aber das Tier wendet schnell den Kopf ab. Ein Soldat kommt auf uns zu und ich erkenne den jungen Mann, der unter unserm Fenster mit dem Hund spielte. Vic stellt ich mir vor: "Rolf Mücke, unser Jüngster."

Dann ergreift er die Zügel. "Vorwärts. Bis bald, Maria!"

Der Karren setzt sich in Bewegung und durchfährt ächzend das weit offene Tor. Kurz bevor er verschwindet, dreht Vic sich um und winkt mir zu. Ich unterdrücke den in mir aufsteigenden Wunsch, ihm einfach nachzulaufen.

"Der Doktor ist tapfer", sagt der junge Deutsche, den ich völlig vergessen habe. "Er fährt immer so ruhig weg und weiß doch ganz genau, daß er möglicherweise nicht wiederkommt. Solange er am Wald entlangfährt, ist er ja geschützt, aber danach ist ein Stück flaches Land zu überqueren. Gestern hat er drei Kanister zurückgebracht, die von Kugeln durchlöchert waren –"

Er betrachtet mich aufmerksam. "Entschuldigen Sie. Ich dachte, daß Sie es gern haben, wenn ich vom Mut Ihres Freundes rede ... Und ich glaubte, daß Sie sich über die Gefahren im Klaren sind ... Es tut mir leid, das war dumm von mir."

Ich antworte nicht. Ich stelle mir Vic vor, wie er neben seinem Pferd über das große Stück freies Land zieht, während über seinem Kopf die Kugeln pfeifen.

Rolf Mücke ergreift meinen Arm. "Erlauben Sie, daß ich Sie zurückbringe." Unwillkürlich weiche ich aus.

"Ich bitte Sie," sagte er rasch, "verstehen Sie meine Handbewegung nicht falsch. Ich bin selbst verlobt. Ihre Sorge um den Doktor hat mir großen Eindruck gemacht. Nur deshalb erlaubte ich mir – "

Ich schaue ihn an. Eingeschüchtert hält er mitten im Satz inne. Ich sage ihm, daß ich von seinen guten Absichten überzeugt sei und sie sehr schätze. Sofort bedankt er sich lebhaft und fängt an, von seiner Verlobten zu erzählen, die da drüben, in Deutschland, auf ihn wartet. Auch von seinem Wolfshund erzählt er, der sie kennt und dem er heimlich seine Hoffnungen anvertraut, damit ihn keiner auslachen kann. Ich betrachte ihn aufmerksam. Ohne Uniform wäre er nichts als ein Bengel von achtzehn Jahren, mit glattem Gesicht und klaren Augen, auf der Stirn eine blonde Strähne.

Wir sind bei der Tür angekommen, durch die eben Vic und ich herausgetreten sind. Plötzlich fühle ich mich schwach und setze mich auf eine Stufe. Einerseits fällt es mir schwer, den jungen Deutschen hier stehen zu lassen, andererseits habe ich aber keine Lust, ihn in unser Zimmer mitzunehmen, wenn Vic nicht da ist. Er bittet mich um die Erlaubnis, sich neben mich setzen zu dürfen. Und wir schwatzen. Ich weiß nicht mehr genau, wie unsere Unterhaltung sich der Literatur zuwandte; schnell bemerke ich, daß ich es nicht mit einem jungen Nichtswisser zu tun habe, sondern ganz im Gegenteil mit einem feinen, gebildeten, empfänglichen Kopf. Zunächst noch gedankenverloren, zerstreut, finde ich plötzlich wieder leidenschaftlich Geschmack an einer Diskussion, wie damals, als nichts wichtiger war als Gedanken und Meinungen und die Art und Weise, wie man sie ausdrückt. Es ist das gleiche Vergnügen wie damals, der gleiche Worttausch, dasselbe geheime Einverständnis im Geist. Bis ich merke, daß es Nacht wird.

"Ich muß gehen. Mein Bruder wird sich Sorgen machen."

"Ich kenne Ihre Geschichte ... Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ich aus ganzem Herzen bei Ihnen bin." Er zieht eine Brieftasche aus seiner Jacke und murmelt schüchtern: "Ich möchte sie Ihnen gern zeigen – "

Voller Ungeduld, mir das Bild seiner Verlobten vor Augen zu führen, zieht er einen Paken Photos aus der Briefftasche, zwischen denen er aufgeregt sucht. Endlich findet er sie. Ich sehe ein ziemlich kräftiges junges Mädchen, das beim Lächeln alle Zähne zeigt.

"Sie ist reizend – !"

Er errötet vor Freude. "Ich war sicher, daß sie Ihnen gefallen würde. Lesen Sie doch bitte, was sie auf die Rückseite geschrieben hat."

Ich drehe das Photo um, wobei sich ein anderes ablöst und zu Boden fällt. Ich bücke mich, um es aufzuheben. Es ist ein Amateurphoto, ein bißchen unscharf. Aber deutlich ist ein alter Jude zu erkennen, wie man sie in den polnischen Dörfern sah, im weiten Kaftan, eine Kappe auf dem Schädel. Neben ihm eine große magere Frau mit Augen, aus denen wahnsinniges Entsetzen spricht, ein noch junger, aber gebückter Mann und vier Kinder. Diese sind der Größe nach aufgestellt, das älteste steht neben dem Mann; das kleinste scheint nicht mehr als zwei Jahre alt zu sein –

"Was ist das?" frage ich Rolf Mücke.

"Das ist nichts", sagt er und hält mir das Photo seiner Verlobten hin, das mir aus der Hand gerutscht war, während ich das andere aufhob. "Lesen Sie nur, was sie mir geschrieben hat!"

"Ich kann kein Deutsch lesen", sage ich.

Er ist sehr überrascht. Ich spreche es doch so gut. Dann liest er es selbst und erklärt die herrlich dumme Widmung, die die Hand seiner Liebsten niedergeschrieben hat. Jetzt bemerkt er, daß ich immer noch das Photo in der Hand halte, das ich aufhob. Er faßt danach.

"Was ist das?" frage ich noch einmal.

"Das ist eine jüdische Familie, die ich vor kurzem exekutiert habe."

"Die Sie *was* haben?" frage ich, ohne zu begreifen.

"Sie wissen doch," erklärt er mir geduldig, wie einem Kind, "daß alle Juden verschwinden müssen."

"Und Sie sind es, der diese hier getötet hat?"

"Natürlich. Ich habe sie in ihrem Versteck entdeckt."

"Sie haben diese Kinder getötet?"

"Es sind JUDEN – "

"Es sind also keine menschlichen Wesen?"

Er antwortet nicht sofort. Immer mit derselben Geduld scheint er nach einer Erklärung zu suchen, die mich zufriedenstellen könnte. Schließlich sagt er mit leiser Stimme: "Es sind ganz einfach Juden."

"Wer hat Ihnen gesagt, daß Juden keine Menschen sind?"

"Der Führer", antwortet er und ein Anklang äußerster Ehrfurcht zittert in seiner Stimme. "UNSER FÜHRER", wiederholt er mit demselben verzückten Ausdruck, den er eben noch hatte, als er von seiner Verlobten hatte.

Irgend etwas geht nicht. Vergeblich versuche ich, in dieser Zusammenstellung einen Sinn zu entdecken: ein junger, empfänglicher Mensch, taktvoll, etwas schüchtern, der seine Braut vergöttert, die Kunst liebt, leicht von einem edlen Gedanken bewegt wird, mitfühlend gegenüber dem Unglück anderer, tötet eine ganze Familie mit vier Kindern. Nein, etwas geht nicht. Dieses helle Gesicht, diese klaren Augen ... Das ist nicht einfach ein Mörder. Das ist nicht so einer, der aus Rache tötet, aus Gier oder in einem Anfall von Wahnsinn. Einer, der eine außergewöhnliche Tat wagt und vollführt, hingerissen. Dieser hier würde aufrichtig erstaunt sein, wenn er Wörter wie *Mörder*, wie *Mord* zu hören bekäme. Er mordet nicht, er EXEKUTIERT. Eine Unternehmung, so natürlich wie das Ausräuchern eines Wespennestes. Man macht es, weil es nützlich ist. Nichts dabei, was das Gewissen verwirren könnte. Ich höre ihn sagen: "Man darf nicht mehr daran denken." Aber das Photo hat er aufgehoben –

Sein Blick ist auf mich gerichtet: ehrerbietig, zartfühlend. Ich sehe vor mir, was sich zwischen uns abspielen könnte:

*"Ich muß Ihnen ein Geständnis machen", würde ich sagen: "Ich bin Jüdin, ich auch." In seinen schönen Augen würde sich Überraschung zeigen, dann würden sie traurig werden. Seine Hand würde langsam nach dem Revolver greifen. "Es tut mir sehr, sehr leid", würde er mit der Stimme eines wohlgezogenen jungen Mannes sagen und würde schießen. Die anderen würden bestürzt hinzukommen,*

würden den vor ihm liegenden, zusammengekrümmten Körper anstarren, und Rolf Mücke würde ihnen erklären: "Es ist nichts. Das war eine Jüdin."

Ich stehe auf. "Ich glaube jetzt ist es wirklich Zeit für mich, daß ich gehe."

Er küßt mir scheu, etwas unsicher die Hand. Meine Beine tragen mich bis an das Zimmer, ohne daß ich wirklich das Gefühl hätte, mich bewegt zu haben. Ich schließe die Tür hinter mir. Jakob fängt mich im gleichen Augenblick, an seiner Brust auf, als ich umfalle. Vergeblich klammere ich mich an ihn. Vergeblich versucht er, meinen Kopf zu heben. Ich will nicht ... Ich habe Angst, daß er in meinen Augen dieses Bild sieht: dieses Photo, das ein junger SS-Mann an seinem Herzen aufbewahrt und das die jüdische Familie darstellt, die er *exkutierte* hat.

Wir bleiben auf dem Bett liegen, unbeweglich, ohne zu sprechen, während die Dunkelheit in das Zimmer dringt. Die Ofentür steht halboffen, ein schmaler rosiger Lichtschein fällt von dort auf das Parkett. Ich rede mir ein, daß nichts sonst existiert, daß wir allein sind, in Sicherheit ... Bis zu dem Moment, als über uns, auf der Treppe, Geräusch von Schritten lebendig wird. Irgendwo schlägt eine Tür. Die gnädige Stille ist vorbei. Stimmen dröhnen, der Klang deutscher Worte dringt zu uns, gedämpft, unheilverkündend. Schritte, Stimmen, Lachen werden immer lauter, sie erinnern uns daran, daß der Tod mit uns unter demselben Dach wohnt. Fast erleichtert höre ich es klopfen. Ich löse mich von Jakob. "Herein", sage ich.

Ein undeutlicher Umriß erscheint, kommt näher. Der Lichtschein aus dem Ofen beleckt die glänzenden Stiefel.

"Warum bleiben Sie im Dunkeln?" fragt eine Stimme, die ich nicht wiedererkenne.

"Ich hatte nicht gewagt, Licht zu machen ... Ich weiß nicht, wie das Fenster korrekt zugehängt wird."

Ich sehe ihn auf einen Stuhl steigen und die Decken festhaken, die zu beiden Seiten des Fensterkreuzes herabhängen. Als das Licht angeht, steht Heinz vor mir, ein schüchternes Lächeln auf den Lippen. "Ich konnte nicht

eher kommen", erklärt er. "Ich hatte beim Obersturmführer zu tun. Er läßt Ihnen herzliche Grüße sagen."

"Wann kommt der Doktor zurück?"

"Manchmal kommt er ziemlich spät ... Aber Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen."

Wir blicken uns lächelnd an. Ich bin wirklich froh, ihn zu sehen. Er fragt: "Brauchen Sie etwas?"

"Nein, nein, wir haben alles, was wir brauchen."

"Keiner hat in dieser Zeit alles, was er braucht." Heinz schüttelt traurig den Kopf. Er erscheint so jung, nicht geschaffen für ein Leben wie dieses. Aber was verbirgt sich dahinter? Ein anderer Rolf Mücke?

"Ich komme sofort wieder", sagt er dann.

Nach einigen Minuten ist Heinz zurück, in jeder Hand einen Eimer, der eine voll Wasser, der andere enthält Kohlen, die er umgehend in den Ofen wirft. Als ich ihm danken will, unterbricht er mich sofort: "Es ist nicht nötig, daß Sie sich bedanken. Der Doktor ist mein einziger Freund. Für ihn würde ich alles tun." Er blickt ins Feuer, läßt die restlichen Kohlen Stück für Stück hineinfallen. "Der Doktor hat mir gesagt, daß ich ihnen ebenfalls vertrauen kann – "

Er schließt den Ofen wieder und dreht sich um. "Der Tag ist sehr ruhig gewesen. Kein einziger Schuß war zu hören. Gleich bringe ich Ihnen das Essen. – Sie müssen essen, der Doktor würde es mir sonst nicht verzeihen!"

"Sie essen mit uns", sage ich.

Er wird rot und geht ohne Antwort hinaus. Ich decke den Tisch und lasse Teewasser heiß werden, Heinz kommt zurück, mit vier Kochgeschirren.

Wir setzen uns einander gegenüber, Jakob ißt in seinem Bett. Als ich den Tee einschenke, staunt Heinz: "Haben Sie ihn mitgebracht?"

"Nein, den habe ich hier gefunden."

"Wir bekommen hier niemals Tee. Der ist sicher vom Doktor! Wenn er etwas beschließt ... Er fürchtet sich vor nichts. Was für ein

ungewöhnlicher Mann!" Sein verzücktes Gesicht wird nachdenklich. "Und Sie, haben Sie manchmal Angst?"

"Oft."

Er scheint hochofrenet zu sein. "Nachdem Sie die Freundin des Doktors sind, dachte ich, daß Sie vielleicht so sind wie er. Ich ... ich fürchte mich sehr." Er senkt den Kopf und betrachtet gedankenverloren das leere Glas, das er noch immer in der Hand hält. "Ich habe fast immer Angst. Ich frage mich, wie es die anderen machen. Manchmal sage ich mir, da sie sich ebenso fürchten wie ich, daß sie es aber verbergen."

"Wahrscheinlich ist es so", sage ich darauf. "Es ist sogar ziemlich sicher so!"

"Trotzdem gibt es solche wie den Doktor – "

"Das sind die, die nicht mehr am Leben hängen."

"Das werde ich niemals verstehen können! Arm, elend, verstümmelt – ich möchte gerne leben. Sogar entstellt. Sogar ohne Frauen. Ich würde spaziergehen, Karten spielen ... Natürlich, mit Frauen ist es schöner."

Und er versenkt sich in die Geschichte seiner Eroberungen, eitel und schüchtern zugleich, bis zu dem Moment, als Vic zur Tür hereinkommt. Mit einem breiten Lächeln sieht er mich an, und seine Stimme klingt vergnügt: "Noch nicht im Bett?"

Heinz steht auf und verläßt uns, nachdem er das vierte Kochgeschirr zum Heißwerden hingestellt hat.

Vic ißt kaum etwas. Es dauert nicht lange, bis er den Flachmann aus der Tasche zieht.

"Du mußt essen ... wir brauchen dich."

"Abends habe ich nie Hunger." Er trinkt lange, mehrere Male. "Schau mich nicht so an, Maria. Das hat keinen Zweck. Du hast mich seit gestern abend nur deswegen nicht trinken sehen, weil ich's heimlich gemacht habe. Aber ich will mich nicht mehr verstecken. Man muß mich nehmen, wie ich bin. – Hänge ich dir zum Halse raus, hm? Fürchtest du dich vor mir? Trotzdem bist du ein Mädchen, das eine ganze Menge versteht und das auch zu allem Möglichen imstande ist. Zu Sachen, die er nicht machen würde." Und er zeigt auf Jakob. "Er aber, er begreift. So, ohne etwas zu

sagen. Die anderen verdammen, verstehst du: das ist oft nichts anderes, als sich selbst von einer Schuld freisprechen wollen." Ich antworte nicht. "Meinst du, daß ich schon betrunken bin?"

Vielleicht ist er es. Vielleicht ist er, ganz im Gegenteil, besonders klaren Kopfes.

"Ich bin sicher kein guter Mensch", sage ich. "Ich würde noch Zeit brauchen, um besser zu werden. Wenn ich vorher krepieren muß, wer hat dann die Schuld?"

"Ich bin ein alter Idiot." Er steht auf und setzt sich neben Jakob aufs Bett. "Sie sagen nie etwas, wenn man Ihre Frau ärgert."

"Sie werden Sie niemals ärgern", antwortet Jakob leise. "Sie lieben Sie viel zu sehr."

"Eigentlich weiß ich nicht genau, wen von Ihnen beiden ich am meisten mag." (Vic)

Direkt über uns hört man jemanden gehen.

"Das ist Heinz", erklärt Vic. "Armer Kerl. Wenn keine Mädchen um ihn herumschwänzeln, wird er melancholisch. Naja, ich gehe schlafen. Wenn du etwas brauchst, Maria, nimm' den Besen und klopfe bei Heinz. Er sagt mir Bescheid, mein Zimmer ist gleich neben seinem. Gute Nacht."

Als Heinz am nächsten Morgen kommt, frage ich nach Vic.

"Er muß noch schlafen", antwortet er.

Aber er weiß doch, daß ich zu Holler muß. Anstatt mich zu begleiten, schläft er ruhig. Ich entschlief mich, zu ihm hinaufzusteigen. Ich klopfe an die Tür, die vermutlich zu seinem Zimmer führt. Keine Antwort. Ich drücke auf die Türklinke, die Tür gibt nach. – Er schläft, ganz gerade auf dem Rücken liegend. Im Schlaf sieht sein Gesicht noch erschöpfter, noch härter aus. Ich sehe einem Schlafenden nicht gerne zu: es kommt mir vor, als ob ich ihn durchs Schlüsselloch beobachte. Dann rüttle ich den Fremden, der an die Stelle von Vic getreten ist. Er brummt, macht langsam die Augen auf, erkennt mich.

"Was machst du denn hier?"

"Ich muß doch heute zu Holler gehen – "

"Na, dann geh hin und laß mich in Frieden."

"Ich dachte, daß du mich dorthin begleiten wolltest."

Mit einem Ruck setzt er sich im Bett auf und fängt zu fluchen an. Ich wende ihm den Rücken zu und trete ans Fenster. Vic hinter mir flucht in wachsender Wut. *Ein Säufer, nichts anderes: ein Säufer, der unter Alkoholeinfluß Anwendungen von Güte hat, die er bitter bereut, wenn er einmal nüchtern ist ...*

"Wir gehen fort," sage ich, die Augen voller Tränen, "wann du möchtest. Wir wollen nur die Nacht abwarten."

Er antwortet nicht sofort. *Das war es also. Und jetzt schämt er sich.*

"Gib mir die Flasche rüber. Dort, auf dem Tisch."

Ich rühre mich nicht.

"Hörst du, verdammt! Ich sage, du sollst mir die Flasche bringen!"

Das Blut stiegt mir in den Kopf; ich drehe mich um. "Wenn du dir einbildest – "

Da erst sehe ich ihn. Er sitzt immer noch in derselben Stellung, auf die Hände gestützt, das Gesicht aschgrau.

"Vic ... was hast du?"

"Gib mir die Flasche!"

Ich gebe sie ihm. Er trinkt, lange. "Geh hinunter. Warte unten auf mich."

"Nein, ich werde nicht hinuntergehen. Bleib' im Bett, wenn du krank bist."

"Ich bin heute auch nicht mehr krank als sonst. Ich wollte dir dieses Schauspiel hier nicht bieten, deshalb bin ich wütend geworden. Aber nachdem du Wert drauf zu legen scheinst – "

Er stützt sich auf seine beiden Arme und stellt, sich um sich selbst drehend, die Füße auf den Boden. "Da war das erste. Das ist noch nicht schlimm gewesen. Bring einen Stuhl."

Er klammert sich an die Rückenlehne und steht auf. Seine Lippen sind blaß geworden. Eine graue Haarsträhne hängt ihm über die Stirn. "Nimm den Stuhl weg!"

Er macht einige Schritte, sonderbar, wie diese Männchen aus Holz, die man mit einem Schlüssel aufzieht. Er geht bis zum Tisch und lehnt sich an. "Geht das nicht herrlich, was?" Er versucht zu lächeln.

"Leg dich wieder hin. Du kannst jetzt nicht aufstehen."

"Nein – was ich im Augenblick brauche, ist gehen. Gehen, gehen ... Bleib, wo du bist. Ich werde dir guten Tag sagen – "

Ich sehe ihn auf mich zukommen, mit diesem mechanischen Schritt, bei dem er die Knie nicht abbiegt. Als er ganz nahe ist, nimmt er mich mit dem einen Arm bei den Schultern, dreht mich um und sagt: "Komm, wir gehen zusammen."

Und wir gehen. Er stützt sich schwer auf mich. Wir gehen um den Tisch herum. Allmählich verringert sich seine Schwerfälligkeit etwas, seine Knie biegen sich ab.

"Noch ein bißchen anstrengen, Maria. Wenn du da bist, ist es leichter. Wahrscheinlich, weil ich mich dann weniger gehen lasse." Immer weiter gehen wir im Kreis herum.

"Es geht", sagt er dann und bleibt stehen. Er nimmt mein Gesicht in seine Hände und küßt mich auf die Stirn.

"Morgens ist er nicht schön anzusehen, der Vic; jagt dir Angst ein, was?" Mit zusammengebissenen Zähnen setzt er sich. "Jetzt ziehen wir unsere Stiefel an, um zu dem wackeren Holler zu gehen und ihm einen guten Tag zu wünschen."

Ich lasse mich auf die Knie nieder, um ihm zu helfen.

"Steh auf" brüllt er. "Ein Krüppel bin ich noch nicht!"

"Wenn es dir nicht an den Beinen fehlt, dann bestimmt im Kopf!"

"Köstliches Geschöpf!" Er bedenkt mich mit einem breiten Lächeln. "Laß mich meine Schuhe anziehen. Weißt du, das ist eine Erinnerung von Matzkau, einem Konzentrationslager für Deutsche, wo ich einundeinhalbes Jahr gewesen bin.<sup>9</sup> Jeden Tag ließ man uns antreten zum Strafoxerzieren. Das bestand darin, daß wir stundenlang gehen mußten: in Hocke, die Arme über den Kopf gehoben. Diese unschuldigen Übungen

---

<sup>9</sup> Das Strafvollzugslager der SS und Polizei in Danzig-Matzkau war ein Strafgefangenenlager bei Danzig. Es war für Angehörige des SS- und Polizeidienstes bestimmt, denen Disziplinarvergehen vorgeworfen wurden.

haben mir die Knie zerstört. Seitdem ist es jeden Tag ein Problem, sie wieder in Bewegung zu setzen; du hast es ja jetzt gesehen."

"Warum hat man dich ins Lager gebracht?"

"Ich war nicht immer mit ihrer Regierungsform einverstanden. Um die Wahrheit zu sagen: ich war niemals einverstanden. Und ich habe es vielleicht ein bißchen zu laut gesagt. Wie du siehst, hat das keinen Zweck. Noch immer bin ich bei der SS. Ich habe lediglich etwas mehr Schwierigkeiten beim Aufstehen ... Um mir diese Mühsal zu ersparen, verbringe ich meine Nächte manchmal im Stehen."

"Und man kann nichts dagegen tun?"

"Nicht daß ich wüßte."

"Du bist doch Arzt – ?"

"Nein, Doktor der Pharmakologie. Und ich kenne kein Mittel dagegen." Flüchtig wäscht er sich Hände und Gesicht und kämmt sich. "Auf, laß uns unserem Chef guten Tag sagen."

Holler empfängt uns strahlend und verbreitet sich dann in langen Erörterungen darüber, daß die Welt für auserwählte, das heißt für mit Verstand, Geist und Herz begabte Menschen bestimmt sei, welche die Pflicht haben, die anderen zu führen, und die dafür Gehorsam verlangen können, ohne den es auf Erden weder Ordnung noch Fortschritt geben könne. Dann wendet er sich an Vic: "Was denken Sie darüber, Doktor?"

"Ich? Ich denke schon lange nicht mehr."

"Soll man das glauben? Ein Mann von Ihrer Bildung denkt immer. Aber vielleicht sind Sie einfach krank."

Vic denkt nicht daran, eine Antwort zu geben. Seine Augen folgen dem Rauch seiner Zigarette. Ich habe das Gefühl, daß es angebracht wäre, das Thema zu wechseln.

"Sind Sie schon lange in Polen, Herr Obersturmführer? Ich würde gerne erfahren, welchen Eindruck Sie von unserm Land haben."

Hollers Züge entspannen sich. "Ich werde es Ihnen ganz offen sagen. Ich hatte Gelegenheit, mit einigen sehr gebildeten Landsleuten von Ihnen

zu verkehren, die großes Verständnis für die derzeitigen Probleme zeigten."

Ich lächle ihn an, während Vic mit verächtlich verzogenem Mund weiterraucht. Holler berichtet voller Überzeugung über die edlen Gedankengänge, die er mit Leuten austauschte, die ... nichts anderes als schmutzige Kollaborateure waren. Ich bemühe mich, möglichst interessiert auszusehen.

Abschließend wendet er sich an Vic: "Sie haben viel Glück, Doktor. Ihre Freundin ist von einer Intelligenz – "

"Ich bin ganz Ihrer Meinung." Vic steht auf. Bis jetzt hatte ich nicht geglaubt, daß ich tatsächlich mit Holler alleinbleiben müßte ...

"Ich werde Jakob Gesellschaft leisten. Sei unbesorgt."

Mittags sitze ich immer noch auf demselben Platz und höre Holler zu. Wenn einer seiner Offiziere hereinkommt, stehe ich auf, gehe an einen Aktenschrank und ziehe einen Ordner heraus, um ihn nach kurzem Durchblättern an derselben Stelle wieder hineinzuschieben. Holler stellt mich jedesmal förmlich vor als Erbin eines riesigen Vermögens und Trägerin eines der edelsten Namen d polnischen Aristokratie. Endlich ist es soweit, daß er mich aus den geistigen Höhen, über die er mich führt, herabsteigen läßt und ich gehen und ein wenig irdische Nahrung zu mir nehmen kann.

... Drei Wochen lang diente ich Obersturmführer Holler als ZuhörerIn. Die Offiziere machten mir unauffällig den Hof. Ich gab ihnen die Hand, ich lächelte, gab auf ihre zuvorkommenden Bemerkungen lebenswürdig Antworten. Ständig, manchmal auch ohne unmittelbaren Anlaß, trage ich eine entzückte oder interessierte Miene zur Schau, einmal sogar noch, als ich in unser Zimmer zurückkomme; es war wie eine Maske, die ich vergessen hatte abzunehmen und die mir dann Vics beißender Spott herunterriß. – Der Schrecken des ersten Tages hatte sich gemildert. Mir war, als ob ich mich in einer schwierigen Rolle auf einer Bühne bewegte, wobei mir klar war, daß mir schon der leiseste Fehler nicht verziehen werden würde. Lediglich das Verhalten des Kochs machte mir Sorge. Der

dicke Rothaarige grüßte mich tiefer als die anderen, er übertrieb so offensichtlich, daß ich die Mißachtung spürte. Ich tat, als ob ich nichts bemerkte.

Eines Abends klopft Rolf Mücke an unsere Tür. Wohl oder übel muß ich ihn hereinbitten. Während er Jakob begrüßt, tritt dieses Photo vor meine Augen: vergrößert, riesig. Sie sind mitanwesend, in einer Reihe aufgestellt und dahinter erscheint Jakubs Gesicht, als ob auch er zu dieser ermordeten Familie gehörte. Ich kann meine Verwirrung kaum beherrschen, aber Rolf Mücke ist selbst so bewegt, daß er nichts bemerkt: Er geht diese Nacht an die Front und will sich verabschieden. Dreimal küßt er die eisige Hand, die ich ihm gebe.

Vic ist davon überzeugt, daß nichts mehr die Russen aufhalten kann. "Für Sie", stellt er fest, "ist das Ende des Alptraums nahe. Bis zu diesem Zeitpunkt müssen Sie aushalten. – Du wirst denen nicht mehr zulächeln müssen, ihnen nicht mehr die Hand geben. Glaube nicht, daß ich mir nicht darüber im klaren bin, in welcher Hölle du lebst."

Er hat eine zu hohe Meinung von mir. Natürlich ist es manchmal sehr schwer. Meistens jedoch lasse ich mich gehen, wie es der Sorglosigkeit meines Alters und meiner Natur entspricht, die es mir erlaubt, mit beunruhigender Leichtigkeit von einem Gefühl in ein anderes hinüberzuwechseln. Und wenn ich mir einbilde, daß ich gemein handle, daß ich mich würdelos benehme, brauche ich nur an Jakob zu denken, der mich erwartet und dessen Leben ich in meinen Händen halte. Im übrigen – weiß ich dieses Zimmer, den Ofen, das Bett mit den blauen Vorhängen nicht zu schätzen? Ich esse mich satt ... Wie soll ich diesem Mann, der mich in einer Hölle glaubt und meine Seelenstärke bewundert, bekennen, daß ich fast glücklich bin? Die Bewunderung, die er mir entgegenbringt, beschämt mich nur.

"Du bleibst bei uns, Vic", sage ich, um von etwas anderem zu sprechen. "Wir trennen uns nicht mehr."

Er lacht ein kleines, trauriges Lachen. "Wie stellst du dir das vor: den Russen einen SS-Mann vorführen?"

"Du ziehst deine Uniform aus, und niemand weiß davon."

"Als Deserteur also – ?"

"Du hast nichts mit denen gemein. Du verabscheust sie genauso wie ich! Sie haben dein Leben verpfuscht. – Geh mir doch mit diesem falschen Zusammengehörigkeitsgefühl, das dich an Mörder bindet!"

"Nichts kann etwas an der Tatsache ändern, daß ich Deutscher bin. Nein, wirklich: kannst du dir vorstellen, daß ich mich verstecke, daß ich lüge? Und wofür überhaupt?"

"Warum sollst du nicht tun können, was Tausende andere getan haben und mußten, genau wie wir? Hältst du dich für etwas Besseres? Seit mehr als drei Jahren verstecke ich mich jetzt ... Das ist deiner nicht würdig? Für die andern läßt du es gelten, behältst die dann aber ein kleines bißchen Verachtung für sie vor? Ist es das?"

Es klopft. Ein Soldat kommt herein, der sich, ohne uns anzusehen, an Vic wendet. "Rolf Mücke ist mit einem tödlichen Bauchschuß zurückgebracht worden. Er bittet, daß sie" – er zeigt auf mich – "so schnell wie möglich kommt."

"Wo ist er" fragt Vic.

"In seinem Zimmer." Der Soldat wartet, ohne sich zu rühren.

"Ich glaube, es ist wichtig, daß du zu ihm gehst," sagt Vic leise zu mir, "ich werde hierbleiben."

Ich folge dem Deutschen bis zu einem Raum am Ende des Ganges. Rolf Mücke liegt mit geschlossenen Augen und weißem Gesicht da. Ein Sanitäter spricht mich an: "Sind Sie Maria? Unser Kamerad hat Sie schon einige Male verlangt – "

Er berührt die Hand des Verwundeten. Rolf öffnet die Augen.

"Kommen Sie doch her", bedeutet mir der Sanitäter.

Ich gehe hin. Um seine farblosen Lippen zeichnet sich ein flüchtiges Lächeln ab.

"Ich möchte, daß man uns allein läßt." Seine Stimme ist schwach, aber deutlich. Bevor der Sanitäter hinausgeht, sagt er zu mir: "Er darf sich nicht anstrengen."

Wir sind allein, Rolf Mücke, der mich dankbar und zärtlich anlächelt, und ich, die ich keine Worte finde.

"Kommen Sie doch, Maria ... Ich weiß, daß ich sterbe ... Ich wollte Sie noch einmal sehen."

Ich kann seinen unverwandt auf mich gerichteten Blick nicht mehr ertragen und senke die Augen.

"Sie müssen nicht traurig sein ... Kommen Sie her!" Ich trete noch einen Schritt vor. "Näher –" Ohne Gefühl komme ich dem Wunsch nach. "Nehmen Sie meinen Verlobungsring, Maria ... und heben Sie ihn auf als Erinnerung an mich."

Um nichts auf der Welt möchte ich ihn berühren.

"Ich bitte Sie! – Ich verstehe Ihre Zurückhaltung ... aber ... glauben Sie mir ... Ihnen allein kommt es zu ... ihn aufzubewahren." Er macht lange Pausen zwischen den Worten. "Den Ring ... und das Photo ... Es ist dort, in der Briefftasche ... auf dem Stuhl –"

Ohne zu denken oder zu fühlen, nehme ich die Briefftasche. Als ich sie öffne, lächelt mir das nette, dümmliche Gesicht seiner Verlobten entgegen. Ich werfe einen Blick auf Rolf Mücke: er hat die Augen wieder geschlossen und atmet mühsam; seine Stirn ist feucht von Schweiß. Man könnte meinen, einen Jungen von fünfzehn Jahren vor sich zu haben. Er klagt nicht, trotz des aufgerissenen Leibes. – Da beginne ich fieberhaft, in der Briefftasche zu suchen, Papiere, Briefe, Photos ...

Mit stammelnder Stimme höre ich ihn sagen: "Sie kümmern sich um meinen Hund, Maria ..."

Da sind sie: Der Alte mit seinem Bart und seinem Käppchen, die Frau mit den entsetzt blickenden Augen, die Kinder ... Ich trete ans Bett.

"Hören Sie mich, Rolf?"

Er strengt sich an, die Augen zu öffnen, ein Ächzen erstickt hinter zusammengebissenen Zähnen.

"Erinnern Sie sich an diese jüdische Familie, die Sie umgebracht haben? Sie erinnern sich, nicht wahr? Dieses Photo hier, schauen Sie es an ... Ich bin eine Jüdin, ich auch, wie sie. – Jetzt müssen Sie sterben. Genauso wie diese Familie. Endlich erfahren Sie, wie es ist ... Sie haben großartig den

tapferen kleinen deutschen Soldaten spielen wollen und jetzt haben Sie Angst. Sie haben fürchterliche Angst vor dem Tod."

Für einen Augenblick gelingt es ihm, die Augen zu öffnen. Es ist ein von Entsetzen gezeichnetes Gesicht, das durch die schmerzverzerrten Züge hindurchkommt. Wie er ihnen jetzt ähnlich sieht, den Juden, die er umgebracht hat – angesichts des Todes, nackt und hilflos wie sie ... ohne Waffe! Plötzlicher Husten schüttelt ihn, in seinem Mundwinkeln erscheint hellroter Schaum. Ich habe mehr als genug. Ich muß gehen, bevor ich zu schreien anfangen. Ich mache die Tür auf und rufe den Sanitäter.

"Er ist sehr schwach," sage ich, "ich glaube, es steht schlecht um ihn."

Wortlos geht er zu dem Sterbenden hinein, während ich in unser Zimmer stürze. Ich werfe mich über das Bett.

"Was gibt es, Maria?" Vics Frage trifft mich wie ein Peitschenhieb. Es ist zuviel.

"Laß uns fortgehen, Jakob! Sofort! Alle sind Mörder, alle! Sie reden über Musik, über Literatur, sie lächeln und sie töten! Es sind MORDMASCHINEN!" Ich merke wohl, daß ich schreie, aber ich kann mich nicht mehr beherrschen. Ich klammere mich an Jakob und versuche mit Gewalt, ihn aus dem Bett zu ziehen. "Gehen wir, gehen wir ..."

Zwei kräftige Arme packen mich. "Du bist auf der Stelle ruhig oder du kriegst Ohrfeigen!"

"Dreckiger Deutscher!" schreie ich: "MÖRDER!"

Vics Hand landet auf meiner Wange. Und dieses Maßlose platzt, das sich in mir bläht. Ich breche in Schluchzen aus. Auf dem Bett weine ich in Jakubs Armen weiter. Aber jetzt fließen die Tränen ohne Zwang, sie erleichtern.

"Was hat sie da in der Hand?" Vic biegt meine Finger auseinander.

"Was ist es?" fragt Jakob.

"Nichts, es ist nichts."

Schlagartig höre ich zu weinen auf. Ich drehe den Kopf ein wenig und sehe Vic durch den Raum gehen, die Ofentür aufmachen und das Photo in die Flammen werfen. Sofort schließe ich die Augen wieder. Dann höre ich Vic sagen: "Ich werde hierbleiben, bis sie einschläft. Versuchen Sie

ebenfalls zu schlafen. Es ist nichts Ernstliches passiert ... Da waren die Nerven, nichts als die Nerven."

Er schweigt und murmelt dann: "Mein Gott, was für ein Scheißleben!"

In den nächsten Tagen wird das dumpfe Rollen, das von der Front kommt, stärker, rückt näher. Jeden Morgen gegen sechs Uhr macht sich Vic mit dem Karren und seinem alten Pferd auf.

Heute abend ist Heinz beim Obersturmführer geblieben. Ich beschließe, selbst Kohlen zu holen. Im Hof liegt ein ganzer Berg. Als ich mit meinem vollen Eimer weder zurückgehe, sehe ich aus meiner Richtung zwei Soldaten mit leeren Eimern kommen. Gerade in diesem Augenblick rauscht es über unseren Köpfen. Mit Bewegungen, die einander gleichen wie bei Automaten, werfen sich die beiden Deutschen zu Boden, noch bevor sich das Zischen der Granate verloren hat. Laut klappernd rollen die Eimer über das Pflaster. Ich finde das Schauspiel komisch, wie beide Burschen in den glänzenden Stiefeln, der tadellosen Uniform mitten im Hof flach auf dem Bauch daliegen. Ich gehe an ihnen vorbei, ohne daß sie die geringste Bewegung machen. Bevor ich ins Haus trete, schaue ich zurück: Sie sind wieder aufgestanden und stauben sich sorgfältig ab. Dann nehmen sie würdevoll ihre Eimer auf und gehen auf den Kohlenhaufen zu.

Am nächsten Morgen müssen wir länger als üblich auf Vic warten. Wir zählen die Minuten. Gegen zehn Uhr erscheint Heinz. "Ist er noch nicht da?" fragt er.

Er weiß also genauso wenig wie wir, Wenn er zurück ist, geht Vic immer zuerst zum Obersturmführer, um kurz Bericht zu erstatten.

"Da vorn wird es ernst." Zum ersten Mal erlebe ich Heinz wirklich besorgt. Er geht im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken. "Wenn ihm etwas zugestoßen ist, gibt es niemanden mehr, der mich aus der Patsche zieht – "

Für uns würde das mit Sicherheit noch schwerwiegender sein als für Heinz. Ich bin fast wahnsinnig vor Unruhe. Jakubs Miene ist gespannt.

"Woran denkst du?"

"Hoffentlich ist er nicht verwundet, da vorn, allein im Gelände ... Und falls er getroffen ist, und es ist schlimm: hoffentlich muß er nicht leiden."

"Ich bitte Sie," sage ich zu Heinz, "hören Sie mit dem Herumgehen auf."

Heinz bleibt stehen und setzt sich in eine Ecke. Er folgt mir mit den Augen; schließlich kommt mir zu Bewußtsein, daß jetzt ich auf und ab gehe. Gereizt werfe ich hin: "Warum sagen Sie nichts?"

"Er wird sich heraushelfen, Sie werden es sehen", versichert er ohne Überzeugung. "Wenn Sie uns einen Tee machen würden – "

"Machen Sie ihn sich selbst, wenn Sie welchen haben möchten!"

"Ich will gar keinen. Aber ich dachte, daß es Sie einige Minuten beschäftigen würde."

Ich zucke die Achseln. – Wenn er wirklich verwundet wäre? Wenn er Hilfe bräuchte? Mir wird klar, daß ich nicht zu ihm ginge ... Überdies, tot oder verwundet: für uns könnte Vic dann nichts mehr tun.

Jakub hat seinen Schritt als erster gehört. Als er ins Zimmer tritt, stürze ich mich auf ihn und umarme ihn, so fest ich kann. Sacht schiebt er mich von sich. "Höre, Maria – "

Seine Kleidung ist verdreht, der rechte Ärmel seiner Jacke ist zerrissen. Offensichtlich ist er am Ende seiner Kräfte.

"Hör zu, Maria – "

Ich will nicht hören. Ich ziehe ihn hinüber zum Bett. Er läßt es geschehen und setzt sich neben Jakub. "Es steht schlecht da vorne", sagt er. "Heute nacht werden unsere Stellungen aufgegeben."

Stehend, sehr blaß, hört Heinz zu. Vic spricht weiter: "Ich muß nochmal vor."

"Wohin vor – ?"

"An die Front natürlich."

"Schickt dich Holler dorthin?"

"Nein. Niemand schickt mich. Ich werde nicht lange brauchen." Er vermeidet es, mich anzusehen.

"Warum mußt du nochmal umkehren?"

Jetzt wendet er sich an Jakub, einzig und allein an ihn. "Da ist in einer Baracke noch eine alte Frau. Sie kann sich nicht rühren, ist krank. Ich weiß

nicht, durch welches Wunder sie noch lebt – jedenfalls ist sie da. Ganz allein. In einigen Stunden wird das alles angezündet werden."

"Ist sie sehr alt?" frage ich.

"Ja, sehr alt."

"Krank?"

"Sehr krank."

"Glaubst du, daß sie bald stirbt?"

"Sie macht es nicht mehr lange – "

"Für eine alte, kranke, aufgegebene Frau willst du also dein Leben aufs Spiel setzen ... und uns zurücklassen, uns ..." Die Stimme versagt mir.

"Lebendig verbrannt werden ist noch etwas anderes als einfach sterben."

"Paß auf, Otto," sagt Heinz unvermittelt, "was du da machen willst, hat keinen Sinn. Du wirst es nicht fertigbringen und – wie dem auch sei: es wird nichts nützen."

Vic ignoriert ihn. Er hat auch keinen Blick mehr für mich. Gerade so, als ob ich nichts gesagt hätte. Er spricht weiter, zu Jakob hin: "Ich kann nichts anderes tun als hingehen. Heinz wird bei euch bleiben, und ich denke nicht, daß ich lange fort sein werde. Augenblicklich ist eine Gefechtpause. Die muß ich nutzen."

"Warum hast du sie nicht gleich mitgenommen", fragt Heinz.

"Ich hatte Befehl, im Wagen Material mitzunehmen. Da konnte ich nicht mit der einen Hand das Pferd führen und mit der anderen die Frau tragen." Er steht auf, zieht seine Flasche vor und trinkt mit zurückgelegtem Kopf. Dann geht er auf die Tür zu. Ich versperre ihm den Weg: "Du bist verrückt. Ich lasse dich nicht gehen!"

"Laß, Maria, das hat keinen Zweck."

"Du bist gut, nicht wahr, du bist edel. Zu den anderen. Das alles ist Bluff! Na gut, spiel sie, deine kleine Komödie: laß dich umbringen. Es kommt nichts weiter dabei heraus als ein Dummkopf weniger." Ich weiß nicht mehr, was ich sage. Ich möchte ihn gleichzeitig beschimpfen und anflehen. Jakubs Hand legt sich auf meine Schulter. Ich habe nicht

bemerkt, daß er aufgestanden ist. Entschlossen zieht er mich auf die Seite und hält mich fest.

"Gehen Sie," sagt er zu Vic, "und achten Sie nicht auf das, was sie sagt. Das ist nur, weil sie große Angst um Sie hat und es nicht zugeben will."

Ich sträube mich nicht mehr länger. Hat Jakob wissentlich gelogen oder ist er davon überzeugt, daß ich angesichts der Gefahr, in der wir sind, den Kopf verloren habe? Ich höre Vics ruhige Stimme: "Leg dich hin, Maria. Ich werde bald wieder zurücksein und passe dann weiter auf euch auf."

Damit geht er. Ich möchte hinterherlaufen, ihn zurückholen, ihm sagen, daß es nicht wahr ist: daß ich nicht nur um Jakob und mich Angst habe ... Wenige Augenblicke später dringt das vertraute Ächzen des abfahrenden Karrens an unser Ohr. Heinz wirft schweigend Kohlen ins Feuer, und das Warten beginnt von neuem. Einige ferne Schüsse platzen wie Blasen, wir vermeiden es, einander anzusehen.

Gegen ein Uhr morgens ist Vic zurück. Als Heinz Schritte hört, springt er auf, um ihm zu öffnen. Vic kommt herein ... auf den Armen die Frau, in eine schmutzige Decke gehüllt. Mit unendlicher Sorgfalt legt er sie auf das Bett. Sie atmet schwach, aber ihr Blick läßt erkennen, daß sie noch bei Bewußtsein ist. Sie versucht etwas zu sagen.

"Nicht sprechen, Mütterchen, Sie werden von hier weggebracht." Aber er weiß, daß sie bald stirbt. Wie oft hat er uns dasselbe gesagt; vielleicht weiß er, daß es auch für uns keine Hoffnung gibt. Ich sehe zu, wie er den verfallenen Körper in eine zusätzliche Decke wickelt.

"Sie hat starkes Fieber", ist alles, was er zu uns sagt. Plötzlich macht er einen sehr alten Eindruck.

"Streck dich ein bißchen aus," sage ich, "ich werde bei ihr wachen." Dann setze ich mich neben sie.

"Das hat alles keinen Zweck gehabt", stellt Vic traurig fest. "Ich kann nichts weiter für sie tun."

"Sie haben ihr eine der schönsten Illusionen gegeben –", entgegnet Jakob: "Sie braucht nicht allein zu sterben."

"Herr Offizier ... Herr Offizier ... "

Vic beugt sich über sie, fühlt ihr den Puls. "Hören Sie mich, Mütterchen?"

In diesem Augenblick wird an die Tür geklopft: zwei leise, taktvolle Schläge. Heinz macht auf. Es ist Obersturmführer Holler, wie immer tadellos gekleidet und frisch rasiert.

"Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie behellige, aber ich brauche Sie alle drei. Wir fahren in ein paar Stunden, und in meinem Büro muß alles gepackt werden. Natürlich kommen Sie mit uns, Maria."

Ich schaue ängstlich zu Vic. "Selbstverständlich," sagt der, "sie und ihr Bruder kommen mit uns."

"Was ist das?" fragt Holler, als er die Alte bemerkt. "Was bedeutet denn das – ?"

"Es ist eine alte Frau, die im Sterben liegt; ich habe sie unterwegs gefunden."

Abscheu und Verachtung verzerren das Gesicht des Obersturmführers. "Ihre Gefühlsduselei wird noch Ihr Verderben, Doktor! Ich darf Sie bitten, sich uns anzuschließen." –

Zuvorkommend öffnet Holler vor mir die Tür. In seinem Büro angekommen, beginnen wir, Papiere und Aktenmappen in Kisten zu packen.

Vic beugt sich zu mir hinüber und flüstert: "Jakub hat gesagt, er wird sich um sie kümmern."

Um vier Uhr morgen ist alles verpackt. Vic und ich gehen zur Schule zurück. Jakub sitzt am Tisch, den Kopf zwischen den Händen. "Sie ist tot. Sie wird nicht lange gelitten haben."

Wir haben keine Zeit, sie zu beerdigen. Ich sage mir, daß das nicht wichtig ist: Sie hat es hinter sich.

Wir packen Teller und Bettzeug zusammen, den kleinen elektrischen Kocher, die Kleider, die mir Vic gegeben hat. Kurz darauf hören wir die Lastwagen. Treppen und Gänge hallen wieder vom Dröhnen der Stiefel, von Rufen, vom Krachen der Kisten, die verladen werden. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen.

Im Hof steht der Wagen bereit, das Pferd ist angespannt. Wir bringen Jakob darin unter und hüllen ihn in unsere Decken. Die Nacht ist klar.

"Steig neben ihm auf," sagt Vic, "wir fahren vor den anderen ab."

Vic führt das Pferd am Zügel, als wir das Portal durchfahren und auf die Straße einbiegen. Nach einigen Minuten drehe ich mich um: das Dorf brennt. An drei Stellen, die ein Dreieck bilden, schlagen die Flammen empor.

"Sie haben das Dorf angezündet!"

Vic dreht sich nicht einmal um. "Das macht man immer, wenn ein Gebiet aufgegeben wird."

Dann wird die Straße schlecht, die Räder sinken tief ein. Jakob und ich müssen mehrere Male absteigen und den Wagen schieben. Später müssen wir alle drei gehen; in dem aufgeweichten Boden renken wir uns fast die Knöchel aus. Ein roter Schein am Himmel erinnert an das Dorf..

Der Morgen dämmert eisig, als die ersten Häuser von Nowy Dwór auftauchen. Es dauert fast noch eine Stunde, bevor der Wagen rumpelnd in die engen, schlecht gepflasterten Straßen einbiegt. Die Stadt würde wie unbewohnt wirken, wenn nicht von Zeit zu Zeit verstohlen ein Gesicht hinter den Fensterscheiben erschiene, wie ein Fisch, den man einen Augenblick lang im dunklen Wasser eines Weihers aufblitzen sieht. Aus einem Gäßchen kommt ein Mann zum Vorschein. Vic hält ihn an und fragt, wo die Truppe einquartiert sei. Verängstigt, hastig, mit vielen Gebärden beschreibt der Mann den einzuschlagenden Weg. Während er spricht, fällt sein Blick auf mich, und ein unterwürfiges Lächeln nistet sich in seinen Mundwinkeln ein. Dann bemerkt er Jakob. Staunen überzieht sein Gesicht. Unverwandt betrachtet er ihn, bis er schließlich vergißt, weiterzusprechen. Vic dankt ihm zerstreut, wir setzen uns wieder in Bewegung. Als ich mich umdrehe, hat sich der Mann noch nicht vom Fleck gerührt und folgt uns mit den Augen.

"Klettern Sie in den Wagen," sagt Vic zu meinem Mann, "schlüpfen Sie unter die Decken, – man sollte Sie hier nicht sehen."

Vic hatte es also bemerkt. Angst packt mich. *Hinter den Scheiben vermute ich Hunderte von Augen, die sich auf Jakob heften, Hunderte von Fingern, die auf*

ihn deuten. Gleich fangen Hunderte von Mündern zu schreien an: "Da ist ein Jude! Ein Jude!" Ich gehe zu Vic.

"Es war Wahnsinn, hierher zu gehen! Sobald sie den geringsten Verdacht haben, werden sie uns denunzieren!"

"Jakub geht nicht aus dem Haus. Niemand bekommt ihn zu Gesicht."

Als wir an einem halboffenen Fenster vorbeifahren, läßt sich, ohne daß jemand zu sehen wäre, eine spitze, aufgeregte Stimme vernehmen: "Sie haben sogar ihre Huren mitgenommen!"

Kurz darauf kreuzt ein Mann unseren Weg und grüßt uns demütig.

Wir biegen in eine breitere Straße ein und sehen dort Heinz vor einem großen zweistöckigen Gebäude. Er eilt auf uns zu. "Ich habe ein Zimmer für Sie! Und eine Frau für den Haushalt und zum Feuermachen auch."

"Da kannst du dich selbst drum kümmern." Vic ist sichtlich nervös.

"Warum?" fragt Heinz. "Wo es doch Polinnen gibt." Und setzt vergnügt hinzu: "Sie ist gar nicht so übel."

"Schmeiß sie raus, bevor wir kommen. Ich will niemanden in Marias Zimmer sehen!"

Heinz verschwindet.

In einem großen Hof, der auf vier Seiten von Gebäuden umgeben ist, schirrt Vic das Pferd ab und vertraut es einem Soldaten an – unter einem hohen Aufwand an Ermahnungen darüber, wie mit ihm umzugehen ist. Heinz kommt und meldet, daß er die Frau losgeworden ist und das Zimmer bereit sei. Er führt uns hin. Es ist ein ziemlich großer Raum im Erdgeschoß, zwei Ehebetten mit roten Federdecken, einer Menge Möbel aus dunklem Holz und vielen Nippsachen. Trotz des herkömmlichen großen Ofens, der bereits sanfte Wärme verbreitet, ist mir, als sei dieses Zimmer uns feindlich gesinnt, als nehme es uns nicht an. (Im Vorbeigehen stoße ich mich schmerzhaft an einer Ecke des schweren Tisches. Dabei wäre noch genügend Platz gewesen, um durchzukommen.)

"Gehen Sie zu Bett", befiehlt Vic. "Ich muß mit Holler sprechen. Versperren Sie die Tür mit dem Schlüssel und öffnen Sie niemandem."

Ich bin allein mit Jakob. Seine Blässe macht mir Sorgen. Ich berühre sein Gesicht: es ist eisig. Wir legen uns zusammen in ein Bett, ohne daß wir es

wagten, uns auszukleiden. Das rote Federbett lastet schwer auf unseren erschöpften Leibern. Ein grauer Tag schleppt sich über die Möbel, über die reizlosen Nippsachen hin. Ein Tischchen neben unserem Bett trägt auf seiner Platte eine Tänzerin aus Porzellan, mit aufreizend roten Wangen und einem stupiden Lächeln, die sich auf einem einzigen Bein hält. Vom anderen ist nur noch ein kleiner, mit dem Sockel verbundener Schuh übrig. Seltsamerweise erscheint mir dieser Schuh mit eigenem Leben begabt: als habe er sich von seinem bisherigen Selbst getrennt und sei unfähig, das Gewicht dieser allzu häßlichen und dummen Figur zu ertragen. Die Tänzerin befindet sich auf Jakubs Seite; ich beuge mich über ihn, um sie besser sehen zu können.

"Was schaust du?"

"Die Tänzerin – "

"Die Tänzerin? Was für eine Tänzerin?"

Eingesperrt in dieses wunderliche Zimmer, inmitten von Deutschen, die Juden umbringen, und etwas weiter weg Polen, die die Fähigkeit haben, Juden zu erkennen und Spaß daran haben, sie zu denunzieren, erscheint es mir mit einem Mal fast obszön, daß ich keine anderen Sorgen habe, als eine Tänzerin aus Porzellan zu betrachten. – Ist es so, daß mein Verstand die Realität verweigert und, außerstande, sie länger zu ertragen, sich Vorwände erfindet, um sie zu ignorieren? Oder bin ich einfach noch nicht erwachsen?

Jakubs Blick ruht einen Augenblick auf der Figur. Aber ich weiß, daß er sie nicht sieht. Es ist eher ein Bild von mir, das er betrachtet: die Vision, die er von mir hat. Ich möchte, daß er einmal ungerecht ist, daß er schlecht ist und schwach – ein einziges Mal. Aber er sagt nichts als: "Du bist müde. Versuch' zu schlafen." Er streichelt mir die Haare, den Blick auf eine Welt gerichtet, zu der ich keinen Zugang habe. Ich presse meinen Kopf in das Kopfkissen. Und falls Jakob recht hätte? Wenn ich wirklich gut und mutig wäre? Ich weiß wohl, daß das nicht wahr ist, aber der Gedanke ist so angenehm, daß ich mich daran klammere, bevor ich einschlafe.

Meine Augen, weit offen, bohren sich in die Schwärze. Ein undurchdringliches Schwarz: fugenlos, makellos. Unter meiner Hand hebt sich regelmäßig Jakubs Brust. Ein Stocken in diesem Rhythmus, eine leichte Bewegung zeigen mir an, daß auch er aus dem Schlaf auftaucht. Ich murmle: "Warum ist es so dunkel?"

"Vic hat die Fensterläden geschlossen und die Vorhänge vorgezogen."

"Wo ist er?"

"Mit Holler weggegangen, der fünf Kilometer von her untergebracht ist. Er wird heute abend zurückkommen."

Wie spät wird es wohl sein? Wir haben keine Ahnung. Ich stehe auf, stoße gegen Möbel, die in der Schwärze im Hinterhalt liegen. Das ganze Zimmer steckt voller Hindernisse – unbarmherzigen harten Kanten, böartigen Ecken. Durch das viele Hin- und Hergehen in dem Labyrinth weiß ich nicht mehr, wo ich bin. Etwas fällt und zerbricht mit einem dumpfen Laut. Endlich stößt meine Hand auf die dichten Vorhänge, die das Fenster verhängen. Ich ziehe sie zurück. Zwischen den Spalten der Fensterläden dringt ein bißchen grauer Tag hindurch. Das Dunkel im Zimmer löst sich zögernd auf. Ich öffne das Fenster und stoße die Läden zurück. Das trübselige Licht eines grauen Tages bringt wieder etwas Ordnung in das Durcheinander der Möbel. Wir können nur eine oder zwei Stunden geschlafen haben. Auf dem Parkett liegen die Bruchstücke der einbeinigen Tänzerin.

Als Heinz uns etwas zum Frühstück bringt, fällt mir sein niedergeschlagener Gesichtsausdruck auf. "Steht's nicht gut mit der Liebe?" frage ich heiter. Er schweigt. "Wo fehlt es denn?"

"Wir sind erledigt", sagt er mit armseliger, leiser Stimme.

"Heinz ... was ist los?"

"Die Russen kommen. Sie rücken vor, sie rücken immer noch vor!"

Das ist es also. Die Angst, die uns beide betäubte, fällt von mir ab – und auf ihn zurück, auf ihn allein.

"Allen SS-Leuten schneiden sie die rechte Hand ab."

Ich zucke die Achseln. "Woher wollen Sie das wissen? Haben Sie einen SS-Mann mit einer abgeschnittenen Hand gesehen?"

Er tritt näher und spricht noch leiser: "Hören Sie ... Für Sie hier, nicht mehr in nächster Nähe von Holler, wird die Lage bald schwierig sein. Fliehen wir zusammen!"

Ich antworte nicht. Was meint er damit?

Jetzt geht er hinüber zu Jakob. "Retten wir uns ... Fliehen wir zusammen!"

"Wohin?" fragt Jakob.

"In den Wald. Wir werden uns verstecken. Ich ziehe meine Uniform aus. Wenn sie kommen, sagen Sie ihnen, daß ich verwandt mit Ihnen bin."

"Wissen Sie, was es heißt, ohne Lebensmittel bei dieser Kälte im Wald zu bleiben?– Auf jeden Fall wollen wir nichts unternehmen ohne den Doktor."

Heinz erhitzt sich, sein Gesicht rötet sich: "Hören Sie nicht auf ihn! Hören Sie nicht auf ihn! Er ist kein menschliches Wesen. Er ist gut, er ist edel ...aber er weiß nicht, was Angst ist. Wer sich nicht vorm Sterben fürchtet, vor Schmerzen, der ist kein menschliches Wesen."

"Er will unser Bestes."

Heinz bricht in nervöses Lachen aus: "Mein Bestes will er auch, klar! Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat? *Wovor hast du Angst? Vorm Sterben? Danach wirst du ruhiger sein.* – Da haben Sie es, auf welche Weise er es gut meint mit seinen Freunden. Hören Sie auf mich, solange es noch Zeit ist. Fliehen wir!"

"Wir wollen es uns überlegen", antworte ich jetzt, um ihn zu beruhigen. Dann fällt mir ein, daß es eigentlich nicht so dumm wäre. Wir könnten Lebensmittel mitnehmen und uns im Wald einen Unterschlupf bauen. Aber Heinz läßt nicht nach. "Morgen ist es vielleicht zu spät ... Morgen kann ich an die Front kommen. Wenn Holler nicht mehr bei uns ist, hat der Doktor nicht mehr denselben Einfluß auf die Situation ... Auch bei Ihnen werden sich die Dinge ändern. Glauben Sie mir!"

Als ich eine halb Stunde später über den Hof gehe, hält mich der rothaarige Koch an. "Ich dachte, daß du beim Kartoffelschälen helfen

könntest – " (und sein zynisches Lächeln wird immer breiter) "Wir haben nicht genug Frauen."

Es ist das erstemal, seit wir mit der SS zusammenleben, daß ein Deutscher mich duzt. Heinz hatte recht. Die Situation hat sich geändert. Das Schicksal hat die Gestalt eines grinsenden rothaarigen Kochs angenommen.

"Wo werden die Kartoffeln geschält?"

Mit dem Finger bezeichnet er mir eine Art Schuppen am Ende des Hofes. Ich gehe und sage Jakob Bescheid. "Ich werde so bald wie möglich zurückkommen."

In der Baracke sind bereits fünf Frauen an der Arbeit; sie sitzen auf Hockern. Als ich eintrete, heften sich feindselige Blicke auf mich. Eine einzige, ganz jung, mager und blond, nickt freundlich zur Begrüßung. Ein Hocker und ein Eimer sind frei. "Wo gibt es ein Messer?"

"In der Küche", versetzt eine Stimme schroff.

"Wenn Sie wollen, hole ich es Ihnen", schlägt die kleine Blonde vor. Ohne meine Antwort abzuwarten, ist sie weg.

"Sie sind heute nach gekommen, mit der SS-Kompanie – ?" erkundigt sich eine der Frauen.

Natürlich wissen alle es längst. Selbstverständlich sage ich ja. Sie tauschen einen raschen Blick aus. Die ältere Frau, die gefragt hatte, lächelt böse: "Sie werden Ihre Hände kaputtmachen. Sie sind viel zu zart für so eine Arbeit."

Ich gebe keine Antwort. Die Frau neben mir rückt ihren Hocker näher und fängt an, auf mich einzureden: daß die Zeiten hart seien und jeder sich helfe, wie er könne, daß man es sich allzu leicht mache, wenn man andere verurteile, sie, sie sei weitherzig, sogar mit der Kleinen (eine Kopfbewegung in Richtung der Küche) spreche sie freundlich, wenn die auch nur eine Hure sei, in ihrem Alter verstehe man vieles, und sobald die Liebe einen packt, welchen Unterschied gebe es schon zwischen den Männern, ob sie nun Türken, Chinesen oder Deutsche seien, ich sei sicherlich ihrer Meinung, nicht wahr? Ja, ich bin völlig ihrer Meinung.

"Ist Ihr Freund nett zu Ihnen – ?" Ihre dicken, feuchten Lippen verziehen sich zu einem komplizenhaften Lächeln. Die kleine Blonde kommt zurück und reicht mir ein Messer. Ich danke ihr; sie wird rot und setzt sich ein wenig abseits von den anderen. Meine geschwätzige Nachbarin beobachtet meine ersten, ungeschickten Versuche an der Kartoffel.

"Sie halten sie falsch", sagt sie zu mir. "Nehmen Sie sie so in die Hand! – Da! – Und das Messer so! – So geht's besser, nicht wahr?" Es geht wirklich besser. "Passen Sie auf, daß die Schalen dünner ausfallen. Wenn sie dick sind, gibt's Ärger."

"Danke, vielen Dank."

"Nicht der Rede wert. Wenn ich Ihnen behilflich sein kann bei irgend etwas ..." Ich schwimme in ihrem Lächeln. Plötzlich kommt sie mit ihrem Hocker noch näher, rasch, ohne ein Geräusch zu machen. Ihr dicker Schenkel preßt sich gegen den meinen. Mit unglaublicher Schnelligkeit wachsen die Kartoffelschalen unter ihren Händen hervor. Ganz dünn, drehen sie sich vorm Herabfallen einen Augenblick in der Luft und ringeln sich dann zu lockeren Spiralen zusammen.

"Können Sie Ihrem Freund sagen," flüstert sie, "daß mein Mann ihm gern Zigaretten, Schokolade und Konserven abkaufen würde? Er würde ihm auch einen guten Preis zahlen. Und Sie selbst hätten auch einen kleinen Profit dabei ... Mit dem Geld, daß er damit verdient, kann Ihr Freund Ihnen dann wieder schöne Sachen kaufen! Man muß bei den Männern anspruchsvoll sein, meine Dame, sonst schätzen sie einen nicht ... Geben Sie mir morgen Bescheid!"

"Ich glaube nicht, daß das so leicht ist. Es hat doch jeder nur seine Ration."

"Aber Ihr Freund kann davon haben, soviel er will. Ihn kontrolliert niemand."

"Woher wollen Sie das wissen?"

"Ich weiß, daß er es ist, der die Verpflegung an die Front bringt. Er braucht nur einen Teil davon an einem ausgemachten Ort zurückzulassen, wo wir es dann holen."

"Ich glaube, daß ihm das zu gewagt vorkommen wird, aber ich kann ihn natürlich fragen."

Ihr Lächeln hüllt mich ein. "Wir werden uns ganz bestimmt einig werden."

Ihr Bein löst sich von meinem und sie rückt wieder ab mit ihrem Hocker, immer mit derselben Behendigkeit und Vorsicht. Ich schäle weiter, gebe mir Mühe, aber nach einer Weile muß ich eine Pause machen: meine Hände sind steif vor Kälte. Ich betrachte die anderen Frauen. Die Eimer zwischen den gespreizten Beinen, ihre schnellen Bewegungen – es kommt mir vor, als ob sie zu einer anderen Art von Menschen gehörten. Sie haben ihr Haus, sie können sich frei bewegen, ihren wirklichen Namen sagen. Sie haben die allergrößte Aussicht, zu überleben. Glücklicherweise wissen sie nichts von mir; daß ich die Freundin eines Deutschen bin, scheint ihnen sogar etwas Angst einzuflößen.

Die kleine Blonde sitzt allein in ihrer Ecke. Sie ist die einzige, vor der ich keine Angst habe. Sie hat ein feines Gesicht, das sogar hübsch sein würde, wenn nicht ihre resigniert herabgezogenen Mundwinkel ihr ein trübsinniges Aussehen gäben. Ich überrasche sie, wie sie ihren Blick auf mich heftet, und lächle sie an. Schüchtern lächelt sie zurück. Ich stehe auf und gehe, meinen Hocker und den Eimer mit mir schleppend, zu ihr hin und lasse mich neben ihr nieder. Vier Augenpaare folgen mir. In allen lese ich den Gedanken: *Gleich und gleich gesellt sich gern.*

"Sind Sie schon lange hier – ?"

"Drei Wochen. Mein Freund ist vor zehn Tagen fortgefahren ... Er ist nach Berlin auf Urlaub." Ihr kleines trauriges Kindergesicht wird hart: "Wenn er zurückkommt, werden mich die anderen wohl in Ruhe lassen müssen."

Ich schweige – und bedaure es bereits, mich ihr genähert zu haben.

"Und Sie," fragt sie besorgt, "ärgert man Sie sehr? Allerdings, Ihr Freund ist hier. Aber Sie werden sehen, wenn Sie allein zurückbleiben müssen, das ist nicht sehr lustig!"

"Warum gehen Sie nicht weg?"

Sie unterbricht ihre Arbeit, eine halbgeschälte Kartoffel in der Hand.  
"Wohin?"

"Ganz gleich, wohin. Sie werden überall Arbeit finden."

"Niemand wird mich jetzt einstellen ..."

Wie ich sei alle hasse – die anderen, die Eingesessenen, – und diese in  
ihr Schicksal ergebene kleine ... Hure!

"Warum sind Sie hierhergekommen?"

"Als das mit Henryk anfing, hat mein Vater mich rausgeworfen."

"Sie sind mit diesem Deutschen mitgegangen – ?"

Mit einer heftigen Bewegung dreht sie den Kopf und wirft mir giftig zu:  
"Wollen Sie mir eine Strafpredigt halten, was? Die ändern – das geht ja  
noch. Aber grade Sie?"

Die vier Tugenden erstarren im selben Augenblick. Aufgeregt belauern  
sie uns: Nicht jeden Tag wird einem eine Streiterei zwischen zwei Huren  
geboten. Aber nichts ereignet sich, wir enttäuschen sie. Und das dumpfe  
Aufschlagen der Kartoffeln in die Eimer nimmt seinen Fortgang.

Mittags wird die Arbeit unterbrochen. Auf dem Hof laufe ich dem Koch  
über den Weg. Ich tue so, als ob ich ihn nicht bemerkte. Er bleibt stehen,  
und ich spüre, wie er mir mit den Augen folgt.

Jakub empfängt mich mit einem Lächeln, das immer gleich zärtlich,  
gleich beruhigend ist. Kann er seine Gefühle so gut beherrschen oder ist er  
bereits so sehr losgelöst von unserer Welt?

Heinz bringt uns mürrisch das Essen. Nachdem ich eine Zigarette  
geraucht habe, lasse ich die beiden allein und gehe in die Küchenbaracke  
zurück. Sie ist noch leer. Ich setze mich auf einen Hocker, lehne den  
Rücken an die kalte Mauer. Ich fröstle. Die Ecke, in der ich sitze, ist  
ziemlich dunkel, sodaß mich der Deutsche, der jetzt hereinkommt, nicht  
sofort bemerkt. Er hat den neugierigen Blick von einem, der zum  
erstenmal hierher kommt. Sobald er mich sieht, kommt er näher,  
betrachtet mich, pfeift dann leise. "Wartest du auf mich?"

Ich rühre mich nicht. Als er jedoch noch einen Schritt auf mich zu  
macht, springe ich auf.

"Unnahbar? Dagegen habe ich nichts." Und streckt beide Hände griffbereit nach mir aus. Da vergesse ich alles, den Krieg, die Gefahr, Jakob ... Ich packe den Hocker. Im selben Augenblick kommt die kleine Blonde herein, dahinter die vier anderen Frauen. Der Soldat weicht zurück. Er bemüht sich, Haltung zu bewahren, und lacht höhnisch. Bevor er geht, stößt er hervor: "Ich werde dich schon noch kriegen!"

Die Frauen folgen ihm mit den Augen, bis sie schließlich ihre Aufmerksamkeit auf mich richten. Mein Gesicht glüht, noch immer halte ich den Hocker in beiden Händen. Schweigend nehmen sie ihre Plätze ein. Nur die schüchterne Blonde sagt mit lauter Stimme: "Es hat keinen Zweck, bei uns anderen vornehm zu tun – "

Sie scheint sehr befriedigt und schließt sich jetzt, anstatt sich abseits zu setzen, der Gruppe der achtbaren Frauen an. Aber sie hat recht. Es hat keinen Zweck, vornehm zu tun. Ich bin darauf eingegangen, unter Deutschen zu leben, ihr Brot zu essen, ihnen zuzulächeln, mit ihnen zu sprechen, ihnen die Hand zu geben, – und wenn dann da einer ist, der sich mit mir amüsieren will, bringe ich es fertig, alles zu verderben ... weil ich eine junge Frau aus guter Familie bin, weil ich Grundsätze habe. Warum habe ich mich auf diesen Weg eingelassen, wenn ich nicht die Kraft habe, ihn bis zum Ende zu gehen? Warum so viele Demütigungen? Und ich beginne den Wald zu vermissen, wo es so leicht war, zusammen zu sterben. Natürlich, das ist so ein erhabener Gedanke, wie man sie hat, nachdem man in einem Bett geschlafen und sich sattgegessen hat. Angewidert von mir hole ich einen Eimer und betrachte es als meine Aufgabe, ihn und den Fußboden um mich herum mit ungleichmäßigen und dicken Schalen zu bestreuen. Eine wütende Stimme läßt mich auffahren.

"Was machst du denn da?" Vic steht vor mir, schmutziger denn je. Ich schaue ihn schweigend an. Diesen Tag habe ich wohl gelebt, als ob er niemals wiederkommen würde.

"Steh auf und komm, beeil dich!"

Ich lasse eine halbgeschälte Kartoffel in den Eimer fallen und folge ihm.

"Wer hat dir gesagt, daß du das tun sollst?"

"Der Koch."

"Aha! – Geh in dein Zimmer und warte auf mich."

"Ich bitte dich, Vic, kein Aufsehen. Manchmal muß man sich ducken können – "

"Was ist das für ein neuer Einfall? Schau mich an, Maria: ist etwas passiert?"

Ich erzähle ihm von dem Vorfall mit dem Soldaten in der Baracke.

"Wie sieht er aus?"

"Ich weiß nicht ... Wie alle Deutschen: widerlich."

Vics Zorn kühlt ab. Er lacht auf. In diesem Augenblick sehe ich ihn, einige Schritte von uns entfernt. Er betrachtet mich unverwandt. Ich lege meine Hand auf Vic Arm "Da ist er."

Vic dreht sich um, starrt den anderen einen Moment lang an und zieht mich dann mit sich, zu dem Deutschen hinüber.

"Herr Leutnant, ich erfahre eben zu meinem großen Bedauern, daß Sie es der Dame gegenüber an Achtung haben fehlen lassen. Wußten Sie nicht, daß sie auf Befehl von Obersturmführer Holler hier ist und unter seinem Schutz steht?"

Der andere wird puterrot. "Ich wußte nicht ... Verzeihen Sie, Doktor!"

"Die Dame ist es, bei der Sie sich entschuldigen müssen."

"Erlauben Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam mache," – er bemüht sich, ruhig zu bleiben – "daß das Geschehnis auch ein wenig ihre Schuld ist. Sie hätte nur Ihren Namen zu nennen brauchen. – Sie werden nicht annehmen, daß ich sämtlichen Polinnen Respekt schulde."

"Das ist ihre persönliche Angelegenheit, Herr Leutnant. Was diese Dame anlangt, seien Sie so gut und entschuldigen Sie sich sofort bei ihr. Ich sehe mich sonst gezwungen, Obersturmführer Holler Bericht zu erstatten."

"Ich bitte Sie, meine Entschuldigung anzunehmen", sagt er jetzt formell und entfernt sich rasch. Vic legt den Arm um meine Schulter.

"Du kannst diese Geschichte als erledigt ansehen. Nicht nur, daß er dich von jetzt an in Ruhe lassen wird, er wird auch den anderen Bescheid sagen. Ich muß nur noch dem Koch ein Wörtchen sagen. Geh' bald ins Bett

und warte nicht auf mich. Ich muß wieder an die Front." Er verabschiedet sich vor der Tür; bevor er geht, sagt er: "Mach dir keine Sorgen. Es ist sehr ruhig heute."

Auch der nächste Tag ist ruhig. Kaum zurückgekommen, beginnt Vic sofort, mit Jakob Karten zu spielen. Ihre immer gleichen Bewegungen rufen in mir ein flüchtiges Gefühl von Sicherheit, von Geborgenheit hervor ... Neben ihnen sitzend, den Kopf in den Händen, überlasse ich mich dem Frieden dieses Augenblicks. Das erste Spiel ist noch nicht zu Ende, als Holler an unsere Tür klopft.

"Na, Sie haben es nicht schlecht hier", läßt er sich hören, nachdem er mir die Hand geküßt und Jakob mit einem kleinen Kopfnicken bedacht hat. "Ich, ich habe nur ein kleines Haus mit einem Strohdach. Aber hier: diese hinreißende Bauerneinrichtung, ein wahres Wunder! Nicht wahr, Doktor?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, redet er weiter: "Ich bin heute gekommen, um mit Ihnen allen, mit meinen lieben und getreuen Gefährten, einen Abend zu verbringen ... Wir treffen uns jetzt gleich, Musik ist da, wir werden ein bißchen tanzen. Ich hoffe, Sie lehnen es nicht ab, bei dieser bescheidenen Tanzerei mitzumachen!" Als ich zögere mit meiner Antwort, fügt er galant hinzu: "Natürlich in Begleitung vom Doktor! Wir treffen uns im Zimmer von Leutnant Klaus, es ist wohl das größte. Also, bis gleich!"

Als Holler gegangen ist, fängt Vic an, im Zimmer hin- und herzuzugehen und vor sich hinzufalchen.

"Ich will nicht hingehen", sage ich.

Vic bleibt vor mir stehen, wendet sich aber dann an Jakob. "Es tut mir leid, wir müssen hingehen. Sie verstehen doch, daß ein Wort von Holler genügt, und Sie beide können nicht mehr länger hierbleiben. Und der erstbeste würde die Gelegenheit nutzen, Sie zu denunzieren ... nur um zu sehen, ob er recht hat mit seinem Verdacht."

Jakob antwortet nicht: er ist ferner denn je.

Bevor ich gehe, heize ich noch einmal nach. Als ich gebückt vor dem Ofen stehe, sagt er: "Wenn ich nicht da wäre, müßtest du das alles nicht machen."

"Du willst sagen: wenn du tot wärst?"

"Ja. Ich denke oft daran."

"Es wäre für uns beide nicht schlecht ... wir hätten Ruhe gefunden."

Als Vic die Klinke von Leutnant Klaus' Zimmertür ergreift, singt drinnen eine näselnde Stimme das Lied von Lili Marleen. Ich bin in Versuchung, alles im Stich zu lassen und mit Jakob davonzugehen, ganz gleich, wohin. Vic muß ahnen, was in mir vorgeht denn er sagt: "Versuch', an etwas anderes zu denken."

Er öffnet die Tür, und die näselnde Stimme begrüßt uns: ... *Wenn wir bei der Laterne steh'n* ... Die tanzenden Paare bleiben eins nach dem andern stehen, wie bei einer Zeitlupenaufnahme, und aller Augen richten sich auf uns. Immer wieder sind dieselben Worte zu hören: ... *wenn wir bei der Laterne steh'n* ... Schwerfällig geht Vic durch den Raum und stellt das Grammophon ab. Die deutschen Offiziere und die Polinnen erhalten den Gebrauch ihrer Glieder zurück. Wie gegen ihren Willen trennen sie sich, machen einige unschlüssige Schritte. Ich stehe noch immer an der Tür. Heinz, die Hand um die Taille einer ganz jungen Frau, nickt mir leicht zu. Holler erhebt sich aus einer Ecke und kommt auf mich zu.

"Sie tanzen den ersten Walzer mit mir, nicht wahr?" Und zu Vic, der die Platte zu prüfen scheint, die er eben vom Plattenteller genommen hat: "Legen Sie uns einen Walzer auf, Doktor!"

Ich lege eine Hand auf die Schulter einer deutschen Uniform, ein deutscher Arm umfaßt meine Taille, zieht mich mit sich fort, zunächst noch langsam im zögernden Rhythmus der ersten Takte, und dann bleibt mir nichts anderes übrig, als mich meinen Beinen zu überlassen, die mich nicht brauchen, – dieses Zimmer sich drehen zu lassen, in dem sich Gestalten ohne Gesicht bewegen, wo bunte Kleider herumschwenken, gegen schwarze und grüne Uniformen gepreßt ... Die Musik hört auf, das Zimmer hält an, und jede der stillstehenden Gestalten erhält wieder ein Gesicht zurück, dessen Augen glänzen, dessen und lächelt. Holler verbeugt sich, murmelt einige Worte, die ich nicht verstehe; ein anderer Offizier kommt auf mich zu, lächelt, sagt etwas zu mir, wieder umfaßt

mich eine deutsche Uniform, und sobald ich die Musik höre, setzen sich meine Beine in Bewegung. Ich sage mir, daß ich jetzt mit einem Offizier der SS einen Tango tanze. Ich tanze Foxtrott, ich tanze Tango mit SS-Offizieren. Den nächsten Walzer tanze ich wieder mit Obersturmführer Holler. Sein Arm preßt sich ein wenig fester um meine Taille. Er beugt sich vor und sagt mir ins Ohr: "... so ein hübsches Mädchen ... glücklich, mit Ihnen zu tanzen ..." – Wo ist Vic? Verzweifelt suche ich ihn mit den Augen. Aber das Zimmer dreht sich, wirbelt um mich mit ineinandergeschlungenen Umrissen. Als mein Tänzer stehenbleibt, entschuldige ich mich und gehe hinaus.

Ein schräger Lichtbalken legt sich auf meine Füße. Ich wage nicht, mich zu rühren. Die Finsternis treibt mich an die Tür zurück. Jenseits davon bricht ein nervöses Lachen ab. Und dann läßt dieselbe näselnde Stimme wieder das Lied von Lili Marleen hören. Blindlings stürze ich in das Dunkel hinaus, immer geradeaus. Die Stimme scheint mich zu verfolgen ... Jeden Augenblick meine ich gegen eine Mauer zu rennen. Ich laufe, ich laufe so schnell ich kann. Meine Beine verwickeln sich im weichen Gestrüpp der Finsternis. Plötzlich gibt der Boden nach. Die Nacht öffnet sich ganz weit, wie um mich in ihre äußerste Tiefe aufzunehmen ...

*Flammen brechen hervor, züngeln rings um mich, Musik dröhnt, schwillt an, schlägt von allen Seiten in Wellen über mir zusammen, als ob sie von ungeheuren Instrumenten herrührte, der gewaltigen Schwingung stählerner Saiten. Die wirbelnden Flammen antworten auf sie. DAS GHETTO BRENNT! sagt jemand hinter mir. Ich drehe mich um, da verbeugt sich Obersturmführer Holler lächelnd: Sie haben mir diesen Walzer versprochen. Sein Arm legt sich um meine Taille und zieht mich mit. Der Tumult verstärkt sich, fürchterliche Stimmen heulen inmitten der Flammen, die näherkommen, immer näher kommen, die sich über uns krümmen ... Hollers Gesicht berührt fast das meine: Es ist ein Vergnügen, mit Ihnen zu tanzen, sagt er. Beide Hände gegen seine Brust gestemmt, stoße ich ihn mit aller Kraft zurück ...*

Vic steht über mich gebeugt und bemüht sich, meine Arme zur Seite zu schieben, mit denen ich verzweifelt um mich schlage. Er hält mir ein Glas an die Lippen.

"Sei vernünftig, Maria, trinke. Du mußt trinken ... Du bist herabgestürzt."

Hinter ihm steht Jakob mit vor Schrecken geweiteten Augen. Vic stützt mir den Kopf, und eine bittere Flüssigkeit rinnt meine Kehle herab. Jakob versucht zu lächeln. Ich sehe, wie sein Kinn zittert.

"Mir ist schon viel besser", sage ich und lächle ihm zu. Das Gewicht meines Kopfes zieht mich nach hinten. Das rote Federbett ragt einen Augenblick hoch über mir empor, bevor es in der Nacht verschwindet.

## DIE LETZTE STUFE

Als sich die Tür hinter uns schloß, haben wir die Welt der Menschen hinter uns gelassen. Beim Hineingehen hatte ich bemerkt, daß es ein Haus wie alle anderen war.

Wir sind allein mit einem deutschen Offizier, der hinter einem Schreibtisch sitzt und uns unsere Taschen leeren läßt. Ich frage ihm, warum man uns hierhergebracht hat. Er steht auf, ohne Eile. Er ist groß, breitschultrig und schmalhüftig, ein schöner Mann, rosig und blond. Er kommt auf mich zu, ruhig, ein angenehmer Anblick. Er ohrfeigt mich zweimal, was in einem Kopf ein sonderbares Geräusch hervorruft, wie von einer Halskette, deren Faden reißt, so daß sämtliche Perlen auf den Boden springen und herumrollen. Dann, ohne sich schneller zu bewegen, setzt er sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Er ruft. Ein ruhiger Ruf, nicht der bei den Deutschen übliche belfernde Schrei. Auch seine Stimme ist angenehm, voll, fast zärtlich.

"Führ sie ab", befiehlt er dem Soldaten, der in der Türöffnung strammsteht.

Wir versinken in den Kellern. Während wir hinuntersteigen, wandern unsere Schatten starr an den Wänden mit uns mit, werden lang, teilen sich, knien nieder, zelebrieren einen düsteren und komplizierten Ritus. Wir biegen in einen Gang ein, wo sich auf jeder Seite beunruhigende Türen aneinanderreihen. Der Soldat hat neue Stiefel an, deren Leder bei

jedem Schritt knarrt. Er bleibt stehen, beugt sich mit rasselnden Schlüsseln vor; ein Schloß knirscht. Er bedeutet mir hineinzugehen. Das Geräusch der sich schließenden Tür ruft in meinem Kopf einen dumpfen Schmerz hervor. Ich drehe mich nach Jakob um, will ihm sagen, daß das alles keine Bedeutung hat, daß wir noch eine Nacht vor uns haben, daß eine Nacht etwas Unermeßliches ist ... da bin ich allein.

Ich werfe mich gegen die Tür, ich schreie. Die Tür geht wieder auf. Der Deutsche steht vor mir, mit drohend erhobener Hand. Jakob legt die Hand auf seinen Arm. Er sagt: "Sie wird nicht mehr schreien. Schlagen Sie sie nicht." Unsicher verharrt der Deutsche; ich schaue Jakob an, eine Sekunde vielleicht ... eine Sekunde, die in sich versinkt und uns trennt. Mein Herz schlägt nicht mehr; ich bin ruhig wie eine Tote. Dann, ehe ich mich versehe, bin ich wieder allein, während sich die Schritte entfernen, um vor einer anderen Tür anzuhalten; sie wird geöffnet, sie schließt sich. Mein Herz hat wieder zu schlagen angefangen, vergeblich bemüht es sich, die Zelle auszufüllen, kämpft mit dumpfen Stößen gegen das Schweigen ... Dieses Schweigen, ich sehe es, wie man den Wind durch das Grün einer Wiese gehen sieht: Wände, Kellerfensterstäbe, Hocker – all das sind Abbilder seines sichtbaren, greifbaren Vorhandenseins. Und es strengt sich an, dieses bißchen unruhige Leben, daß ich in mir trage, zu ersticken – so wie sich über ein Loch, das man in eine gefrorene Pfütze schlägt, bald darauf wieder eine Eishaut legt, die immer dicker wird. Das Schweigen verstärkt seine stille Umklammerung, geduldig bemächtigt es sich meiner. Das ist nicht so übel, man läßt sich einfach gehen, gibt sich auf ... ist nicht mehr vorhanden. Plötzlich kommt mir zu Bewußtsein, daß ich hin- und hergehe und meine Absätze laut aufschlagen. Die Schritte verteidigen mein Leben; und es kommt zurück. Ich sehe es: weißer Hauch, der aus meinem Mund dringt, der zitternd im stummen Raum steht, bevor er sich darin verliert ... und unaufhörlich wiedergeboren wird.

Jetzt spüre ich die Kälte. Ich schiebe den Hocker an die Mauer, unter die Luke. Ich ziehe den roten Regenmantel aus und hänge ihn vor die Stäbe, um die Öffnung, durch die ein eisiger Luftstrom herunterkommt, abzudecken, so gut ich kann. Das Schweigen färbt sich rosig. Ein

schmutzigroter Brodem scheint meinen Lippen zu entweichen. Ich bilde mir ein, daß ich nicht mehr so friere. Ich setze mich auf den Hocker, aber meine Füße erstarren. Wieder fange ich an, herumzugehen.

Ich bin müde, mir wird schwindlig. Langsam verlöscht die rötliche Färbung in der Dämmerung, schwebt noch um den Hocker, ist plötzlich aufgesaugt. Die Zelle löst sich auf in der Tiefe der Nacht. Ich wage nicht mehr, mich zu rühren. Wie eine Faust schließt sich das schwarze Schweigen um mich.

Endlich mache ich einen vorsichtigen Schritt. Tastend suche ich den Hocker. Als ich sitze, ziehe ich meinen Schal heraus, um ihn mir um den Mund zu wickeln und es auf diese Weise wenigstens an einer Stelle ein bißchen warm zu haben. Meine Hände, die in den Manteltaschen stecken, leben noch, aber meine Füße spüre ich nicht mehr. Ich verabreiche mir Schläge auf die Beine. Schenkel und Waden sind vorhanden. Weiter unten jedoch ist nichts. Meine Beine hören an den Knöcheln auf. Ich ziehe die Schuhe aus und taste diese harten und kalten Gebilde ab, die sich dort unten befinden. Ich reibe, massiere, ich zwicke, bis ein leichter Schmerz zu spüren ist. Ich gebe nicht nach, lasse ihm keine Ruhe, ich entfache mattes Glimmen, und so kehren nach und nach meine Füße ins Leben zurück: zu Schmerz und Müdigkeit. Als sie genügend wehtun, ziehe ich die Schuhe wieder an. *Los, aufstehn, gehen!* Ich stoße gegen das undurchsichtige Nichts. Ich richte mich wieder auf, gehe mit ausgestreckten Armen vorwärts. Ich hielt die Zelle nicht für so groß. Mit winzigen Schritten rücke ich vor, bemühe mich, nirgends anzuprallen. Da ist die Tür! Ich taste sie dankbar ab und treten den Rückweg zur Mauer mit dem Hocker an. Die Strecke erscheint mir jetzt viel kürzer. Nachdem ich einige Male zur Tür und zurück gegangen bin, nimmt die Zelle wieder vorstellbare Abmessungen an. Ich brauche keine Arme mehr auszustrecken. Kurz vor dem Hindernis streife ich es leicht mit der Hand und biege ab.

Wie lange werde ich so herumlaufen können? Die Müdigkeit macht mir die Knie weich. Mein Kopf hält schlecht stand. Meine Augen haben doppelte Lider. Manchmal mache ich sie dummerweise auf, wenn ich an die Mauer komme – als ob das zu etwas gut sein könnte. Mich der ganzen

Länge nach auf dem Boden ausstrecken ... Eine kurze Minute lang halte ich die Kälte aus, dann gehe ich wieder. Meine Schuhe machen nicht mehr dieses knappe, entschlossene Geräusch, das das Schweigen besiegt hatte; elend schleppen sie sich dahin. Ich gehe wie in Morast.

Immer noch ist mir, als ob ich gehe, während meine Beine bereits nicht mehr gehorchen. Schließlich sitze ich auf der Erde. Ich ziehe den Schal fester um den Mund. Den Kopf zwischen den Knien, die Arme darumgeschlagen, so rolle ich mich zu einer Kugel zusammen. Aber der Zement des Fußbodens zeigt seine eisigen Zähne und nagt sich durch meine Kleider sacht ins Fleisch. *Steht auf, Dummkopf ... eine Minute, nur eine Minute ...* Ich flüchte.

*Ich springe in die erste Straßenbahn, die vorbeifährt. Ich blinzle mit den Augen in die Lichter; von meinen Nachbarn geht eine angenehme Wärme auf mich über. Der Schaffner sieht mich an.*

*"Zweimal bis zur Endstation." – "Warum zwei?" fragt er mich argwöhnisch. "Ich brauche aber zwei Karten", wiederhole ich, hebe die Stimme. "Nimm eine", sagt Jakob, der neben mir steht. "Ich habe meine schon." Der Schaffner reicht mir ein kleines Buch. "Hier ist Ihre Fahrkarte, gnädige Frau." – "Ich will so eine Fahrkarte, wie alle anderen sie haben", sage ich ärgerlich. Er wird höflich und erklärt mir: "Ich habe heute keine Fahrkarten mehr. Nehmen Sie doch das Buch. Eine Fahrkarte wirft man schließlich weg. Ein Buch ist immer nützlich ... Wenn man sich langweilt, ist es einem doch sehr recht, wenn man etwas zu lesen hat ..." Jakob lächelt dem Schaffner zu. Mir ist, er sei auf dessen Seite, gegen mich; das macht mich wütend. Die Straßenbahn bleibt stehen. "Endstation!" ruft der Schaffner. Um uns herum ist niemand mehr. "Sind Sie ganz sicher, daß das Endstation ist?" frage ich. Als er sich zu mir umdreht, erkenne ich meinen Vater. "Papa ... was machst du denn hier?" – "Ich bin Schaffner," antwortet er, "man muß seinen Lebensunterhalt verdienen." Und ruft dann wieder mit Schaffnerstimme: "Endstation, alles aussteigen!" Ich steige aus. Kaum habe ich den Fuß auf den Boden gesetzt, als die Straßenbahn abfährt und mir dabei wehtut. Um der Bahn nachsehen zu können, die sich hellbeleuchtet entfernt, bemühe ich mich, mein Gleichgewicht wiederzugewinnen, während mein Vater und Jakob mir*

*aus der Bahn lachend zuwinken. Soviel Ungerechtigkeit und Bosheit überwältigen mich. Ich gehe in die Nacht hinaus und pralle gegen ein Hindernis. Ich falle.*

Ich versuche, einen Arm zu bewegen, den anderen – es geht. Aber meine ganze linke Seite ist wie tot, die Füße auch. Plötzlich eine Stimme: "Steht auf ... steh auf!" Mir kommt zu Bewußtsein, daß ich es bin, die da laut redet. Ich ziehe meine Schuhe aus und fange wider an, meine Füße zur reiben. Diesmal dauert es lange, bis der Schmerz kommt. Schließlich bringe ich es fertig, aufzustehen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als herumzugehen. Und ich gehe, zuerst noch schwankend, dann ganz wie von allein. Ich zähle meine Schritte. Mein Körper läuft ohne mich, es gibt niemanden, der seine äußerste Müdigkeit zur Kenntnis nähme. Ich halte mich heraus, bin damit beschäftigt, die Schritte abzuzählen: bis sechs, nochmal bis sechs und noch einmal ... Es gibt keinen Grund, damit aufzuhören. Ich befinde mich nicht in meinen Beinen, also leide ich auch nicht. Meine Schultern tun nicht weh, mein Kreuz auch nicht, ich friere nicht. Zählen ist überaus anstrengend, ich gebe acht darauf, daß ich keinen Schritt verpasse: der Mechanismus würde sonst stocken, durcheinander geraten, würde auf dem tödlichen Boden in sich zusammenbrechen ...

Gewissenhaft bemühe ich mich, diesen Leib, für den ich verantwortlich bin, in Gang zu halten. Manchmal zerreißt bohrende Müdigkeit wie ein Blitz die Zauberformel und stößt mich in taumelnde Erschöpfung, läßt mich halb ohnmächtig zurück. Dann setze ich mich für ein paar Minuten auf den Hocker und bemühe mich, meine Beine unter mich zu ziehen. Ich warte darauf, daß es vorbeigeht. Als mein Herz sich wieder ausreichend mit Ruhe und mit Kälte angefüllt hat, sodaß ich mich nicht mehr darum zu kümmern brauche, nehme ich meine Arbeit dort wieder auf, wo ich damit aufgehört hatte.

Zeitweilig tanzt vor meinen Augen ein roter Fleck. Ich drehe mich um: wieder ist es schwarze Nacht. Sechs Schritte: der rote Fleck kommt zurück; sechs Schritte: er verschwindet. Schließlich haftet die Farberscheinung oben an der Mauer, gegenüber der Tür. Allmählich zerfällt die Finsternis. Die Umrisse der Zelle treten wieder hervor, zunächst noch wie tastend,

unentschieden, bis sie ihre Gestalt zurückerhalten hat. Und mit der Nacht löst sich das Schweigen auf. Geräusch von Schritten, von Türen wird auf dem Gang laut. Stimmen treiben hin und her. Ich nehme meinen erschöpften Körper wieder in Besitz. Der eisige Tag entblößt mich, gibt mich preis, macht mich von neuem verwundbar, hilflos.

Die Tür öffnet sich. Der Soldat steht vor mir. Er reicht mir einen Becher Kaffee und ein Stück Brot. Ich bin ganz bescheiden: "Bitte, wie geht es dem Mann, der mit mir gekommen ist?"

Und das Wunder geschieht: er antwortet. "Es geht ihm gut. Er hat seinen Kaffee schon getrunken."

Ich danke ihm. Er macht einen Schritt vorwärts und geht in das rötliche Halbdunkel hinein: er hat meinen an der Zellenluke befestigten Regenmantel bemerkt. "Ich werde Ihnen Scheiben einsetzen."

"Und bei ihm?"

"Es sind sonst überall Scheiben."

Er geht. Ich wärme mir an dem Becher die Hände. Die Wärme des Kaffees dringt in mich ein. Ich trinke und esse. Jetzt kann ich länger sitzenbleiben. Dann schleicht sich etwas unter die Mattigkeit und die Kälte, läßt mich vergessen, daß ich schwach bin und daß ich friere: Ich spüre mein Herz links in der Brust. Ich warte. Ein bißchen Kaffee und ein Stück Brot haben genügt, um mein Denken wieder in Gang zu setzen. Und als dann auf dem Gang Schritte hallen, weiß ich, daß das für mich ist. Als der Soldat eintritt, stehe ich schon neben der Tür.

"Kommen Sie," sagt er, "man will Sie sprechen da oben." Er ist nicht böse. Er ist grau, gleichgültig.

Ich gehe hinter ihm den schlecht beleuchteten Gang entlang, die Treppe hinauf, die wir gestern hinunterstiegen. Wieder vollführen die Schatten an der Wand ihren tanzenden Umzug. Meine Knie schmerzen und die Stufen scheinen unglaublich hoch. Vor meinen Augen heben sich die Stiefel des Soldaten mit jener Gleichmäßigkeit, die ein Ergebnis des Drills ist. Und so langsam, wie es Alter und Müdigkeit mit sich bringe. Sie machen keinen Lärm mehr; vielleicht hat er sie heute morgen eingefettet.

Oben empfangen mich Licht und Wärme. Der schöne blonde Offizier steht neben dem Schreibtisch. Auf seinem Platz sitzt ein anderer. Kein so angenehmer Anblick. In einem roten, von Fett überwucherten Gesicht scheinen die Augen sich darüber zu ärgern, daß sie nicht aus den Höhlen treten können. Er preßt die Lippen zusammen, manchmal beben seine Hängebacken. Der schöne Offizier befiehlt mir, mich zu setzen. Und ich setze mich auf den Stuhl, beiden gegenüber. Träge überlasse ich mich der Wärme. Sie sprechen leise, schlagen in Papieren nach. Ich sehe sie wie durch das andere Ende eines Fernglases: weit weg, sehr weit weg. Mir ist warm, ich werde schläfrig. Verzweifelt kämpfe ich gegen die herabsinkenden Lider an. Meine Augen schließen sich. Ersticktes Stimmengeräusch schläfert mich vollends ein. *Ich stelle mir vor, daß ich krank bin, in einem großen weiten Bett liege: besorgt und zärtlich beugt sich jemand über das Kopfende meines Bettes, bewegen sich andere Menschen leise und schweigend im Zimmer umher.* Ein Stempel knallt auf den Schreibtisch. Ich schrecke auf. Beide sind da, sehen mich an, ganz nahe, berühren mich fast, ich weiche zurück auf meinem Stuhl. Der schöne Offizier spricht ganz sanft mit mir. Er bietet mir eine Zigarette an, beugt sich zu mir hin, läßt die Flamme eines Feuerzeugs aufzucken. Er ist so jung. Man könnte meinen, einen netten jungen Mann vor sich zu haben, der als Soldat verkleidet ist. Ganz rosig vor Sauberkeit ... Ja, er ähnelt Rolf Mücke. Zum erstenmal denke ich an Vic, an alles, was mit uns geschehen ist, als während seiner Abwesenheit die beiden deutschen Gendarmen erschienen und uns hierher brachten. Es war vor langer Zeit, so lange her, daß es keine Bedeutung mehr haben kann.

Noch immer spricht der Offizier zu mir. Er sagt, daß er sehr wohl weiß, was Krieg heißt, daß jeder seinem Land dienen müsse. Nichts sei natürlicher, achtenswerter. Da sie aber völlig im Bilde seien, könne ich jetzt nichts Besseres tun als die Wahrheit sagen. Bestimmt gebe es noch Möglichkeiten, um uns zu verständigen. "Verstehen Sie?" fragt er mich.

"Ich verstehe überhaupt nichts und das ist die reine Wahrheit."

Er wischt meine Antwort beiseite. "Alles, was ich von Ihnen wissen will, sind die Namen Ihrer Verbindungsleute und wo sie sich befinden."

"Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was Sie von mir wollen", antworte ich wahrheitsgemäß.

Von seinem Kollegen kommt ein ungeduldig-aggressiver Ausruf; er macht ihm jedoch ein Zeichen mit der Hand: "Einen Augenblick."

Dann wendet er sich wieder mir zu: "Ich bin mir klar über Ihre Lage und ich respektiere Ihr Schweigen. Aber Sie müssen uns ebenfalls verstehen. Auch wir lieben unser Vaterland und dienen ihm. Bedenken Sie, daß wir ihre Auskünfte brauchen – und daß wir sie bekommen werden."

Er macht eine Pause und fährt fort: "Wir werden sie bekommen, ganz gleich, auf welche Weise. Zum letzten Mal, in Ihrem eigenen Interesse fordere ich Sie auf: sprechen Sie! – Fest steht, daß der JUDE, mit dem Sie zusammengearbeitet haben, alles sagen wird. Also?"

Ich atme den Rauch ein, tief. Natürlich wissen sie zwischen, daß Jakob Jude ist. Damit ist alles zu Ende. Der Rest, aus dem ich nicht schlau werde, ist mir völlig gleichgültig.

"Wissen Sie, was das ist?" fragt er mich und entfaltet vor meinen Augen ein großes Blatt Papier. Jetzt verstehe ich. Das ist die Karte, die Vic gefunden hatte und auf der die Minenfelder eingezeichnet sind; er hatte sie mitgebracht, um sie zu studieren Sie halten mich für eine russische Spionin. Unter anderen Umständen hätte ich mich geschmeichelt gefühlt. Aber was hat das jetzt zu sagen.

"Hören wir auf damit!" schreit der Fette hinter dem Schreibtisch. "Bringen Sie sie zum Sprechen und Schluß!"

"Tut mir leid," sagt der schöne blonde Offizier noch einmal: "Sie haben es gewollt." Wie bei einem Zauberkunststück bringt seine Hand einen dünnen Stock aus biegsamem Holz um Vorschein, der mit Metallringen besetzt ist. Es ist grotesk, daß ich hier sitze und eine Zigarette rauche; ich lege sie in den Aschenbecher und stehe auf.

"Ziehen Sie sich aus", befiehlt er.

Ich lege meinen Mantel ab, den Pullover.

"Ganz!"

Als nächstes ziehe ich Schuhe und Hosen aus .. Ich habe nichts mehr an als die Unterwäsche.

"Ganz, habe ich gesagt."

Ich rühre mich nicht. Mit einer heftigen Bewegung reißt er mir das Hemd ab, das zu Boden fällt.

"Heben Sie es auf!"

Ich bücke mich – und der Stock brennt auf meinem Rücken. Ich richte mich wieder auf, außer mir.

Sämtliche Demütigungen, sämtliche Gemeinheiten brechen über mir zusammen, denen ich bis jetzt ausgesetzt war. Ich weiß, daß ich weiterhin feig sein, mich demütigen könnte, wenn es nur einen Schimmer Hoffnung für Jakob gäbe. Aber das ist vorbei. Ich bin frei, frei, um zu hassen und meinem HASS Ausdruck zu geben. Eine finstere Lust überschlägt sich in mir, stachelt meinen Hochmut, meinen Stolz und meine Phantasie an. Ich schaue beide an. "Ich weiß nichts von diesem Plan, ich habe nichts mit den Russen, nichts mit Spionen zu tun! Aber ich bedauere es. Ich bedaure es von ganzem Herzen. Ich habe nur an mich gedacht, an mein kleines, persönliches Leben. – Wenn ich nur für Ihre Vernichtung gearbeitet hätte!"

Die Gerte pfeift und beißt wieder zu.

"Glücklicherweise gibt es dafür andere außer mir, viele andre. Ihr seid erledigt und ihr wißt es! Und ich, ich weiß es auch. Es tut gut, das zu wissen!"

Bei dritten Schlag brennt mein Rücken wie Feuer. Ich bemühe mich, aufrecht stehenzubleiben. Aber es tut fürchterlich weh. Und jedesmal, wenn der Stock wieder heruntersaust, glaube ich, den äußersten Schmerzgrad erreicht zu haben. Es scheint mir unmöglich, noch mehr ertragen zu können –ich müßte dann das Bewußtsein verlieren. Ich erwarte diesen Augenblick, ich flehe ihn herbei, aber er kommt nicht. Da entschieße ich mich, der Natur etwas nachzuhelfen: Ich lasse mich fallen. Ich nehme das junge Gesicht über mir wahr, rosig und glatt, jetzt mit geblähten Nüstern, zurückgezogenen, die Zähne freigebenden Lippen, außer sich vor Vergnügen. Eine Welle von Schmerz und Ekel schwemmt über mich. Ich schließe die Augen. Jetzt ist es ein weißglühender Bolzen,

der auf meinen Rücken herunterstürzt. Instinktiv versuche ich, den Schmerz abzuschwächen, mich zu entspannen, meine Muskeln locker zu halten ... Lächerlich; der Schmerz dringt bis in die kleinste Faser meines Leibes.

"Das genügt", sagt schließlich die Stimme des anderen.

Ein letzter, besonders heftiger Schlag klatscht auf mich herab. Ich bin nicht mehr in der Lage aufzustehen. Der schöne Offizier ist mir freundlich behilflich. Ich finde mich auf dem Stuhl wieder, das Hemd in Händen. Vergeblich versuche ich, es mir überzustreifen. Besorgt sagt der Deutsche zu mir: "Sie können das nicht so anziehen. Die Wunden könnten sich infizieren. Das wäre unklug. – Bewegen Sie sich nicht."

Mit behutsamen, geschickten Bewegungen wäscht er meinen Rücken und desinfiziert meine Wunden. An der Wand befindet sich eine kleine Apotheke, zum Bersten voll, der er Fläschchen, Mull, Watte entnimmt.

"Tut es Ihnen nicht zu weh?" fragt er, während er mich verarztet.

Jetzt beginne ich wirklich Angst zu bekommen. Diese besorgten Worte, geäußert von einem Menschen, der die Wunden verbindet, die er selbst geschlagen hat: wo sonst wäre das möglich als im Gehirn eines Irren?

Jetzt hilft er mir beim Anziehen und sagt: "Das war nur der Anfang. Überlegen Sie."

Der Soldat von vorhin führt mich zurück, beim Hinuntersteigen halte ich mich an der Wand fest. In der Zelle, in die er mit hineingeht, gibt er mir eine Zigarette und sagt: "Ich habe Fensterscheiben eingesetzt."

Ohne weitere Worte geht er hinaus. Ich breite meinen Regenmantel auf dem Boden aus und lege mich auf den Bauch.

Meine Kleider stören. Bei der geringsten Bewegung schrillt der Schmerz in meinem Rücken. Ich weigere mich, ihn anzuerkennen, bleibe liegen, rauche die Zigarette. Trotz der Scheiben beginnen meine Füße zu erstarren. Ich stehe auf und versuche zu gehen, aber die Schmerzen sind zu stark. Nachdem ich den Schal wieder um den Mund gebunden habe, strecke ich mich von neuem aus, den Kopf zwischen den Armen. Und jetzt entspinnt sich ein endloser innerer Dialog:

"Ich kann nicht mehr ... Ich kann nicht mehr ... Ich werde gleich schreien." – "Aber nein, das geht vorbei. Die Wunden sind noch ganz frisch. Warte, hab' ein bißchen Geduld! Rühr' dich nicht, entspanne dich ... Siehst du, es geht schon besser." – "Es geht überhaupt nicht besser! Es tut noch mehr weh!" – "Na, na, hör' mal, wenn du dich aufregst, wird es erst recht wehtun. Laß einfach alles gehen. Versuch' ein bißchen zu schlafen, nur ein kleines bißchen ..."

Da jetzt Fensterscheiben vorhanden sind, ist es kein so großes Wagnis mehr, einzuschlafen. Aber wie einschlafen mit diesen Schmerzen, die sich in meinen Rücken verkrallt haben? Und wozu ihnen zureden? Schmerzen nehmen keine Vernunft an. Sie sprechen und verstehen nur ihre eigene Sprache. "Laßt mich schlafen", sage ich zu ihnen, die niemals schlafen. Aber alles in allem: ist es nicht besser, daß sie da sind, daß sie mich in Atem halten? So entstehen wenigstens keine Gedanken. Krallen und Zähne in meinen Rücken geschlagen, galoppieren die Schmerzen, wilde Jäger mit irrem Blick, die die letzten Kräfte ihres Reittiers aufstacheln ... Und je mehr ich mich empöre, um so schlimmer ist es für mich. Aber nicht weniger schlimm, wenn ich schwach werde: Sie merken es, wenn ich im Begriff bin, den Kampf aufzugeben, bereit bin, mich jagen zu lassen, wie es ihnen gefällt, den Schmerzen, mit ihnen zu heulen ihre Raserei noch zu verstärken. – Jetzt bäume ich mich auf, sage mir: Da ist nichts, es sind nur Schmerzen! Und der Kampf beginnt von neuem, sie heulen und ich beschimpfe sie. Sorgfältig suche ich die unanständigsten Worte zusammen, die ich kenne: "Geile Böcke", sage ich zu ihnen, "Drecksäcke! Schmierige Gangster! ... Was glaubt ihr denn, daß ihr seid? Armselige feige Dummköpfe!" Mit einem Sprung stehe ich auf. Aber sie lassen nicht locker. Im Gegenteil, sie verkrallen sich noch fester, wühlen, zerfetzen. Folgsam lege ich mich wieder hin, flach auf den Bauch, wie sie es wollen. Ihr Griff läßt etwas nach ... Ein starkes Gefühl der Erleichterung. Dann, ihrerseits vielleicht erschöpft, ziehen einige ihre Krallen zurück. Ich seufze vor Wohlbehagen und schlafe ein.

Jemand ist da. Jemand bewegt sich, geht ... Schlaftrunken bleibe ich noch einen Augenblick still liegen. Dann mache ich ein Auge auf. Ich versuche, eine Bewegung zu machen: nichts behindert mich. Ich warte noch ein bißchen, zweifle daran, wirklich befreit zu sein. Vorsichtig richte ich mich auf. Neben mir dampft eine dicke Suppe in einem Blechteller. Ich setze mich und esse. Die Suppe ist heiß und gut. Ich merke wohl, daß mich die Schmerzen noch nicht endgültig verlassen haben. Sie halten sich im Hintergrund, beobachten mich aufmerksam. Ich spüre, sie sind bezwungen, und empfinde plötzlich etwas wie eine verrückte Zärtlichkeit für diese einzigen Gefährten des Menschen ... in so einer Lage. Tränen kommen mir in die Augen; ich habe Mitleid mit ihnen, um mir nicht eingestehen zu müssen, wie ich mich selbst bemitleide. Ich stelle den leeren Teller zurück, und schüchtern ritzt ein Schmerz meinen Rücken ... die Krallen noch eingezogen. Er will mich daran erinnern, daß sie noch da sind. Eine ganze Weile beobachten wir einander, ohne große Feindseligkeit. Wir fangen an, uns aneinander zu gewöhnen. Manchmal läßt eine heftigere Berührung mich zusammenzucken; dann sage ich mir, daß es in der Natur der Schmerzes liegt, Krallen zu haben und sie zu benutzen.

Da werde ich aufmerksam auf Schritte; ich presse das Ohr ans Schlüsselloch. Es ist der Soldat. Die Schritte halten gegenüber an. Gott sei gelobt: das ist nicht für IHN. Seine Zelle ist weiter weg. Eine Tür wird geöffnet.

"Komm", sagt eine unpersönliche, gleichgültige Stimme.

Die Antwort trifft mich wie ein Ball mitten ins Gesicht: "Ich gehe nicht! Ich gehe nicht mehr! Es kotzt mich an, kotzt mich an ..."

Der Schrei klettert immer höher, gellt, hat nichts Menschliches mehr an sich. Ohrfeigen klatschen in regelmäßigen Abständen. Der Schrei bricht ab, wie abgeschnitten. Schweigen. Dann höre ich, wie die Tür wider geschlossen wird und auf dem Gang sich Schritte entfernen: die gleichmäßigen des Soldaten und schleppende Schritte von jemand anderem.

Wie kindlich mir die Revolte dieses Gefangenen vorkommt. Hat er denn noch nicht verstanden? Er verhält sich, als ob er noch einer Welt angehöre, in der menschliche Reaktionen Sinn haben. Wo man gegen Unglück, Krankheit, die gewöhnlichen Übel ankämpfen kann. Dort läßt sich dem Hochmut entgegenreten, der Lüge und den Illusionen, dem Zorn und der Verschlagenheit; Seelengröße hat Sinn, Sanftheit, Verzicht oder sogar Selbstmord kann Sinn haben in dieser Welt. Aber hier? Wir sind in einen Abgrund gestoßen worden, und wir fallen. Man kann nichts anderes tun, als sich fallen zu lassen. Zusammenschrumpfen, sich zusammenkauern, eine glatte, harte, fühllose Kugel werden, alles Menschliche aufs Äußerste beschränken. Unnötige Bewegung vermeiden, auflösende Gedanken, anstrengende Hoffnungen vermeiden, sorgfältig die Seele verschließen, bis sie wieder benötigt wird. Wenn sich doch der Erstarrungszustand der Tiere im Winterschlaf erreichen ließe ... Nein, man kann nichts anderes tun als darauf warten, daß man in der Tiefe ankommt. Aber siehe da: man will sich anklammern. Möchte den Fall aufhalten. Versteift sich. Ich werde wieder hinaufklettern, sagt man sich, ich werde wieder dorthin zurückkehren, wo ich war. Ich werde mein kleines Leben weiterleben, Sommer wie Winter, das, was angemessenerweise das Leben ausmacht: Essen, schlafen, dulden – aber in menschlichem Ausmaß, innerhalb des Erlaubten und Gewohnten. Das Leid wird in kleinen Portionen zugeteilt, und man hat die Aussicht, daß vielleicht jene, die gerade nichts auszuhalten haben, ein wenig freundlich zu einem sind. Dann kann man seinerseits ein wenig freundlich sein; das ist köstlich, das gibt ein solches Gefühl der Sicherheit. Ach, welche Befriedigung einem durch ein gutes und mitleidiges Herz zuteil wird! ... So stellt sich jedes Wesen auf diese weise eingerichtete Welt ein, wo Freude und Kummer, um das Leben erträglich zu machen, sich das Gleichgewicht halten: wo man Schläge empfängt, wo man aber auch welche austeilen kann. (Gott sei Dank findet sich immer einer, der schwächer ist als man selber.) – – Aber der Fall geht weiter, und an den glatten Wänden des Schachtes brechen einem die Nägel. Man versucht alles, um wenigstens den Fall zu bremsen. Da geht es mir wie den anderen

und deswegen bin ich noch am Leben. Wenn ich mich hätte fallen lassen vergangene Nacht, wenn ich unter der Eisesluft eingeschlafen wäre ... Aber siehe da, ich habe mich festgekrallt an dieses Leben.

Auf dem Gang hallen Schritte. Die Tür geht auf. Herein dringt zunächst die Stimme des Wachtpostens: "Stellt es hierher."

Dann zwei Männer mit rasierten Köpfen, die ein Holzgestell tragen, einen Strohsack und eine braune Decke. Sie stellen das, was mir als Bett dienen soll, an die Mauer. Sie machen es langsam, ohne mich aus den Augen zu lassen. Sie haben sonderbare weiße Gesichter, die ihnen bereits nicht mehr zu gehören scheinen, die sie bald ablegen werden als etwas Überflüssiges, Störendes. Aber ihre Augen leben noch und klammern sich an mich. Sie jagen mir Angst ein. Sie haben nichts gemein mit den Männern, mit denen ich bisher verkehrte. Sie sind bereits von einer anderen Gattung. Was für eine Grenze, die ich noch nicht einmal erreicht habe, haben sie überschritten? Warum sehen sie mich so an? Was erwarten sie von mir?

Der Soldat steht an der Tür. "Schneller!"

Hintereinander gehen sie hinaus, schweigend. Wieder bin ich allein, aber das Bild eines nackten Schädels ist bei mir geblieben, und was sich darunter herausgeformt, ist Jakubs Gesicht, das mich mit demselben Ausdruck der Erwartung anblickt. Und ich weiß, daß ich nichts mehr für ihn tun kann: nichts. Ich habe wieder angefangen, hin und her zu gehen. Ich tue so, als wüßte ich nichts von dem Bett. Jedesmal, wenn ich hinkomme, wende ich die Augen ab, schaue woanders hin. Ich ziehe ein Bein nach. "Warum diese Komödie? Man weiß, daß du gehen kannst. Wem willst du zeigen, daß du darüberstehst, wenn man dir einen Gefallen erweist? Du kommst um vor Kälte, und schließlich wirst du dich auf jeden Fall auf diesen Strohsack fallenlassen. Warum also nicht gleich?" Eigensinnig laufe ich weiter im Zimmer herum. "Hast du noch nicht verstanden, daß das, was du auch immer tust, nicht die geringste Bedeutung hat? Lächerlich. Kindisch. Du mußt dich ausruhen! Sonst ist das, was dann wieder hinaufkommt zu diesen blonden Bestien, nichts als

eine Jammergestalt. Das ist ein vernünftiger Grund, sich hinzulegen. Ein ausgezeichneter Grund!" Ich bleibe stehen. Ich fasse den Strohsack an, versuche ihn mit der Hand einzudrücken. Er ist dick, fest gestopft. Ich ziehe meine Schuhe aus und stelle sie sorgfältig nebeneinander, ganz gerade, wie es immer meine Gewohnheit gewesen ist. Ich breite die Decke aus, schlage sie ein, lege den Mantel darüber, lege mich hin und ziehe mir das Ganze über den Kopf. Aber ich habe das Gefühl, daß ich noch mehr friere als vorher. In der Tasche meiner langen Hose stößt meine Hand auf ein Päckchen. Ich ziehe es heraus, schaue nach. In einer Papiertüte ein paar farbige Bonbons ... Bonbons! Ich zähle sie: es sind zehn. Wenn ich jeden Tag einen Bonbon nehme, ergibt das zehn Tage. Zehn Tage *was?* – Ich kann wohl nie aufhören, mich anzuklammern. Zornig nehme ich drei Bonbons und stopfe sie in den Mund. Drei Tage weniger.

Die Knie bis ans Kinn heraufgezogen, die Decke über dem Kopf, so wärme ich nach und nach das Bett mit meinem Atem. Noch klapperte ich mit den Zähnen, aber die letzten Schauer, die mich schütteln, rühren schon von der entstehenden Wärme her wie von der abnehmenden Kälte. Mein Rücken tut nicht mehr so weh. Die Bonbons zergehen köstlich, und ich bemühe mich, die Zunge still zu halten, um so lang wie möglich etwas von ihnen zu haben. Ich schlucke süßen, parfümierten Speichel. Schon spüre ich mich nicht mehr, beginne zu schweben – als das Geräusch von Schritten mich brutal zurückholt auf meinen Strohsack. Ich presse die Lider auf die Augen. Das geht mich alles nichts mehr an! Aber gegen meinen Willen schlägt meine Hand die Decke zurück, der Körper richtet sich auf. Die Schritte halten an. Es sind mehrere. Ich höre, wie die Tür mir gegenüber aufgeht. Die Kälte nagt mein Gesicht an, sodaß ich mich wieder hinlege. Ich versuche, dieselbe Stellung wie vorher zu finden. Da schreit eine Frau: "Nein!!" – Ich vergrabe mich unter der Decke und verstopfe mir die Ohren. Aber die Stimme dringt durch die Tür, sucht mich, findet mich, schleicht sich unter die Decke, unter meine Hände, in meinen Kopf.

"Nein ... nein! Nein ...!"

Die Tür meiner Zelle wird geöffnet. Ich rühre mich nicht. Ich weiß nicht mehr, ob es eine fremde Stimme ist oder ob ich es bin, die NEIN! schreit. Die Tür wird zugeschlagen, dann wird alles still. Wieder schlage ich die Decke zurück und hebe mich in die Höhe.

Sie steht neben der Tür, grauhaarig, ein faltiges Gesicht, die Hände ineinander geschlungen. Sie bemerkt mich im selben Augenblick wie ich sie und sagt: "Sie haben ihn mit den Händen an einem Ring festgebunden. Sie haben ihn geschlagen ... Ich mußte zusehen ..."

Sie wendet sich ab und preßt das Ohr an die Tür. Dann sagt sie: "Man hört nichts mehr. Er ist tot."

Das sagt sie ganz ruhig, fast gleichgültig. Sie macht zwei Schritte auf mich zu.

"Er war erst neunzehn." Jetzt hat sie ihre wirkliche, verzweifelte Stimme wiedergefunden. In ihrem Körper, der wie gelähmt scheint, ist etwas in Bewegung ... wächst ... etwas, das diese erstarrte Hülle gleich sprengen und die Zelle durchzucken wird, etwas, das mich mitreißen könnte, mich davontragen ... Ich will das nicht, ich antworte: "Jeden hier erwartet das. Wenn er tot ist, leidet er nicht mehr."

Sie hört mir zu und nickt mehrmals mit dem Kopf, als ob sie mir rechtgeben wollte. *Mein Gott, warum bleibt sie so stehen, warum rührt sie sich nicht?* Ihr Arme hängen am Leib herunter. Ich stehe auf, ziehe meine Schuhe, den Mantel an. Ich gehe zu ihr hin, nehme sie bei den Schultern und schiebe sie zum Bett hin. Sie leistet keinen Widerstand. Sonst hätte ich sie mit Gewalt hingeschleppt – um nicht mehr zusehen zu müssen, wie sie mitten in der Zelle dasteht wie für die Ewigkeit. Ich bringe sie dazu, sich aufs Bett zu setzen.

"Legen Sie sich hin; ich decke Sie zu."

Aber es ist, als ob sie mich nicht verstünde. "Ich habe ihn zuerst nicht erkannt," spricht es aus ihr, "sie haben ihm den Kopf rasiert."

... Da, da geschieht es. Ich kämpfe nicht mehr. Folgsam setze ich mich neben sie, und irgendwo ist da Jakob: mit geschorenem Kopf. Ich klappere mit den Zähnen. Ich denke (oder ich sage es ihr?), daß sie bestimmt Jakob auch den Kopf rasiert haben, daß sie ihn bestimmt auch töten werden ...

und daß sie nicht hätte hierherkommen dürfen und mich entmutigen und mir meine letzten Kräfte zu nehmen. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich habe Angst vor Menschen, die den Tod anderer in sich tragen ...

Jetzt scheint sie mich wirklich zu sehen. Sie sagt zu mir: "Niemand kommt hier heraus. Wie er. Genausowenig wie er." Ich spüre, wie sich eine Flamme in ihr entzündet, die sie wieder belebt. Ihr Sohn ist nichts der einzige. Die anderen werden ebenfalls sterben. Wir alle werden auch leiden müssen. Und sterben müssen. Wir sind nicht alleine. –

Ein schmutziges Grau, das an tausend Orten herumgezogen zu sein scheint, bevor es sich hier ausbreitet, verfinstert die Zelle. Der Posten kommt. Er stellt zwei mit Suppe gefüllte Blechteller hin, dazu ein großes Stück Brot. Stumm verschwindet er wieder. Die Frau bewegt sich nicht. Die Suppe dampft. Ich habe Hunger und friere. Aber ich wage nicht, aufzustehen und vor ihr zu essen. Die Minuten verstreichen, die Suppe dampft immer weniger.

"Die Suppe wird Sie wärmen", sage ich scheinheilig.

Ohne zu antworten, schüttelt sie den Kopf. Ich wußte, daß sie sich weigern würde, aber ich hoffte immerhin, daß sie sagen würde, daß ich essen solle, wenigstens ich. Aber sie sagt es nicht. Die Teller dampfen kaum noch. Ich werde wütend. Ich stehe auf und setze mich neben die Tür, mit den Rücken zu der Frau. Die Suppe ist noch lauwarm. Ich leere beide Teller, gehe dann mit dem Stück Brot zurück und setze mich aufs Bett. Dort, neben ihr, verschlinge ich das Brot bis auf den letzten Krümel. Die Frau ist ein Teil der Nacht geworden. Ich falte die Decke doppelt und lege sie ihr um die Schultern. Um mich loszukaufen. Die Suppe und das Brot liegen mir auf dem Gewissen.

Wieder sind die Schritte des Postens zu hören, ächzt die Tür von gegenüber. Da wirft sich die Frau übers Bett und bricht in Schluchzen aus. Fast fühl ich mich erleichtert. Es ist besser, als wenn sie stumm dasitzt, ohne sich zu rühren, allein mit dem Tod. Dann höre ich ein Geräusch, als würde ein Eimer Wasser ausgeleert. Und gleich danach ein Stöhnen. Der Posten entfernt sich, – jedoch habe ich kein Schließen der Tür gehört. Das

Stöhnen wiederholt sich, wird stärker. Die Frau richtet sich auf. Ihre Hände suchen mich in der Nacht, umklammern mich. "Er ist nicht tot", sagt sie: "Er leidet noch."

Und an jedem Klagelaut ihres Sohnes habe ich teil, durch sie, die sich jedesmal stärker an mich klammert. Zu Beginn war es noch ein Mensch, den man stöhnen hörte. In dieser Stimme, die keine Sprache mehr hatte, war noch die Schwäche eines Menschen, Schmerz und Ohnmacht, ein Schrei um Hilfe, manchmal das Aufzucken des Protests. Dann verändert sich die Stimme; nichts Menschliches bleibt mehr in ihr. Es ist der Schrei eines zu Tode verwundeten Tieres. Die Schreie gehen weiter, in immer kürzeren Abständen, bis sie zu einem langen Heulen verschmelzen.

Die Frau läßt mich los und sagt ganz ruhig: "Würden Sie an die Tür schlagen und den Posten rufen?"

"Aber Sie wissen doch, daß das nichts nutzen wird."

"Doch, doch," sagt sie, "das ist so ausgemacht. Sie warten auf mein Zeichen ... Ich werde sprechen, Ich hätte sofort sprechen sollen."

"Wieso – ?"

"Sie wollen die Namen der anderen wissen, denen die Flucht geglückt ist. Der Sohn meiner Schwester war dabei. Aber ich werde ihn auch angeben. Ich werde die ganze Welt angeben ..."

Ich rühre mich nicht, versteinert: Wenn sie mit Jakob dasselbe machen ... natürlich: ich werde alles sagen, was sie wollen. Aber das ist nicht so einfach. Sie kann sagen, was sie weiß, ich nicht: weil es nichts von dem gibt, was sie von mir hören wollen.

Die Frau geht zur Tür und schlägt zweimal kräftig mit der Faust dagegen. Aber man könnte meinen, die Schreie bemühen sich, das Zeichen der Frau zu ersticken. Plötzlich bricht die Stimme ab ... Endlich öffnet sich die Tür. In dem Viereck aus Licht hebt sich der Umriß des jungen Offiziers ab. "Sie möchten ins Büro hinaufkommen?"

Ich sehe sie von hinten. Ein kleiner, schwächtiger Schatten, etwas gebeugt. Sie antwortet nicht.

"Sie haben sich wohl noch nicht entschieden", sagt der andere und schließt die Tür wieder. Ich höre die Frau sprechen: ein kaum hörbares

Murmeln, inbrünstig, wie in einem Gebet. Ich gehe zu ihr hin, will sie zum Bett zurückführen. Da verstehe ich, was sie sagt.

"Mein Gott, laß ihn wirklich tot sein. Mein Gott, laß ihn tot sein ..."

Ich gehe allein zum Bett, lege mich hin und ziehe die Decke über mich. Ich werde nicht mehr den Mut haben, mich dieser Frau zu nähern. Von neuem ist das Geräusch ausgeleerten Wassers zu hören. Dann Stille.

Die Frau schreit: "Sie haben ihn umgebracht!"

Wieder ein Schwall Wasser. Schweigen. Die Frau kommt leise zum Bett. Da lebt die Stimme wieder auf, die ausgelöscht schien, eine grauenhafte kleine Stimme ist es jetzt. Unkenntlich, entringt sie sich dem zerstörten Leib. Die Frau horcht. Dann, ohne eine Bewegung zu machen, schreit sie: "Öffnen Sie mir, ich werde sprechen!"

Und sofort geht die Tür auf. Ich ahnte, daß der Offizier dahinter stehengeblieben war und wartete. Die Frau geht auf ihn zu, dringt in das Licht ein. Sie hebt ihr kleines, demütiges Gesicht zu dem Deutschen empor und sagt: "Binden Sie ihn los, Herr Offizier, ich werde sprechen!"

"Sie werden beide freigelassen", sagt der Deutsche. Und ich errate ein freundliches Lächeln um seine Lippen. Die Tür schließt sich hinter ihnen. Ich seufze vor Erleichterung. Das Stöhnen drüben ist wieder menschlich geworden. Sie müssen ihn losgebunden haben.

Der Tag ist gekommen. Er trennt die einzelnen Stäbe vor der Kellerluke voneinander. Schritte hallen. Ich horche an der Tür: Stille auf dem Gang. Dann begreife ich: der Lärm kommt von draußen. Ich klettere auf den Hocker, halte mich an den Stäben und hebe mich auf die Zehenspitzen. Ein kleiner viereckiger Hof, zwei Soldaten, die einen Mann mit rasiertem Kopf herschleppen. Gott sei gelobt: er ist klein und mager. Die leblosen Beine werde von dem nach vorn gebeugten Leib nachgeschleppt. Manchmal stützen ihn die Soldaten und ich sehe, wie sich die Beine vom Boden gelöst haben. An der Mauer angekommen, lassen sie ihn dort liegen und gehen zurück. Ich sehe sie von hinten. Der Mann rührt sich nicht; er ist wie an die Mauer genagelt. Sein Gesicht kann ich nicht erkennen, nur der rasierte Kopf hebt sich deutlich ab. Dann spielt sich

alles so schnell ab, daß ich meine, den Mann zusammensacken zu sehen, noch bevor ich den Knall höre. Ich lasse die Stäbe los, der Hocker unter meinen Füßen schwankt. Ich lande mit den Knien auf dem Fußboden. Zum ersten Mal vergesse ich mich und vergesse Jakob ... ich weine über das formlose Häufchen, das da drüben im Hof liegt, an der Mauer.

Als ich wieder aufstehe, nimmt der neue Tag von mir Besitz. Ich bin überzeugt, daß es der junge Mensch war, der in der Zelle gegenüber die ganze Nacht litt ... Seine Mutter wird ihn beweinen, sie wird unglücklich sein, aber ein Unglück ist immer noch etwas, das einem gehört. Dann trinke ich den warmen Kaffee, den der Posten gebracht hat, und esse das Brot. Und als er wiederkommt, um mich zu holen, folge ich ihm auf dem Weg, der mir schon vertraut ist. –

Ein großer Wandschirm verdeckt einen Teil des Raums. Der schöne Offizier scheint gerade einem Bad entstiegen zu sein, so sauber und rosig wirkt er.

"Ich hoffe, Sie haben gut nachgedacht heute nacht", sagt er. "Setzen Sie sich."

Ich setze mich, an denselben Platz wie gestern.

"Ich höre – "

Ich betrachte die schöne Hand mit den gepflegten Nägeln, die mit einem Bleistift spielt.

"Sie bestehen wirklich darauf? Der JUDE, der mit Ihnen zusammen verhaftet wurde, ist hier. Hinter diesem Wandschirm. Er wird geschlagen werden, bis Sie sprechen."

"Was wollen Sie wissen?" frage ich.

"Sie arbeiten für Rußland, nicht wahr?"

"Ja," antworte ich, "für Rußland."

"Und er?"

"Er – er hat mit dieser Geschichte nichts zu tun."

"Gut", sagt er. "Er kann abgeführt werden. Sie wird sprechen."

Und Jakob tritt hinter dem Wandschirm hervor. Sein Kopf ist nicht rasiert. Er ist kaum bleicher als sonst. Er wendet sich an den Offizier und

sagt: "Sie hat nie für Rußland gearbeitet. Sie hat es gesagt, um mich zu decken."

Da kommt der dicke Offizier hinter dem Wandschirm hervor und schlägt Jakob mit der Faust ins Gesicht. Er bellt: "Verdammt Jud!"

Aus Jakubs Nase läuft Blut. Er nimmt ein Taschentuch und wischt sich bedächtig ab.

"Raus!" brüllt der Deutsche.

Jakub wendet sich an mich: "Verliere vor allem nicht die Selbstbeherrschung und versuche auf keinen Fall, den Dingen in anderes Gesicht zu geben. Das hat keinen Zweck. Im übrigen bist du nicht verpflichtet, mich zu decken, mich, den du erst seit ein paar Tagen kennst."

Der Deutsche gibt ihm einen Stoß und beide verschwinden. Ich rühre mich nicht.

"Zu uns beiden", sagt der schöne Offizier. Er legt eine halb zusammengefaltete russische Zeitung vor mich hin. "Lesen Sie das."

Aber selbst wenn ich wollte, ich könnte es nicht. Ich kann kein Russisch lesen. Mein Kopf arbeitet fieberhaft. So versucht Jakob, der sich verurteilt weiß, immer noch, mich auszuschließen. Das ist sie also, seine Liebe! Mich allein hier zurücklassen, allein mit seinem Tod, der mich zuverlässig Schritt für Schritt verfolgen wird. Nein! Deine großartigen Gesten – ich nenne das Egoismus. Ich kann dir das Wasser nicht reichen, das weiß ich, aber vielleicht könnte ich mich jetzt auch mit einer schönen kostenlosen Geste erkenntlich zeigen. Umso mehr, als das nichts ändern wird: Wenn ich sage, daß ich kein Russisch kann, wird man es sowieso nicht glauben.

Der Offizier wird ungeduldig. "Na, wollen Sie, daß Ihr Freund wieder hergebracht wird?"

"Bringen Sie ihn", antworte ich. "Ich habe es nicht gern, aber ich werde mich wohl daran gewöhnen muß. Wenn es mein Mann wäre oder mein Bruder, dann vielleicht ... Aber schließlich ist es ein Fremder, dem ich zufällig begegnet bin."

"Aber, eben – "

"Ich habe einen schwachen Augenblick gehabt." Ich lächle ihn strahlend an.

"Lies!" brüllt er. Und seine Hand fällt auf meine Wange herab. Der Raum dreht sich um mich, steht wieder fest. Es ist erstaunlich, aber es hat mir fast nicht wehgetan. Mit der Luft, die ich atme, dringt zugleich ruhiger, kalter Haß in mich ein.

Das rosige Säuglingsgesicht wird violett: "Lies!"

"Ich werde nicht lesen." Und füge höflich hinzu: "Soll ich mich ausziehen, für die Sitzung?"

Er antwortet nicht. Er betrachtet mich und beruhigt sich. Er wird wieder ein wohlerzogener junger Mann. Und diese Seite ist es, die ich bei ihm am meisten fürchte. Er geht zur Tür und macht sie halb auf.

"Kommen Sie hierher", befiehlt er.

Mein überschwänglicher Mut fällt in sich zusammen: Sie haben mit Jakob etwas gemacht. Er ist hinter der Tür, und jetzt werden sie ihn mir zeigen. Ich rühre mich nicht. Ich bin außerstande, mich zu bewegen.

"Kommen Sie", wiederholt er einladend. Er lächelt.

"Ich gehe nicht." Unterwürfig senke ich den Kopf. Meine Stimme ist ein armes flehendes Stimmchen. Ich bin niedergezwungen. Ich bin wie alle: feige und zu sämtlichen Zugeständnissen bereit. Da kommt er her zu mir, bringt mich dazu, aufzustehen und schiebt mich entschlossen bis zur Tür. Ich schließe die Augen.

"Legen Sie Ihren Daumen hierher", befiehlt er.

Um mich geht es also. Hinter der Tür ist niemand. Und ich stecke meinen Daumen in den Spalt zwischen Rahmen und Tür. Langsam, allmählich schließt er die Tür. Der Druck ist kaum schmerzhaft. Er sieht mich an, und ich lasse ihm ein strahlendes Lächeln zukommen. Ich bin so dankbar, daß nichts und niemand dahinter war. Er fährt fort, vorsichtig die Tür zuzuziehen. Man konnte meinen, daß er sich bemühe, mir nicht wehzutun! Aber der Schmerz wird immer deutlicher. Er klettert meinen Arm hinauf, verteilt sich in meinem Körper und nistet sich unter dem Herzen ein.

"Wie geht's?" erkundigt er sich.

"Prächtig", antworte ich. "Sie sind ein Künstler."

Er zieht nochmal an. Ehe ich mich zurückhalten kann, stoße ich einen Schrei aus.

"Noch ein bißchen?" fragt er. "Noch ein ganz kleines bißchen? Geht's immer noch?"

"Ausgezeichnet. Ich habe vor Freude geschrien."

Sein Gesicht zieht sich etwas zusammen und ... die Tür, meine Hand und der Deutsche verschwinden in einem Blitz. Auf dem Fußboden liegend, komme ich wieder zu mir. Ich richte mich auf. Außen an meiner Hand hängt ein riesiger Finger, der immer größer wird. Woher habe ich noch die Kraft, ihn hochzuheben?

"Lassen Sie Ihre Hand sehen", befiehlt der schöne Offizier.

Ich lege meine linke Hand in die rechte und hebe sie in die Höhe, wobei ich vermeide, ihn anzusehen.

"Man muß ihn desinfizieren", sagt es. "Der Nagel ist zerschlagen und schneidet ins Fleisch."

Und mit derselben Geschicklichkeit und Zartheit, derselben Gewissenhaftigkeit, die er gestern bewies, verbindet er mich. Ich kann nicht verhindern, daß ich aufstöhne.

"So", – Sie können hinuntergehen."

Zurück in meiner Zelle, bietet mir der Posten wieder schweigend eine Zigarette an. Ich frage: "Wo ist der Mann, den man mit mir eingeliefert hat?"

Er gibt keine Antwort.

"Ich bitte Sie – "

"Er ist in seiner Zelle", sagt er schließlich und geht.

Ich lege mich auf das Bett, rauche und betrachte dabei meinen hübschen Verband. Der Schmerz tobt darunter und bemüht sich, auszubrechen. Schließlich wird es unerträglich. Ich gehe auf und ab, stütze dabei die Hand mit der gesunden. Der verwundete Finger lehnt sich an meine Schulter wie der Kopf eines kleinen Kindes, da sich in den Armen trage. Und wieder fange ich an zu stöhnen. Mir ist so, als ob ihn das

beruhigen oder einschläfern könnte. Als ich allzu müde bin, setze ich mich weder und wiege mich, wie das die Mütter machen, wenn sie ihr Kind in den Schlaf wiegen.

Plötzlich halte ich inne. Ich habe den Eindruck, ein Geräusch gehört zu haben. Vielleicht ein kleines Tier, das an der Mauer schabt. Vielleicht eine Maus. Ich würde mich freuen, wenn ich sie sehen könnte. Ich schaue überall in der Zelle herum: nichts zu sehen. Das Geräusch verstummt.

Ich strecke mich wieder aus, ganz vorsichtig. Ich schließe die Augen. Ich presse ein Ohr an die Wand: auf der anderen Seite klopft jemand! Ich gehe ein bißchen zurück. Jetzt klingt das Klopfen ganz deutlich.

Meinerseits klopfe ich mit der Faust dreimal an der gleichen Stelle. Die Antwort kommt sofort. Dann eine gedämpfte Stimme: "Verstehen Sie mich?" – "Ja, ich verstehe." – "In der Ecke ist ein Loch!" Tatsächlich, ich sehe es. Ich verschiebe das Bett ein wenig und lege mich so, daß ich die Öffnung in Mundhöhe habe. "Sind Sie da?" fragt die Stimme. "Ja, ich bin da." – "Was haben die Ihnen getan?" – "Den Finger kaputtgemacht." – "Das muß sehr weh tun." – "Ja." – "Ich habe Sie herumgehen und stöhnen hören. Wenn man das Loch frei macht und sich danebenstellt, hört man alles." – "Mir ist so elend ..." – "Man muß einen Umschlag machen, das tut gut." – "Ich habe einen Verband." – "Einen feuchten Verband brauchen Sie. Haben Sie ein Taschentuch? Meines ist zu schmutzig." – "Ich habe ein Taschentuch." – "Geben Sie es mir, durch das Loch. Ich habe Wasser."

Zwei Minuten später bekomme ich ein feuchtes Taschentuch zurück. "Wickeln Sie es um den Finger." – "Ich habe Angst, ihn zu berühren." – "Es muß sein. Wenn Sie es nicht anders machen können, nehmen Sie den Verband mit einem Ruck ab. Beißen Sie die Zähne zusammen und los! Ein kurzer Ruck." Ich betrachte meinen eingewickelten Daumen. "Ich kann nicht." – "Doch, es muß sein. Danach ist Ihnen leichter." Ich bringe den Verband an den Mund und fasse ihn mit den Zähnen. Dann ziehe ich, mit Unterstützung der anderen Hand. Der Verband bleibt zwischen meinen Zähnen hängen. Ich untersuche den Finger: er scheint ganz in Ordnung. Nur dort, wo der Nagel war, ist eine rote, weiche Wunde. Der Anblick ist nicht so eindrucksvoll, wie ich vermutet hatte. Ich umwickle den Daumen

mit dem Taschentuch. "Es tut noch mehr weh aus vorher!" – "Das macht die erste Berührung mit dem Wasser. Es wird sofort besser werden. Aber man sollte das Taschentuch immer wieder naßmachen."

Auf dem Bett sitzend, mache ich mich daran, meinen Finger zu trösten. Nach einer Weile läßt der Schmerz etwas nach. "Sind Sie da?" frage ich. – "Ja, ich bin da. Ich wollte Sie nicht belästigen." – "Ich glaube, daß es anfängt, besser zu gehen." Und ich spüre, wie mich plötzlich die Lust zu Sprechen überkommt. So rede ich und rede: über das Leben, über die Unmöglichkeit, sich völlig zu verwirklichen, über die nutzlosen Kämpfe des Willens. Ich lasse mich auf derart verwickelte Sätze ein, daß ich ihr Ende nicht mehr sehe, ich verliere meine Einfälle unterwegs, um statt dessen andere Worte zu finden, ich verstricke mich, verliere den Faden, weiß überhaupt nicht mehr, was ich sage. Als ich innehalte, herrscht völliges Schweigen. "Sind Sie noch da?" frage ich. Und bin bereit, mich in einem weiteren Redefluß zu ergehen. Von fern dringt die Stimme an mein Ohr: "Ich habe alles gehört, aber ... ich habe keine Schule. Ich kann so etwas nicht verstehen ..." – "Da gibt es nichts zu verstehen", antworte ich spontan: "Oft sagen wir irgendwas, wenn wir das Bedürfnis haben, zu reden." – "Nein, nein, das ist meine Schuld, ich bin unfähig, sowas zu begreifen. Und ich habe Angst, ich habe große Angst!" Meine Kehle schnürt sich zusammen. Ich bringe kein Wort heraus.

"Gnädige Frau," ruft er, "gnädige Frau!" Die Tränen laufen mir über die Backen, ausgepreßt von diesem bohrenden Gefühl ohnmächtigen Mitleids. Da sage ich zu ihm: "Sie haben sehr gut verstanden. Sie haben jedes Wort begriffen. Mein Reden sollte ganz einfach heißen, daß ich auch Angst habe, große Angst, wie Sie, wie wir alle hier." Und ich versuche nicht mehr, vor ihm zu verbergen, daß ich weine. "Nicht weinen", sagt er. "Aber es gibt doch Menschen, die wirklich keine Angst haben." – "Alle haben Angst, aber jeder auf seine Weise." – "Herr Jakob ... der hat keine Angst." Mein Herz bleibt stehen: "Wer?" – "Er ist in der anderen Zelle, nebenan. Wir reden miteinander. Manchmal spricht er von Ihnen." Ich bringe keinen Ton heraus. "Nicht wahr, er ist mit Ihnen verhaftet worden? Er hat mir gesagt, daß Ihre Zelle sich auf der anderen Seite ist, neben

meiner." – "Ja", sage ich endlich. – "Wenn Sie ihm etwas sagen wollen, kann ich es übermitteln und Ihnen die Antwort bringen."

Ich schweige. Erst jetzt, mit dieser Verbindung zwischen uns, kommt mir richtig zu Bewußtsein, daß Jakob da ist: ganz nahe, eingeschlossen, und daß er den Tod erwartet. Natürlich wußte ich es, aber es ist so schwierig, zu glauben, daß es wahr ist. Jetzt wird alles nahe, lebendig, wirklich. Er ist da, in der übernächsten Zelle, ich kann mit ihm sprechen, er kann mir Antwort geben. *Er habe keine Angst*, sagt der andere ... Das ist es, was mich am meisten erschreckt. Wenn er wirklich keine Angst hätte, gehörte er bereits nicht mehr dem Geschlecht der Menschen an ... dann hätte er uns schon jetzt verlassen. Mir fällt ein, daß ich schon mehrfach an ihn dachte mit dieser Empfindung: sich vorzustellen, daß jemand sich schon seit langem darauf vorbereitet ...

"Wollen Sie ihm nichts sagen? Es würde ihm bestimmt Freude machen." Ein Fremder versucht, mich zu überreden, zu Jakob gut zu sein. "Sagen Sie ihm, daß bei mir alles gut geht. Vor allem: kein Wort über meinen Finger." – "Ich hätte es ihm auf keinen Fall gesagt", flüstert er, und wartet.

Und ich, die den Rest ihres Lebens hingäbe, um – sei es nur für eine Stunde – bei ihm zu sein: ich erkenne, daß ich ihm sonst nichts zu sagen habe. "Fragen Sie ihn noch, ob er ein Bett hat." – "Ein Bett?" Seine Stimme klingt erstaunt. "Natürlich hat er ein Bett. Alle haben ein Bett und eine Decke." – "Fragen Sie ihn, ob er viel aushalten mußte." – "Das kann ich Ihnen sagen. Er ist nicht geschlagen worden. Nur Drohungen, Ohrfeigen, aber das zählt nicht." Und er wartet noch immer. "Dann sagen Sie ihm ganz einfach, daß es mir gut geht."

Als der Mann an mein Wand zurückkommt, bekomme ich Jakubs Worte ins Ohr gesagt: "Er umarmt Sie aufs herzlichste. Er sagt, daß Sie nichts gestehen dürfen, daß es keine Beweise gegen Sie gibt, keinerlei Beweise. Sie müssen mutig sein, auch wenn man sie schlägt. Wenn Sie alles abstreiten, wird man Sie schließlich freilassen."

*Ich möchte gar nicht, daß man mich freiläßt*, denke ich. "Wissen Sie, daß er sterben wird?" – "Ja, ich weiß es. Er hat es mir gesagt. Aber er hat mir auch gesagt, daß das weniger hart ist, als weiterzumachen."

Ich breche schon wieder in Tränen aus. "Sagen Sie ihm, daß es nicht barmherzig ist, wenn er mich hier allein zurücklassen will ..." Ich wische mir das Gesicht ab und putze mir die Nase mit dem Verband, der noch auf dem Bett liegt. Ich weiß: ich habe noch nicht begonnen, wirklich zu leiden. Ich glaube nicht an Jakubs Tod. Ich spreche davon, aber ich glaube nicht daran. Ich weine, wie Kinder weinen, die Kummer haben und sich ihm heftig hingeben, damit er um so schneller wieder zu Ende ist. Und als der Mann mit Jakubs Antwort zurückkommt, sind meine Tränen schon versiegt.

"Er sagt, daß keine Not lange die gleiche bleibt, daß es darum geht, die erste Zeit auszuhalten, daß sich dann Mittel und Wege finden ... daß der Mensch so geschaffen ist und daß er sich so annehmen muß. Und er hat noch gesagt: Sagen Sie ihr, daß für sie die Zeit des Leidens gekommen ist, daß es nötig ist, daß sie als Erwachsene lebt ... Sagen Sie ihr, daß es das erstemal ist, daß ich eine Bitte an sie richte." – Ich antworte nicht.

"Gnädige Frau," sagt der Mann jenseits der Wand, "gnädige Frau ..." – "All das geht nicht", sage ich schließlich. "Man kommt hier nicht heraus." – "Doch, es passiert manchmal, daß man davonkommt. Ich bin schon sehr lange hier. Herr Jakob hat recht: Man muß alles abstreiten. Man muß aushalten." – "Und Sie, Sie halten aus?" frage ich ihn. – "Ich weiß nicht. Ich habe große Angst. Aber ich versuche es." – "Natürlich", sage ich: "Sie sind jung, Sie lieben das Leben, draußen wartet man auf Sie ... Unter solchen Umständen würde ich auch aushalten wollen." – "Niemand erwartet mich." – "Aber Sie verlieren nicht den Menschen ... der der ganze Sinn Ihres Lebens ist." – "Nein, ich habe niemanden zu verlieren." – "Sie sind es also gewöhnt, allein zu sein?" – "Das lernt man, wissen Sie", antwortet er. "Sie können es auch lernen."

Wir schweigen, dann fragt er mich: "Was soll ich ihm von Ihnen sagen?" – "Bitten Sie ihn, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Alles, was er sagt, hat keinen Sinn. Es besteht keine Hoffnung, hier herauszukommen. Ob ich leugne oder nicht: ich sehe nicht ein, was das ändern würde. Die, die haben immer genug Beweise. Sagen Sie ihm, daß

die Karte von der Front bei uns gefunden wurde." – "Ich werde es ihm sagen."

Jedesmal, wenn er weggeht, verstopft er das Loch. Ich begreife natürlich, daß er es vorsichtshalber tut. Aber ich bedaure es, denn wenn ich ein Auge an die Öffnung presse, hätte ich die Mauer sehen können, hinter der sich Jakob befindet.

Mein Finger tut wieder weh. Ich muß den Mann nochmal bitten, daß er das Taschentuch anfeuchtet. Warum wünscht man jemandem, der man liebt, immer ein langes Leben? Wenn aber dieses Leben unerträglich sein sollte? Warum sagt man nicht: Ich wünsche dir, daß du sehr schnell stirbst, weil ich dich liebe und weil das Leben eine Qual für dich ist?

Der Mann kommt wieder an meine Wand. "Er will nur, daß Sie ihm versprechen, daß Sie alles ableugnen. Sonst verlangt er nichts von Ihnen." – "Sie wissen doch selbst, daß man hier nichts versprechen kann. Die haben ihre besonderen Methoden." – "Er sagt, Sie sind sehr mutig, und daß Sie aushalten können, wenn Sie nur wollen. Er bittet Sie, aushalten zu wollen." – "Das wird keinen Zweck haben." – "Er hat mir außerdem gesagt: "Wenn sie mich wirklich liebt, wird sie es tun."

Ich beiße die Zähne zusammen, um nicht zu schreien. Das ist unerträglich! Um zu einem Ende zu kommen, sage ich ja. Ich weiß nicht mehr recht, wozu ich mich da verpflichte, aber schließlich ist es unwichtig. Ich will Ruhe haben! Und dieser Unbekannte zwischen uns wird mir widerwärtig. Die Sprüche, die er mir überbringt, scheinen mir nicht mehr zu Jakob zu gehören. Vielleicht verändert er sie? Er kann sie nach Belieben abschwächen oder sie grausamer machen, unmenschlicher oder mitfühlender. Vielleicht ein Spiel, das ihm in seiner Einsamkeit Zerstreung verschafft. – "Würden Sie mir das Taschentuch nochmal anfeuchten?" – "Natürlich," antwortet er, "man muß es oft anfeuchten." In seiner Antwort ist etwas zuviel Dienstleifer ... Könnte er nicht einer von diesen Leuten sein, die man in den Gefängnissen dazu benutzt, um Geständnisse herauszulocken? Falls er so einer ist, wäre das auch egal. Was würde sich damit ändern? Er schiebt das feuchte Taschentuch durch das Loch, ich wickle es um meinen Daumen. Es hilft tatsächlich.

Der Mann ist weggegangen, hat aber vergessen, das Loch wieder zu verstopfen. Ich bücke mich und schaue. Ich kann ihn deutlich sehen: ein kleiner Buckliger mit einem riesigen, rasierten Kopf. Er hat die Hände flach auf die gegenüberliegende Wand gelegt – zwei große und schöne Männerhände, die zu einem anderen Körper zu gehören scheinen – und spricht. Ich warte. Ich muß das Gesicht sehen, das zu diesem verkrüppelten Leib gehört, muß es um jeden Preis sehen, um von diesem Mißtrauen loszukommen. Als er wieder auf meine Wand zukommt, sehe ich das Antlitz eines Jünglings, trostlos verlängert durch den nackten Schädel ... zwei riesige empfindsame, scheue Augen. Es kommt mir vor, als ob er mich anschaut. Schnell ziehe ich meinen Kopf zurück.

"Sind Sie da?" fragt er. – "Ja." – "Ich habe mit ihm gesprochen. Er ist zufrieden." – "Ich ... verstehen Sie mich?" – "Ja, sehr gut." – "Ich möchte Ihnen für alles danken... für das Taschentuch und für... die Übermittlung. Ich war eben etwas schroff, aber ... Jedenfalls möchte ich danke sagen, daß Sie so gut zu uns gewesen sind." – "Sie brauchen mir nicht zu danken: ich bin froh, nicht allein zu sein. Vorher war Ihre Zelle leer, und auf der anderen Seite, da war ein Alter, der nicht mit mir sprechen wollte." Nach einer Pause fragt er mich: "Haben Sie heute nacht große Angst gehabt?" – "Es war eine sehr lange Nacht ..." – "Die Mutter war bei Ihnen." – "Ja." – "Wissen Sie, daß sie ihn erschossen haben?" – "Ja, ich habe es gesehen." – "Das machen sie immer bei Morgengrauen, manchmal sogar etwas früher." – "Ja, sie hat die anderen umsonst verraten", sage ich. – "Sie hat gesprochen?" – "Ja." Die Stimme des kleinen Mannes wird schrill: "Das Schandweib! Es war nichts als ein Schandweib!" – "Ich glaube nicht." – "Der Bursche hat alles ausgehalten, um die andern zu decken, und sie verrät sie! Ich sage Ihnen, daß das ein Schandweib ist!"

"Wenn Sie diese Nacht mit ihr zugebracht hätten, würden Sie das nicht sagen. Die menschliche Kraft hat Grenzen. Ich weiß nicht, was ich an ihrer Stelle gemacht hätte, wenn jemand so gequält wird, den ich liebe." – "Sie hätten es nicht getan! Sie hätten es nicht getan." (Seine Stimme bekommt einen angstvoll-beschwörenden Ton.) – "Das ist nicht sicher." – "Aber Sie haben doch ausgehalten, trotz allem, was die Ihnen getan haben. Ihr

Finger ..." – "Weil ich weiß, daß wir nichts zu verlieren haben ..." Ohne mir zuzuhören, wiederholt er: "Bestimmt hätten Sie es nicht getan, nein! Ich kenne Sie. Herr Jakob hat mir von Ihnen erzählt." Um ihn zu beruhigen, sage ich: "Wie dem auch sei: vielleicht hätte ich es nicht getan." – "Sehen Sie", sagt er mit einer solchen Erleichterung, daß ich begreife, daß ich eben nicht so mit ihm hätte sprechen dürfen.

"Halten Sie Ihre Hand unter das Loch", sage ich und lasse dann drei Bonbons auf die andere Seite fallen. "Was ist das?" fragt er. – "Bonbons." Nach einem Augenblick Stille sagt er: "Es tut mir leid, aber in der anderen Wand gibt es kein Loch. Ich kann sie Herrn Jakob nicht geben." – "Die sind für Sie!" Wieder wird es still zwischen uns, bis er feststellt: "Sie sind sehr gut. Würden Sie mir Ihr Taschentuch nochmal geben?" – "Mein Finger tut wirklich viel weniger weh", bestätige ich, als ich das Taschentuch hindurchschiebe.

Die Suppe wird gebracht und während ich esse, stelle ich mir vor, daß der kleine Bucklige und Jakob jetzt die gleiche Suppe löffeln. Der Gedanke, daß wir bald sterben sollen, erscheint mir unerhört. Unerhört und dumm: Selbstverständlich werden wir davonkommen, ganz gleich wie! In letzter Minute werden die Russen kommen ... oder es ist auf einmal verboten, Juden zu töten. Etwas wird geschehen, das ist sicher. Wie könnte man mit solcher Befriedigung essen, wenn man wirklich sterben müßte?

Eine Stunde später holt mich der Soldat. Im Büro zeigt mir der schöne Offizier ein Photo von Vic. "Das wurde in Ihren Sachen gefunden", bemerkt er. "War er Ihr Freund? Hat er mit Ihnen zusammengearbeitet?"

"Nein", antworte ich. "Ich kenne ihn kaum."

"Sie können offen sprechen, er hat alles gestanden."

Ich finde diese kleine Falle recht albern. "Ich kenne ihn kaum und es ist mir einerlei, was er Ihnen erzählt hat."

Dann läßt der Soldat Vic eintreten. Er lächelt mir zu und sagt höflich: "Guten Tag, Maniou."

Der Offizier zu ihm: "Sie behauptet, daß sie Sie kaum kennt und daß Sie in diese Spionagegeschichte nicht verwickelt sind."

"Es hat niemals eine Spionagegeschichte gegeben."

"Wie können Sie das wissen, nachdem Sie sie kaum kennen?"

"Ich kenne sie schon sehr lange. Sie ist meine Geliebte gewesen. Erkundigen Sie sich, man wird Ihnen das bestätigen. Was diese Geschichte mit den Russen anlangt, das ist absurd."

"Warum hat sie dann nicht zugegeben, daß sie Sie so gut kennt?"

"Hören Sie, keine Frau gibt solche Dinge einfach zu."

"Sie können wieder gehen."

Vic wendet sich an mich: "Adieu, Maniou. Quäle dich nicht allzu sehr. Alles geht schließlich auf die eine oder andere Weise vorbei."

Ich blicke ihn unverwandt, schweigend an. Nachdem er verschwunden ist, erfaßt mich wieder die Angst. Von Jakob wird nicht einmal mehr gesprochen: *sein Schicksal ist besiegelt*.

"Ist es wahr, was er gesagt hat?" fragt der Offizier.

"Ja, es ist wahr." Und mir kommt zu Bewußtsein, daß ich trotz allem unbewußt versuche, meine Haut zu retten.

"Sie halten mich also für so einfältig? Und die Karte? – Los, gestehen Sie endlich. Das ist die einzige Möglichkeit für Sie, davonzukommen."

Keckheit und Haß steigen wieder in mir empor. Nichts ist geschehen, meine Lage ist dieselbe: hoffnungslos. "Ich habe nichts zu sagen."

"Sie haben heute nacht einen Burschen gehört, der auch keinen guten Willen zeigte und dem wir daraufhin eine kleine Lehre geben mußten. Denken Sie daran."

Der Soldat führt mich zurück und hinterläßt mir wieder eine Zigarette. Als ich allein bin, rufe ich den anderen Gefangenen und schiebe ihm die Hälfte durch. Dann erzähle ich ihm von der Konfrontation mit Vic. Er berichtet Jakob alles und kommt mit einer zuversichtlichen Antwort zurück: Jakob ist überzeugt, daß für mich *alles wieder in Ordnung kommen* wird. – Wenn also der Gedanke, daß ich überleben werde, ihm die Dinge leichter macht: warum dann nicht ihn in dieser Illusion bestärken? "Sagen sie Jakob, daß ich jetzt auch glaube, daß alles gut gehen wird."

Als vom Tag nichts weiter übrig ist als ein bißchen Licht, das an der Luke hängt, wünschen wir drei uns mehrmals gute Nacht. Der Bucklige und ich versprechen einander, uns gegenseitig zu wecken, wenn etwas geschehen sollte. Aber die Nacht vergeht ruhig.

Am nächsten Tag holt man mich, ich werde geschlagen. Ich gebe mir keine Mühe mehr, meinen Hochmut ins Spiel zu bringen. Ich lasse mich zu Boden fallen und bedecke den Kopf mit den Armen, versuche, die Muskeln so gut wie möglich zu entspannen. Als es vorbei ist, hilft man mir beim Aufstehen, Verbände werden angelegt.

In meiner Zelle auf dem Bauch liegend höre ich die Stimme des Gefangenen neben mir: ganz nahe, voller Besorgnis. Ich jammere, ohne mich zusammenzunehmen, und sage ihm, wie weh es tut. "Bemühen Sie sich, auszuhalten, – liebe kleine Frau, bemühen Sie sich, auszuhalten! Sie haben Schmerzen, ich weiß, aber in einer Stunde geht es schon besser. Versuchen Sie, eine Stunde auszuhalten, nur eine kleine Stunde." Die Zartheit dieser Stimme rührt mich zu Tränen, und voll Erleichterung weine ich über mich, über meinen geschundenen Rücken, lasse mich einschläfern von den mitfühlenden Worten, die aus der Wand zu mir dringen. Da sagt er: "Herr Jakob klopft. Er ruft mir." Sofort höre ich mit Weinen auf: "Sagen Sie ihm ja nichts!" – "Er hat gehört, wie man Sie geholt hat." – "Dann sagen Sie ihm, daß man mich wieder verhört hat und daß ich alles ableugne, wie ich es ihm versprochen habe." – "Gut, ich sage es ihm." – "Warten Sie," rufe ich, "versprechen Sie mir, daß Sie ihm nichts davon sagen, daß man mich geschlagen hat." – "Ich gebe Ihnen mein Wort." Ich kann nicht anders, ich muß hinzufügen: "Kommen Sie wieder, hinterher. Bleiben Sie bei mir." Sobald er mich alleingelassen hat, fange ich wieder zu weinen an. Aber schon gewöhne ich mich an die Schmerzen und spüre wieder die Kälte. Ich entdecke noch einen Bonbon und stecke ihn weinend in den Mund, dann ziehe ich sacht die Decke über mich. Der Bucklige kommt zurück und berichtet, daß Jakob sehr zufrieden sei, daß er stolz auf mich sei. "Versuchen Sie, ein bißchen zu schlafen. Ich bleibe in Ihrer Nähe." – "Ich werde mich bemühen," sage ich, "aber ich bitte Sie,

erzählen Sie mir etwas, – irgendwas." – "Ich möchte gern, nur ... ich habe immer nur Unterhaltungsromane gelesen. Und was ich davon behalten habe ..." – "Erzählen Sie mir alles, was Ihnen durch den Kopf geht!" – "Ja", sagt er und schweigt. Ich finde mich damit ab, daß ich dem Schlaf allein entgegengehen muß, als seine Stimme zu mir dringt:

"Sie hieß Janka. Sie war herrschsüchtig und hochmütig, aber ich liebte sie. Sie sagte: *Robert!* und sofort kam ich gelaufen. *Nimm das Einkaufsnetz und geh hinter mir. Aber rede nicht mit mir. Tu, als ob du mich nicht kennen würdest.* Und ich ging hinter ihr, folgte ihr in respektvollem Abstand. Ich betrachtete ihren mageren Zopf, der bei jedem Schritt hüpfte. Wenn wir zum Kolonialwarengeschäft kamen, stellte ich den Einkaufskorb auf den Boden und versteckte mich hinter einem Raum. Janka hob ihn auf und ging in das Geschäft. Manchmal blieb sie sehr lange. Sie nutzte es aus, um mit der kleinen Tochter der Krämerin zu spielen. Wenn sie wieder herauskam, stellte sie den Korb an den gleichen Platz und ging vor mir weg. Ich nahm ihn und folgte Janka, immer im gleichen Abstand.

Manchmal war er sehr schwer, und voller Stolz sagte ich mir, daß sie ihn niemals hätte allein tragen können. Vor ihrer Tür stellte ich ihn hin und wartete. Sie drehte sich um und sagte zu mir, ernsthaft und von oben herab: *Danke, Robert!* und verschwand im Haus. Wenn ich ihr sonst begegnete, sprang sie Seil oder spielte mit ihren Bällen. Da blickte sie mich an, als ob ich durchsichtig sei. Nur wenn sie mit ihrem Einkaufskorb fortging, dann rief sie mich: *Robert!* – "

Daran denkt er also, eingesperrt in diesen Keller, vielleicht auf seinen Tod wartend. Wie ist das Leben dieses Menschen geschaffen, daß eine solche Kindheitserinnerung alle anderen überdauert?

"Schlafen Sie?" fragt er leise. – "Nein, ich schlafe nicht." – "Es ist dumm, Ihnen so etwas zu erzählen." Ich widerspreche und füge hinzu: "Ich heiße Maria." Warum sage ich ihm den falschen Namen? Aus Vorsicht? Das wäre albern. Warum dann? Vielleicht um mir einzureden, daß das alles nur dieser Maria geschehen ist, die ich in Wirklichkeit nicht bin. (*Aber weshalb spielt nicht jeder diese düstere Komödie unter einem angenommenen Namen? Wenn dann der Vorhang über dem letzten Gemetzel fiele, gingen die*

*Schauspieler gesund und wohlbehalten weg und ließen den fiktiven Leichnam ihre Rolle hinter sich. Scheingestalten wären es, die leiden und sterben, und ihre Leiden und ihr Tod wären nicht echt.)* Da, auf einmal, merke ich, daß Robert seine Gesichte ganz zu recht erzählt hat.

"Und Janka, was ist aus ihr geworden?" – "Ich weiß nicht." – "Wie alt waren Sie damals?" – "Ich erinnere mich nicht genau: acht, vielleicht neun Jahre." – "Sagen Sie, Robert, sind Sie aus einem besonderen Grund hier?" – "Ich habe Botschaften befördert zwischen Leuten, die in einem Spionagenetz arbeiteten." – "Sie haben niemanden verraten?" Er antwortet erst nach einer Pause: "Es sind alle verhaftet worden und sie waren es, die mich verraten haben."

Ich suche nach Worten. "Es ist manchmal sehr schwer, standzuhalten ..." – "Ja, bestimmt. Aber ... ich habe ja gar nicht dazu gehört. Ich tat nichts als Briefe tragen." – "Sie haben nicht dazugehört?" – "Nein." – "Wollten Sie nicht?" – "Ich glaube, daß sie mir nicht trauten ... Mein Buckel flößt kein Vertrauen ein. Denn, sehen Sie: ich bin bucklig."

Wir schweigen beide. Dann sagt er: "Dieser Vic, das muß ein großartiger Kerl gewesen sein. Herr Jakob hat mir von ihm erzählt. Sie werden sich Sorgen machen um ihn ..." – "Nein. Es ist sonderbar, aber ich denke nicht an ihn." Er gibt keine Antwort. "Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Jetzt natürlich, nachdem Sie von ihm gesprochen haben, denke ich an ihn. Er war sehr gut zu uns." – "Sie müssen viele Leute gekannt haben, die gut zu Ihnen waren", sagt Robert. – "Ja, aber bedeutet das einen Unterschied ... zuletzt?" – "Man gewöhnt sich daran, vermute ich", sagt er.

Lange Zeit schweigen wir. Schließlich bitte ich ihn: "Wollen Sie nachsehen, was Jakob macht?" Während er mit Jakob spricht, sage ich mir, daß Leute in unserer Lage einen Fehler machen, wenn sie in ihrer Vergangenheit graben. Dort findet sich zu vieles, was einen neu schmecken läßt, was Leben eigentlich ist. Alte Eindrücke werden wach, Gefühle, die begeistern ... die aber jetzt doch nur auf unnützes Revoltieren hinauslaufen. Statt dessen sollte man sich sagen, daß alles, was war, niemals die geringste Bedeutung hatte, da die natürliche Verfassung des

Menschen Angst und Finsternis ist. Ist er erst einmal herausgerissen aus dem leichten Dasein, an das er sich gewöhnt hat, büßt er sogar Gefühle ein, die er für sehr wirklich, tief und unauslöschlich hielt. Er wird zu einem verwirrten, feindseligen Vieh, angestachelt von blindem Selbsterhaltungstrieb. Logischerweise dürfte er nur nach dem Frieden trachten. Und wenn es der Tod ist, der ihn bringen kann: warum sollten wir ihn nicht herbeiwünschen?

Unmerklich sinke ich in Schlaf. Aber es ist nicht der Tod, der im Traum zu mir kommt: es sind die flüchtigen Freuden alltäglichen Lebens. Benommen lasse ich mich in eine ferne Vergangenheit entführen, wo ich durch laute Straßen ging, wo ich lachte, aß und trank. Der Maßstab der Werte, den ich mir für meinen persönlichen Gebrauch aufgestellt habe, verflüchtigt sich, und dieses LEBEN, wo man sich fortbewegt, wo man lacht, sich in der Sonne wärmt, dieses Leben leuchtet auf mit der ganzen Wirklichkeit der Welt, der einmaligen, der wunderbaren Wirklichkeit dieser Erde.

Die Tage verstreichen. Eine gewisse Ordnung hat sich herausgebildet und regelt mein Leben, macht es in gewisser Weise weniger mühsam. Ich lerne es, ungeduldig auf das Essen zu warten, es mit einer Art Genuß zu essen, ich gewöhne mich an die Kälte, ich gewöhne mich – jawohl: *ich gewöhne mich* schließlich an meine Auftritte da oben. Und wenn ich zurückkomme, habe ich mich daran gewöhnt, mich auf den Bauch zu legen und stöhnend darauf zu warten, bis die Schmerzen nachlassen. Robert leistet mir treulich Gesellschaft und dient weiter als Mittelsmann zwischen Jakob und mir. Wir sagen uns immer wieder dasselbe, die gleichen banalen Worte, die, wenn sie durch den Wand gedrungen sind, einen eigenartigen, erregenden, fast ungewöhnlichen Anstrich bekommen. Der Schrecken und das unerträgliche Warten der ersten Tage treten allmählich zurück. Manchmal ertappe ich mich dabei, daß mir ganz einfach, ganz einfältig: langweilig ist. – Wieviel Tage sind schon so verflossen? Ich weiß es nicht. Es passiert, daß ganz in der Nähe jemand schreit oder stöhnt. Auch daran gewöhnt man sich. Natürlich ist es

anstrengend, aber doch zunächst nur soweit, als einen die Angst packt: daß einem dasselbe geschehen kann. Jakob und Robert werden in Ruhe gelassen. Mich holt man fast täglich und führt mich nach oben. Der schöne junge Offizier versucht noch immer, mich zu Aussagen zu bringen. Aber sein Optimismus scheint zu schwinden; manchmal kommt es mir vor, als ob er sich langweilt. Nur wenn der Zauberstock in seiner Hand auftaucht, belebt sich sein Gesicht und es findet sich wieder jene Leidenschaft von den ersten Verhören darin. Nach jeder Sitzung werden meine Wunden desinfiziert und verbunden. Ich glaube, er macht das genauso gerne wie mich zu schlagen. Und während er sich mit knappen und geschickten Bewegungen an mir betätigt, versäumt er nie, mir ein paar aufmunternde Worte zuzuflüstern.

Dann geht der vierte Tag zu Ende, ohne daß ich in das Büro hinaufgestiegen wäre. Mein Rücken konnte ein bißchen zuheilen, und ich kann jetzt auf der Seite schlafen. An diesem Tag haben wir drei miteinander Rätsel geraten. Die Punkte wurden gezählt, und Jakob hatte gewonnen. Bevor wir uns hinlegen, wünschen wir uns wie immer mehrmals gute Nacht. Und zum ersten Mal vergesse ich, zu Robert zu sagen: *Wecken Sie mich, wenn etwas los ist.* Er hat einfach zu mir gesagt: *Gute Nacht, Maria, schlafen Sie ruhig!* – und ich habe mich unter die Decke vergraben und den Schlaf gesucht.

Plötzlich habe ich die Augen weit offen, schaue auf ein noch dunkles Stück Himmel, das aber bereits die Schatten der Zelle wie ein Schwamm aufsaugt. Warum bin ich aufgewacht? Vergeblich suche ich mich zu erinnern, welcher Traum den Schlaf verjagt haben könnte. Ich habe Angst ... etwas ist los! Ich klopfe an die Wand: "Robert ... Robert!" – Er antwortet sofort. – "Was ist passiert? Ich bin aufgewacht!" – "Es ist eine Exekution gewesen." – "WER?" – "Ich weiß es nicht." Schon hänge ich an den Stäben. In der Tiefe des Hofes unterscheide ich eine auf dem Boden liegende Gestalt. Der Mann ist nach vorne gefallen, in seiner ganzen Länge, ist nicht, wie das erstmal, ein jammervolles Häufchen ... Dieser hat seine menschliche Erscheinung bewahrt. Mir ist, als sähe ich die Blässe eines geschorenen Schädels. Es ist noch dunkel.

"Wieder einer", sage ich zu Robert. "Sie wissen wirklich nicht, wer das ist?" – "Nein, ich weiß es nicht!" Er hat geschrien – er, der niemals die Stimme hebt. "Sehen Sie nach, was Jakob macht." – "Er schläft", sagt er. "Er schläft!" – "Woher wissen Sie das?" – "Er bewegt sich nicht." – "Wecken Sie ihn. Hören Sie, wecken Sie ihn!" – "Seien Sie vernünftig, Maria, es ist besser, ihn in Ruhe zu lassen." – "Wecken Sie ihn sofort!"

Nein, Jakob hat keinen rasierten Kopf gehabt. Erst gestern hat er mir gesagt, daß man ihm den Kopf nicht rasiert hat. In der Zelle nebenan rührt sich nichts. "Wo sind Sie?" – "Hier." Er steht noch immer an meiner Wand. – "Warum wollen Sie Jakob nicht wecken?" – "Ich gehe hin", sagt er. Und ich höre ihn gehen. Er kommt zurück, viel zu schnell. "Alles ist in Ordnung", sagt er. – "Fragen Sie ihn nach dem Namen meiner Mutter und bringen Sie mir die Antwort." – Er sagt nichts und rührt sich nicht vom Fleck. Mit einem Satz bin ich auf dem Hocker, die Hände um die Stäbe geklammert. Es ist fast Tag, und ich sehe ihn. Ich sehe die kastanienbraune Jacke – Jakubs Jacke – die schwarzen Stiefel von Jakob. Der kahle Kopf, der auf dem Glatteis liegt, erscheint übermäßig groß. Ich lasse die Stangen los und bin wieder auf dem Boden. "NEIN, NEIN, NEIN – –"

Mechanisch sage ich das, als ob man es trotzdem sagen müßte: gegen besseres Wissen. *Dann rufe ich meine Mutter, und als sie da ist, sage ich ihr: "Sie haben ihn getötet." Und Mama sagt: "Ich weiß, ich weiß." – "Und ich, was wird aus mir?" – "Nichts," antwortet sie, "nichts. Man muß warten. Für dich ist noch nicht alles zu Ende." Ich richte mich auf und schreie: "Wenn es das ist, was du mir sagen wolltest, kannst du wieder dorthin zurückgehen, woher zu gekommen bist! Ich weiß, Mütter sollen immer Hoffnung bringen, immer noch Hoffnung. Aber ich, ich spucke darauf, hörst du: ich spucke auf die Hoffnung, die du mir bringst!"*

Da wird mir bewußt: ich schreie in einer leeren Zelle. Wenn ich nicht auf der Stelle abbreche, kann ich nie mehr aufhören mit Schreien. Ich schweige. Jemand klopft gegen die Wand und ruft: "Maria ... Maria ..." Aber das geht mich nichts mehr an.

Der Posten bringt Kaffee und hält mir eine angezündete Zigarette hin. Ich schüttele den Kopf. Er legt sie auf den Hocker. Als er hinausgegangen

ist, werfe ich sie weg und zertrete sie mit dem Fuß. Dan nehme ich den Becher in beide Hände und halte ihn, bis er kalt ist. Die Kellerluke liegt jetzt in unerreichbarer Höhe. Niemals mehr werde ich hinaufgelangen.

Etwas später bin ich wieder im Büro. Unwillkürlich fange ich an, mich auszuziehen. "Nein," sagt der Offizier, "Sie werden nicht mehr geschlagen. Sie werden erschossen."

Unter diesen Umständen ziehe ich meinen Mantel wieder an. Der Dicke ist da und außerdem zwei andere, die ich noch nie gesehen habe. Grenzenlose Zärtlichkeit erfaßt mich, für sie alle und besonders für den jungen Offizier, der immer mit mir gesprochen hat. Ich sage: "Danke, danke sehr." Er glaubt, daß ich ihn nicht verstanden habe, und wiederholt: "Man wird dich erschießen." Als ich ihn wieder ruhig ansehe, macht er eine entsprechende Gebärde: "Abkratzen!" Und ich wiederhole: "Danke, danke sehr." Er zuckt die Schultern.

"Ist sie nicht ein bißchen ...", sagt einer und tippt sich an die Stirn.

"Oh nein," sagt der schöne Offizier, "ich kenne sie gut."

"Na und?"

"Sie tut nur so."

Der Dicke kommt näher und brüllt mich an. Er beschimpft mich, kündigt mir an, mich wie einen Hund krepieren zu lassen. Plötzlich hält er inne. "Die lacht! – Das hab' ich mir noch gar nicht klargemacht! – Sie wird nicht einfach exekutiert! Das wäre zu leicht. Sprechen muß sie! Mit der Zeit werden wir sie schon noch kriegen. Ich sag' Ihnen, daß wir sie noch kriegen! – Zurück in die Zelle!" Er geht hinaus und schlägt die Tür hinter sich zu.

In der Zelle betrachte ich die Fensterluke. Jetzt scheint sie wieder in Reichweite zu sein. Ich steige auf den Hocker: der Hof ist leer. Und die Zelle nebenan scheint ebenfalls leer; es kümmert mich nicht. Ich lege mich hin. Spät in der Nacht schlafe ich ein, mein Schlaf ist traumlos.

Am nächsten Morgen bringt mir der Soldat einen mit warmem Wasser gefüllten Eimer und ein Stück Seife. "Zum Waschen", sagt er.

"Ich will mich nicht waschen."

"Sie müssen sich waschen, weil Sie von hier wegkommen."

"Ich will nicht. Mir wurde gesagt, daß ich erschossen werde."

"Ich weiß nichts sonst. Sie müssen sich waschen. – Beeilen Sie sich."

Er geht hinaus und ich höre, wie er in andere Zellen ebenfalls Eimer bringt. Ich ziehe mich aus. Die Berührung mit dem warmen Wasser läßt mich erschauern. Ein dunkler Schmerz, der irgendwo in der Tiefe lastete, dringt dabei an die Oberfläche. Indessen machen meine Hände sorgfältig ihre vertraute Arbeit. Mit der rauhen braunen Decke reibe ich mich trocken und umgehe dabei den Rücken. Ich friere nicht mehr. Ein Gefühl körperlichen Wohlbefindens möchte sich unter den Schmerz schieben, findet keinen Ausgang, löst sich wieder auf. Der Bucklige klopft an die Wand. Ich nehme ihm übel, daß er am Leben ist, und antworte nicht. Ich setze mich wieder hin und betrachte das Wasser, in dem ich mich gewaschen habe. Ich vermisse den Schmutz, den ich mir abgescheuert habe. Jetzt bin ich verwundbarer. Ich kehre zurück in menschliche Verhältnisse, wo doch für mich und fürs diesen Schmerz in mir kein Platz ist.

Der Posten kommt wieder und holt den Eimer. Er reicht mir eine Zigarette an, aber ich rühre mich nicht. Er zündet sie an und steckt sie mir zwischen die Finger. Nach seinem Verschwinden lasse ich sie auf den Boden fallen; diesmal hebe ich den Fuß nicht, um sie zu zertreten. Unverwandt schaue ich auf den dünnen Rauchfaden, der sich emporringelt, dann bücke ich mich und hebe die Zigarette wieder auf, schiebe sie mir zwischen die Lippen. Der Bucklige klopft von neuem. Ich will nicht, daß er mich anspricht. Niemals mehr, von niemandem will ich Jakubs Namen ausgesprochen hören. – Er ruft mich mehrmals. Kann er mich nicht endlich in Ruhe lassen? Er ist am Leben, wird hier herauskommen, er muß außer sich sein vor Freude, daß er seinen kleinen unförmigen Körper weiter inmitten des Spotts und des Mitleids der anderen herumschleppen darf. Jetzt wird er in seiner Ecke hocken, furchtsam, lauernd, horchend, und wird spüren, daß er lebt. Warum klammert er sich an sein kleines elendes Leben? Er klopft weiter. – Fast wünsche ich, daß er stirbt, dieser Krüppel, für den ich gestern noch ein

bitteres, verschämtes Mitleid empfand. Aber in mir ist kein Mitleid mehr, kein Gefühl, für das es Worte gibt. Ich mache mich so klein, halte mich so weit unten, daß menschliche Laute, menschliches Empfinden nicht mehr bis zu mir gelangen können ...

Endlich schweigt der kleine Bucklige. Und ich zerschneide die Verbindung mit der Außenwelt, mit meiner Vergangenheit, mit mir selbst.

Kälte, die noch schärfer schneidet als die, an die ich bis jetzt gewöhnt war, bringt mich wieder zum Bewußtsein meiner selbst. Ich stehe oben auf einem Lastwagen, eine Hand an eine andere, fremde, gefesselt. Wir sind eng zusammengepfercht. Zwei Deutsche mit Maschinenpistolen sind auch da. Als der Lastwagen anfährt, verliere ich fast das Gleichgewicht. Das Fahrtempo macht den Wind noch beißender; mit der freien Hand schlage ich meinen Mantelkragen hoch.

## IM SCHUTZ DER ZEIT

Ich schiebe den Körper zurück, der auf mich gefallen ist, und schwanke noch einen Augenblick, bemühe mich, wieder festen Stand zu finden. Meine behinderte rechte Hand zerrt nicht mehr an meinem Arm. Der Lastwagen steht. Der Druck des Windes hört auf, es weht weich. Plötzlich zerreißen Schreie, Gebrüll die Stille; peitschend treffen uns die Stimmen der Deutschen. Wir bekommen Befehl auszusteigen: *schnell!* Paarweise, ungeschickt, behindert von den Handfesseln, springen wir. Der Lastwagen fährt weiter. Die vier SS-Leute, die uns eskortieren, bleiben bei uns. Niemand wagt, ein Wort zu sagen. In der Nähe steht ein niederes, düsteres Gebäude mit wenigen Fenstern. Das Warten dauert lange, allmählich wird die Luft wieder beißend und umschließt das Gesicht wie mit einer Steinwand. Endlich geht eine Tür auf. Man läßt uns eintreten in einen langen, gekalkten Gang, auf den weißgestrichene Türen münden.

"Das ist ein Irrenhaus", murmelt jemand.

Eine Frau erwacht aus ihrer Starre und fängt zu weinen an. Die Peitsche eines SS-Mannes bringt sie zum Schweigen.

Wir werden in zwei Gruppen aufgeteilt: Männer auf die eine Seite, Frauen auf die andere. Die Männer verschwinden durch eine der Türen, und ich habe gerade noch Zeit, das schüchterne Lächeln des Buckligen wahrzunehmen, der meinen Blick sucht.

"Bewegst du dich absichtlich so, um mir wehzutun?" fragt die Frau, an die ich gefesselt bin. Ich zucke die Achseln. "Schlampe!" sagt sie.

Sie hat das Kennwort gefunden, das es ihr ermöglicht, ins Leben zurückzukehren. Sie klammert sich an dieses vertraute, beruhigende Schimpfwort, ihre gewohnte Verteidigungswaffe der Welt gegenüber.

Die beiden SS-Leute, die bei uns geblieben sind, zünden sich Zigaretten an. Der Tabakduft weckt in mir eine alte, halb vergessene Begierde. Mit Macht verspüre ich das Bedürfnis, noch einmal eine dieser kleinen Gebärden zu vollziehen, die ich so viele Male unwillkürlich, ohne mir ihrer bewußt zu sein, ausgeführt habe und die jetzt eine besondere Bedeutung bekommen. Und ich spüre auch, daß ich Hunger habe, daß ich friere. Alles das bedeutet, daß ich wirklich am Leben bin ... Daß ich also weiterleide. Wenn mein Körper schon wieder auflebt, seine Bedürfnisse und Rituale wiedererlangt, seine Regsamkeit, wird mein Kopf folgen – und das wird unerträglich sein.

Man läßt uns in einen kleinen Raum eintreten, der mit einem Tisch und einem Hocker aus weißem Holz knapp möbliert ist. An den Wänden Wandschränke. Eine Frau in einer eng anliegenden Bluse, eine Polin, bedeutet uns: "Ziehen Sie sich aus und lassen Sie Ihre Kleider auf dem Boden liegen. Sie kommen unter die Dusche."

Die SS-Leute nehmen uns die Handschellen ab. Wir bleiben einen Augenblick zurück, um uns die Handgelenke zu reiben.

*"Schnell!"*

Mit ungeschickten Handbewegungen ziehen wir uns nun aus. Nackt treten wir auf den Gang hinaus. Um zur Dusche zu kommen, muß man ihn seiner ganzen Länge hinuntergehen. Wir gehen eine hinter der anderen. Manche Frauen krümmen sich, die eine Hand über den Brüsten, die andere über ihrem Schoß, und erreichen doch nichts weiter, als auf lächerliche Weise das zu betonen, was sie verbergen wollen. Mit kleinen, eiligen Schritten bewegen sie sich vorwärts, als ob die Bodenfliesen ihre nackten Füße, ihre hin- und herruckenden Hinterbacken versengen würden. Die Deutschen amüsieren sich. Lachend zeigen sie mit den Finger auf einzelne Frauen.

Nach einer eiskalten Dusche läßt man uns, mit blaugefrorenem Körper, eine Ewigkeit dort warten. Schließlich werden unsere Kleider gebracht. Sie sind durch den Dampf gegangen und noch ganz warm. Beim Anziehen überkommt mich ein Gefühl der Behaglichkeit, wie ich es ähnlich bewußt in der fernen Zeit des verwöhnten jungen Mädchens nie gekannt habe. Die Handschellen werden uns paarweise wieder angelegt und wir gehen hinaus, eskortiert von den SS-Leuten.

Die Passanten in den Straßen bleiben einen Augenblick lang stehen, um uns zu betrachten, gehen dann rasch weiter. Wir wissen nicht, wo wir sind, wo wir hingehen. Als sich vor uns ein großes, von einem Gitter umgebenes Bauwerk öffnet, begreifen wir, daß wir an unserem Bestimmungsort angekommen sind. Die SS-Leute bringen uns bis in ein Büro, wo sie uns ein letztes Mal die Handschellen abnehmen und einem Unteroffizier die Papiere übergeben. Der Unteroffizier zählt uns laut ab. Die SS-Leute gehen.

Eine ältere Frau, mit einfacher Eleganz gekleidet, ist hinter uns hereingekommen. Sie tritt an den Schreibtisch und prüft die Papiere. Sie ruft: "Maria Janczewska."

Ich trete einen Schritt vor.

"Komm."

Ich folge ihr durch die Korridore und über die Treppen: hinauf, hinunter. Wieder bin ich in diesen Zustand der Gleichgültigkeit zurückgefallen, in dem ich mich befand, als ich die Gestapo verließ. Ich weigere mich, mich für was auch immer, das mir noch zustoßen könnte, zu interessieren. Mit einem der Schlüssel ihres großen Schlüsselbundes sperrt die Frau eine Tür auf; um mich hineinzubringen, muß sie mir einen Stoß geben. Fünf Augenpaare heften sich auf mich, ohne daß jedoch fünf Paar Hände ihre Arbeit unterbrechen. Sie sitzen und stehen hinter einem langen Tisch, jede hat einen Haufen Socken vor sich. Keine sagt ein Wort. Ich gehe und setze mich auf das Bankende. Neben mir flüstert eine Stimme: "Sie ist fort."

Die Sprecherin ist eine kleine Alte, deren graue Haare in zwei jämmerliche Zöpfe geteilt sind. Ich komme nicht dazu, mich über das

Unpassende dieser Jungmädchenfrisur zu wundern: Sie sprechen alle auf einmal, stellen Fragen, so rasch, daß ich sie kaum verstehen kann. Ob jung oder alt, alle haben sie die Haare zu Zöpfen frisiert.

"Na," sagt eine Frau in den Vierzigern, als kurz Ruhe eintritt, "die da macht es hier nicht lange. Haste verstanden? Ich gebe dir keine drei Monate, bis zu verreckst."

"Das ist mir egal", sage ich und lächle sie an. "Ich soll bald erschossen werden."

"Da, Henrieta," sagt dieselbe Frau, "immer vergnügt, das ist Gesellschaft für dich!"

Die Angesprochene ist ein schönes junges Mädchen, ganz bestimmt ein Bauernmädchen, das dasteht und mich mit großen grauen Augen ruhig betrachtet.

"Hat man dir gesagt, wann?" fragt sie mich.

"Nein. Bald, wurde gesagt."

"Zu mir haben sie das auch gesagt: *bald*, und jetzt sind es schon vier Monate, daß ich hier bin." Sie spricht mit unpersönlich klingender Stimme, sie stellt nur fest.

"Ich hoffe, es wird bei mir nicht so lange dauern."

"Das weiß man nie", sagt sie noch und stopft weiter.

Die Tür geht auf, ein graues Stoffkleid, ein Halstuch und ein Paar Holzschuhe werden auf den Fußboden geworfen. Die Frauen senken die Köpfe, überstürzt bewegen sich die Stopfnadeln auf und ab. Draußen wird der Schlüssel herumgedreht, Schritte entfernen sich.

"Das ist für dich", erklärt mir Henrieta und deutet mit dem Kinn auf die Sachen. "Zieh deine Kleider aus. Du behältst das Hemd an, aber nicht deinen Schlüpfer. Die Verurteilten haben kein Recht auf eine Hose. Mach schnell. Wenn sie zurückkommt und dich so antrifft, wirst du geschlagen. Ihre Schlüssel tun sehr weh."

Ich möchte ihr sagen, dieser Jungen, daß sie sich nicht um mich zu kümmern brauche, daß sie ihre Ratschläge für sich behalten, mich in Ruhe lassen soll ... daß ich nichts weiter nötig habe als menschliche Bosheit und Dummheit ... daß sie nicht versuchen soll, mich durch ihre Freundlichkeit

zu verwirren ... daß es nicht der Mühe wert ist, daß ich auf jeden Fall auf alles spucke. Aber sie hat die Augen wieder auf ihre Arbeit gesenkt. Als einzige arbeitet sie stehend. Selbst in diesem formlosen Gewand lassen sich eine schöngeformte Brust, eine schmale Taille und die angedeuteten Hüften eines erwachsenen Mädchens ahnen. Zwischen ihr und mir sitzt die Alte, deren graue Zöpfe das gefurchte Gesicht auf sonderbare Weise einrahmen; sie hat feuchte Augen, wie ein alter Hund, ihre zitternden, verunstalteten, ungeschickten Hände sind angestrengt bemüht, eine Nadel einzufädeln. Weiter weg, mit schnellen Bewegungen, während ihre kleinen neugierigen Augen alles erhaschen, was um sie herum vorgeht: die Frau, die mir eine kurze Laufbahn im Gefängnis prophezeit hat. Am anderen Ende der Bank sitzt ein dickliches Mädchen oder eine junge Frau, sie wirkt dumm, dann noch eine Person von ungefähr fünfzig Jahren mit schwarzem Haar. Den Eindruck von strenger Ordnung und umsichtiger Reinlichkeit, den sie vermittelt, vermag weder der unmögliche Aufzug noch die lächerliche Frisur zu verwischen; ein hartes, verschlossenes, aber kluges Gesicht.

Der Raum ist groß und durch seine drei Fenster sehr hell. Der Fußboden aus weißem Holz ist sauber. In drei Stockwerken übereinander sind vier Reihen Betten vorhanden, auf jedem eine braune Decke, musterhaft eingeschlagen. In einer Ecke der unvermeidliche Eimer, aber mit einem so blitzenden Deckel, daß man meinen könnte, er soll den Raum schmücken. Auf einem Brett ist eine Reihe Blechschüsseln aufgereiht. – Nach den Keller der Gestapo könnte man das alles für wohnlich halten. In meinem Mantel friere ich nicht, aber die Frauen unterbrechen ihre Arbeit oft, um sich die Hände zu reiben. Bald werde ich genauso frieren. Ich ziehe mich aus, reiße mir fast die Kleider herunter, um es hinter mich zu bringen. Ich behalte nichts an als das Hemd, über das ich das graue Kleid ziehe. Ich stecke die Füße in die Holzpantoffeln und binde mir das Tuch um den Hals. Die Schuhe sind viel zu groß und das Kleid hängt jämmerlich an mir herunter. Mir ist, als sei ich auf einmal eine ungestalte Alte geworden. Ich bemerke, daß Henrieta ihr Kleid in der Taille und unter der Brust zusammengesteckt hat. Warum auch sollte eine

zum Tod Verurteilte nicht auf ihre Kleidung achten? Ich weiß schon, daß ich sie nachahmen werde. Die Frau mit den Marderaugen lacht laut auf: "Na, da hat sie sich ja umgezogen! Nimm die schönen Sachen weg und man sieht, was bleibt!"

Alle sehen mich jetzt an. Da sagt die schwarzhaarige Frau: "Legen Sie Ihre Sachen zusammen, mein Kind. Machen Sie ein Paket daraus. Und ändern Sie Ihre Frisur. Hier muß sich jede auf diese Weise frisieren." In ihrer Stimme ist eine Freundlichkeit, die nicht zu ihrem harten Gesicht paßt.

Die mit den Marderaugen schreit: "Hure! Haste ein anderes Schandweib gefunden, um die Aristokratin zu spielen!"

"Beeilen Sie sich", sagt die Schwarzhaarige nur.

Ich sammle meine Sachen zusammen und mache ein Bündel daraus. Jemand hinter mir weint. In diesem Augenblick, ohne daß Schritte zu hören waren, dreht sich der Schlüssel im Schloß. Die Aufseherin kommt herein. Mein Paket ist fertig. Die Frauen arbeiten, die Blicke gesenkt. Nur der Alten, blind vor Tränen, gelingt kein Stich. Die Aufseherin geht zu ihr. Man hört die Schlüssel klirren, bevor der Bund auf den weißen Kopf herabsaust.

Als sich die Tür wieder hinter der Aufseherin geschlossen hat, liegt die alte Frau auf dem Fußboden, mit blutbedecktem Gesicht. Ich mache keine Bewegung: ich bin gut gedrillt. Henrieta und die Schwarzhaarige heben sie hoch und legen sie auf ein Bett. Mit der Innenseite ihres Rocks wischen sie ihr das Gesicht ab. Langsam kommt sie wieder zu sich und jammert, wie es Kinder nachts machen.

"Wegen diesem Aas hätten wir alle eins auf den Deckel kriegen können", keift die Frau mit den kleinen Augen. Mir einem noch härter gewordenen Gesichtsausdruck geht die Schwarzhaarige zwei Schritte auf sie zu. Dann besinnt sie sich wohl eines Besseren, bleibt stehen und sagt nur: "Halt du die Schnauze!"

Aber die andere stürzt vor, ihre große Stopfnadel in der Hand. Die Schwarzhaarige packt ihren Arm, hält ihn fest und ohrfeigt sie kräftig. Das

wird geschickt und genau besorgt. Schweigend machen sich die Frauen von neuem an ihre Arbeit. Die Alte auf ihrem Bett scheint zu schlafen.

Ich setze mich wieder hin. Eine Arbeit wurde mir noch nicht zugewiesen. Die beiden Arme auf dem Tisch, lege ich den Kopf darauf, der immer schwerer wird und sich zu drehen beginnt ... *Ich versinke in eiskaltem Wasser. Erst die Füße, dann die Beine, die Schenkel. Nur mühsam komme ich in dem immer tiefer werdenden Wasser vorwärts. Es preßt mir bereits die Taille, dann die Brust, dann den Hals zusammen ... es geht mir bis an den Mund. Ich wage nicht mehr, mich zu rühren. Ich müßte schreien ... und dann würde ich wieder zu mir kommen: mit dem weißen Holzboden unter den Füßen ... ich würde die beruhigenden Gebärden der Frauen sehen, würde sie atmen hören. Ich öffne den Mund, vor dem bereits das Wasser steht ... und schreie mit letzter Anstrengung. Ich wache auf, eiskalt von den Füßen bis zum Kopf. Es ist Nacht geworden, eine elektrische Birne verbreitet ein gelbes Licht.*

Die Frauen haben mich nicht beachtet, sie räumen ihre Arbeit auf, legen die Socken sorgfältig paarweise zusammen. Die Tür wird ganz weit aufgestoßen. Herein kommen zwei Gefangene, die einen großen Kessel tragen, und dahinter die Aufseherin mit einem Schöpflöffel. Die Frauen treten in einer Reihe an, jede mit einem Gefäß in der Hand. Ich schließe mich ihnen an. Die braune Flüssigkeit, in der Kartoffelschalen schwimmen, brennt mich angenehm. Das dickliche Mädchen neben mir trinkt gleich aus der Schale, so daß ihr die Suppe über das Kinn läuft. Ihre Augen glänzen. Als sie fertig ist, stößt sie einen Seufzer aus und lächelt mich an. Ich lächle zurück. Da entdecke auf einmal, daß sie das sympathischste Geschöpf ist, dem ich je begegnet bin. Henrieta ißt langsam, im Stehen. Ihr Gesicht bleibt ausdruckslos. Sie reizt mich. "Kannst du dich nicht zur Abwechslung ein bißchen setzen?"

Sie gibt keine Antwort. Da sagt das dicke Mädchen zu mir: "Sie hat kein Fleisch mehr auf dem Hinterteil. Es verfault und löst sich stückweise ab ... Riechst du es nicht? – Wenn die uns ansteckt –!"

Ich blicke zu Boden ... um dieses dumme Gesicht mir gegenüber nicht mehr sehen zu müssen ... und vor allem nicht mehr die andere, die ruhig

weiterißt, stehend. Glücklicherweise geht das Licht aus. Die Frauen gehen in der Dunkelheit zu Bett. Ich rühre mich nicht. Die Tür geht wieder auf und der harte Strahl der elektrischen Taschenlampe sticht mir in die Augen. Die Aufseherin ist mit vier Gefangenen hereingekommen.

"Du schläfst mit der da", weist sie mich an. Dann ist es wieder dunkel. Jemand berührt meine Schulter.

"Komm," sagt eine erschöpfte Stimme, "hinlegen. Ich fange morgen um fünf Uhr an. In der Wäscherei." Eine kalte, faltige Hand bemächtigt sich der meinen. Ich folge ihr. Es ist ein Bett in der unteren Reihe.

"Zieh dein Kleid nicht aus. Es ist zu kalt."

Ich strecke mich neben der Frau auf dem Strohsack aus, und wir schlagen die gemeinsame Decke über uns. Ich bemühe mich, meinen Rücken vor jeder schmerzhaften Berührung zu schützen.

"Komm näher her", sagt die Frau. "Man muß sich aneinanderpressen, sonst ist es zu kalt."

Meine Bettgefährtin ist weich und fett, einige Augenblicke später merke ich jedoch, wie angenehme Wärme mich umfängt.

"Du hast eiskalte Füße," sagt sie, "schlechter Kreislauf." Unmittelbar danach höre ich sie schnarchen. Auf den vom Mond beschienenen Scheiben blüht der Reif. Da kommt eine müde Stimme, von oberhalb: "Heilige Maria, Mutter Gottes, ich werde deine dreckige Nuttenhaut schon kriegen, bitte für uns!"

Überall an meinem Leib juckt es: Ungeziefer! Vorsichtig kratze ich mich, um meine Schlafgenossin nicht zu wecken. Meine Finger bleiben eisig. Und plötzlich denke ich an die alte Frau, die man nicht mehr klagen hört. Vielleicht ist sie tot. Aber das hat nicht zu sagen. Ich schlafe darüber ein.

Vor Frost zitternd werde ich wach, die Nase an den Knien. Die andere Frau ist verschwunden. Ich strecke den Kopf unter der Decke hervor: es ist dunkel. Der Mond ist verschwunden, und wenn ich die Fenster errate, dann nur, weil dort die Finsternis ein wenig schwächer ist. Ich reibe mir kräftig die Oberschenkel.

Eine Glocke schlägt an. Jemand springt von einem Bett; nackte Füße klatschen über den Fußboden. "Donnerwetter, beeilt euch! In fünf Minuten Appell!"

"Geh zum Teufel mit deinem Appell", antwortet eine verschlafene Stimme; ein Sturm von Beschimpfungen ist die Folge.

"Hat keinen Zweck, sich schon am Morgen so aufzuregen, Frau Teresa", läßt sich Henrietas ruhige Stimme vernehmen: "Das ist schlecht für die Gesundheit."

"Hör einer diese lebende Fäulnis, die mir Ratschläge geben will", sagt Teresa entrüstet.

Ich höre sie alle aufstehen und stehe auch auf. Ich suche meine Holzpantinen und finde sie nicht. Kniend taste ich herum. Jemand tritt mir auf die Hand. Ich weine, bemühe mich, das Schluchzen zu unterdrücken. Nicht, daß es sehr wehgetan hätte, aber ich habe ganz einfach genug: *Mein Gott, was tue ich noch hier? Ich hätte längst Schluß machen sollen ... wie auch immer.* Die Lampe geht an. Ich putze mir mit dem Saum des Kleides die Nase und finde dann endlich auch die Holzschuhe.

"Machen Sie rasch Ihre Zöpfe", erinnert mich die schwarzhaarige Frau.

Ich teile die Haare mit dem Fingernagel und flechte sie rasch. Hinter dem Tisch stellen wir uns in zwei Reihen auf, und gleich darauf erscheint die Aufseherin: elegant, tadellos.

"Teresa Wolska meldet: sechs Frauen zum Appell angetreten, keine fehlt, keine krank", sagt die Frau mit den Marderaugen; sie steht in der ersten Reihe.

Eine Gefangene ist hereingekommen, die einen großen, mit Socken gefüllten Korb auf den Tisch stellt. Die Aufseherin sieht mich an: "Du da, du wirst Peitschen machen." Lederstücke und eine Schere werden vor mich hingelegt.

Die Tür schließt sich wieder, und wir sind allein. Die Socken werden gezählt und in fünf Haufen geteilt. Henrieta fädelt stehend ihre Nadel ein. Die Alte ist auch da, mit geschwellenem Gesicht. Der Faden zwischen ihren zitternden Fingern sträubt sich dagegen, sich durch das Nadelöhr ziehen zu lassen.

"Nachdem du neu bist ...," sagt Teresa zu mir, "wie heißt du eigentlich?"

"Maria."

"Na, da wirst du am Anfang einmal den Fußboden putzen. Hier, da hast du die Bürste. Und scheure überall richtig, auch unter den Betten. Wenn du auch nur ein Körnchen Schmutz übrigläßt, kriegen alle eins auf den Deckel."

"Damit?" frage ich und schaue auf etwas, das man allenfalls eine Nagelbürste nennen könnte.

"Halt dich ran, es ist nichts anderes da."

Ich bücke mich und fange an zu scheuern.

"So ein dummes Ding! Mußt schon in einer Ecke anfangen und immer in der gleichen Richtung weitermachen."

Folgsam gehe ich in eine Ecke. Aber sobald ich mich bücke, tut mein Rücken weh. Ich halte inne.

"Mit deinen zehn Fingern haste dich wohl nie anstrengen müssen", bemerkt das dickliche Mädchen verächtlich.

Teresa kommt zu mir herüber. "Das ist wirklich keine Arbeit für so ein feines Mädchen wie dich."

Ich gebe keine Antwort.

"Wir könnten uns einigen: ich mache die Arbeit und du gibst mir deine Brotration."

"Was für Brot?"

"Es wird gleich gebracht. Nicht viel, verstehst du. Ein ganz kleines Stück. – Ich biete dir das nur an, um dir einen Gefallen zu tun."

Ich muß mich zusammennehmen, daß ich ihr nicht die Bürste ins Gesicht werfe. Ich scheuere weiter.

"Also, heißt das ja oder nein?"

Mein Rücken schmerzt immer stärker. Mühsam richte ich mich auf, lasse die Bürste auf dem Boden liegen. Die anderen Frauen sind mit Bettenmachen beschäftigt. Teresa hat sich der Bürste bemächtigt und scheuert den Boden mit erstaunlicher Geschwindigkeit.

Dann läutet wieder die Glocke, worauf wir uns vor der Tür aufstellen, jede ein Gefäß in der Hand. Wir erhalten einen Schöpflöffel voll von einer braunen, lauwarmen Flüssigkeit, außerdem eine Scheibe Schwarzbrot: die Brotration für den Tag. Ich trinke die Flüssigkeit, die Kaffee darstellen soll, und sehe Teresa zu, wie sie die zwei Scheiben Brot verschlingt. Henrieta hat ihr Geschirr neben ihr Bett auf den Boden gestellt. Von unter ihrem Strohsack zieht sie ein paar Fetzen hervor, die sie in das Gefäß taucht. Ich gehe zu ihr hin.

"Laß mich das machen, ich habe im Lazarett gearbeitet."

Schweigend dreht sie sich um und hebt ihr Kleid hoch. Ein widerlicher Geruch nimmt mir den Atem. Ihre Hinterbacken sind eine einzige Wunde, und als ich mit dem angefeuchteten Stoff darüberwische, lösen sich Fleischstücke ab.

"Du solltest dich besser aufs Bett legen", sage ich.

"Nicht der Mühe wert. Es geht schon."

Sie bewegt sich nicht. "Leg' einen Lappen darüber, du kannst ihn mit Stopfwohle festbinden", sagt sie schließlich. "So, das ist sehr gut." Sie läßt ihr Kleid wieder fallen, während ich das meine hinaufschiebe. "Schau mal meinen Rücken an."

Sie berührt mich ganz zart. "Das ist geschwollen. Man möchte meinen, ein Abszeß. Er ist noch nicht reif. Ich werde einen feuchten Lappen drauflegen, damit es schneller geht ... Es muß sehr wehtun."

Ich antworte nicht. Sicherlich tut es sehr weh und manchmal finde ich diese Schmerzen unerträglich. Aber was soll ich diesem Mädchen antworten, die sich nicht mehr hinsetzen kann und deren Fleisch sich ablöst wie Rinde von einem toten Baum?

Wir gehen an unsere Plätze am Tisch. Die Kälte ist bitter, und ich habe Hunger. Ich betrachte den riesigen Kachelofen, von wo die eisige Luft auszustrahlen scheint. Ich merke, daß Henrieta mich ansieht.

"Arbeiten!" sagt sie. "Du schneidest das Leder in ganz schmale Riemen. Schneide erstmal das ganze Leder, dann zeig ich es dir weiter."

Leder schneiden, das ist leicht gesagt. Vergeblich drücke ich mit beiden Händen, mit ganzer Kraft die Schere zusammen ... Es gelingt mir nicht,

das Leder auch nur zu ritzen. In der nichtigen Hoffnung, das Lederstück werde sich an einer anderen Stelle gefügiger zeigen, versuche ich es dort. Aber ich erreiche nichts, als daß ich mir an den Fingern weh tue.

"Du gibst mir mittags deine Suppe, und ich schneide dir ein paar Riemen", sagt da Teresa zu mir.

"Weder Suppe noch Brot!" antworte ich mit dem Zorn, den der Hunger mir in die Eingeweide bohrt.

"Du, du kriegst noch mal die Schnauze eingeschlagen", schließt Teresa in abgeklärter Entschiedenheit.

"Immer noch meine Schnauze, soviel ich weiß."

Teresa bricht los: "Schaut euch das an! Niemand weiß, wo die herkommt ... und zum Tod verurteilt! Wegen nichts wird niemand zum Tod verurteilt, auch bei den Deutschen nicht! Bist du vielleicht zufällig eine JÜDIN, die sich versteckt, was? Diese Sippschaft, die is gerissen! Ich, ich kenne mich aus bei den JÜDINNEN, die sich verstecken und die alle anderen für Dummköpfe halten."

Ich lache laut auf. Sie ist eingesperrt wie ich, aber sie versucht noch, mir Angst einzujagen.

"Ich sage ja nicht, da du eine Jüdin bist, aber die es sind, bei denen kenn' ich mich aus, und wenn die meinen, daß sie davonkommen, dann sag' ich dir: die irren sich!"

Ostentativ richtet sie ihren Blick auf die schwarzhaarige Frau: "Sag doch, du, Swoboda, woher kommst du genau? Ich lebe schon immer, seit vierzig Jahren, in Płońsk kenn' ich jeden Stein hier. Stimmt doch, Wanda?"

Das dickliche Mädchen nickt.

"Dich kenne ich. Ich kenne Mutter Bradziecka" – sie zeigt mit dem Kinn auf die alte Frau –, "ich kenne die beiden, die in der Wäscherei arbeiten, die zwei in der Küche. Die beiden zum Tod verurteilten Rotznasen kenn' ich nicht, aber wie dem auch sei, die sind versorgt. Aber du – Swoboda? Du hast nur ein Jahr Gefängnis. Warum?"

"Geht dich das was an?" sagt darauf die andere.

"Das kann mich schon was angehen. Eines Tages bin ich in Plock gewesen, hab' Stoff gekauft beim Juden. Na, und da war eine Jüdin, die hat dir komisch ähnlich gesehen."

Swoboda zuckt die Achseln. Sie hat bräunliche Haut, eine kräftige Nase und dichte Augenbrauen, die zusammenlaufen. Dadurch wirkt sie tatsächlich etwa orientalisches. Aber ihre Augen blicken kalt, ihr Mund ist verächtlich geschlossen und in ihrem Gesicht bewegt sich kein Muskel. Nein, das ist unmöglich: Wie könnte eine Jüdin ihres Alters so gut Theater spielen?

"Man kann schon sagen, daß das eine feine Sache war, was sie da gemacht haben ... daß sie uns die ganzen Juden vom Hals geschafft haben", bemerkt Wanda.

Die alte Bradziecka macht ihren Mund mit den geschwollenen Lippen auf: "Das schmutzige Ungeziefer, es ist denen recht geschehen."

Henrieta arbeitet, ohne aufzublicken. Teresa starrt mich an. Ich unternehme einen weiteren und ebenso erfolglosen Versuch, das Leder zu schneiden.

"Was sagst du dazu, du, Maria –?"

Mit welcher Freude würde ich ihr ins Gesicht spucken! Was hindert mich? Ist für mich nicht alles zu Ende? Aber vier Jahre Dressur, Verstellung, Lüge umstellen mich: ich schweige.

"Vielleicht hast du deine Gründe, daß du nichts sagst ...," bemerkt Teresa, "gute Gründe, nicht wahr?"

"Laß sie in Ruhe. Sie ist im Gefängnis wie wir alle", sagt jetzt Frau Swoboda.

Teresa antwortet nicht. Das kommt mir so komisch vor, daß ich zu ihr hinsehe. Ihre Äuglein, die sie auf Frau Swoboda geheftet haben, blitzen boshaft. Ich vermute, in ihrem Kopf arbeitet es so heftig, daß sie darüber zu sprechen vergißt. Derweil stürzt sich Wanda in eine bis ins einzelne gehende Beschreibung der Speisefolge, die sie bei Herrn und Frau Rok, wo sie Mädchen für alles war, aufgetragen hat. Und wir hören gebannt zu. Ich rieche den Bratenduft, ich schmecke die Soße, der Speichel läuft mir im Mund zusammen. Sogar Henrieta hat mit Stopfen aufgehört. Die alte

Bradziecka steuert besondere Zutaten zu den Rezepten bei, wobei ihre Worte halb verstümmelt über ihre Lippen kommen.

"Und du, Maria, was suchst du dir aus?" Henrietas Stimme klingt hell und vergnügt. Wahrhaftig, die Stimme eines ganz jungen Mädchens. Ohne zu zögern antworte ich: "Ein Omelette."

Was ich zu Hause am meisten verabscheute! Ich konnte eine Stunde vor meinem Teller sitzenbleiben, das Essen unaufhörlich im Mund hin- und herbewegen, ohne mich aufzuraffen, es zu schlucken.. "Iß, mein Kleines", sagte Mama. "Iß, sonst wirst du nie groß." Jetzt bin ich groß und jetzt, da ich Lust auf ein Omelett habe, werde ich nie mehr eines probieren können.

An diesem Tag läutet die Glocke zum dritten Mal. Wir stellen uns wieder neben der Tür an, die kurz darauf aufgeht.

Von der Aufseherin eskortiert, gehen wir den langen Korridor entlang. Wir steigen Stufen hinab und biegen in einen anderen Korridor ein, der das getreue Ebenbild des ersten darstellt. Ganz am Ende kehrt ein Gefangener mit geschorenem Kopf den Boden. Sobald er uns kommen hört, stellt er sich – den Rücken uns zugekehrt – an die Wand. Die Blicke der Frauen bleiben an ihm hängen. Wanda fährt sich mit der Zunge über die Lippen wie ein Kind beim Anblick einer Näscherei. Unsere Pantinen machen ohrenbetäubenden Lärm in dem leeren, hallenden Korridor. Bei jedem Schritt laufe ich Gefahr, die meinen zu verlieren. Ich kralle die Zehen zusammen, um sie festzuhalten und bekomme schließlich einen Krampf. Da schiebe ich die Füße ganz tief in den Holzschuhe hinein und schleife sie über den Boden, ohne die Knie abzubiegen. Henrieta geht hinter mir. "Geh schneller", flüstert sie.

Vor uns steht eine große Tür offen: Auf dem Hof warten weitere Gefangene, blau vor Kälte. Wir tauchen wie in ein eisiges Bad ein. Mir ist, als hätte ich noch nie eine solche Kälte erlebt. Die Luft ist für mich wie ein Faustschlag mitten auf die Brust. Wir stellen uns hintereinander auf und fangen an, im Hof die Runde zu machen. Es dauert nicht lange und ich rutsche aus auf dem Glätteis. Henrieta hält mich. Die Kälte dringt unter meinen Kittel und steigen an den Beinen hinauf. Nach ein paar

Augenblicken gehört mein Körper nicht mehr zu mir, Ich bin gefangen in einem steinernen Panzer. Ich atme vorsichtig, mit zusammengepreßten Zähnen. Außerstande, das Rutschen zu vermeiden, überlasse ich mich auf dieser Eisbahn jetzt meinen Holzschuhen, die mich mitnehmen. Hinter mir höre ich jemanden hinfallen. Die Prozession bleibt stehen. Nochmal hält mich Henrietas hilfsbereite Hand. In das Schweigen hinein pfeift eine Peitsche und fällt auf einen Körper herab. Ein Hieb folgt auf den andern, dann Schreie.

"Dreh' dich nicht um", sagt Henrieta leise.

Ich habe nicht die geringste Lust dazu. Das alles ist mir völlig gleichgültig. Ich halte eine Hand vor den Mund und hole zwischen den Fingern hindurch Luft. Das Einatmen ist dadurch nicht mehr ganz so schmerzhaft. Im übrigen spüre ich die Kälte kaum mehr, als ein Toter das Gewicht der Steinplatte über seinem Grab.

"Schneller!" schreit die Aufseherin.

Wir beschleunigen unsere Schritte. "Schneller!" Wir gehen noch rascher. Mein Kopf ist wie ausgepumpt ... die Erde verschwindet ... ich drehe mich im Kreis, drehe mich ... Dann kippt alles und ich liege der Länge nach auf dem Eis. Hoch oben über mir ahne ich das Gesicht der Aufseherin. Die Peitsche hebt sich.

"Sie haben nicht das Recht, die zum Tode Verurteilten zu schlagen", ruft eine Stimme.

Die Aufseherin antwortet mit einer Flut von Schimpfwörtern, aber die Peitsche saust nicht herab. Jemand hilft mir aufzustehen. Es wird noch gesprochen, aber das scheint sehr weit entfernt zu sein, ich kann nichts verstehen. – Es kommt mir auch vor, als ob ich ginge, immer gestützt. Ich steige Treppen hinauf, es ist wie im Traum. Eine Tür wird geöffnet ... Ich bin im Dunkeln. – Ich strecke eine Fuß vor und stoße auf etwas Weiches, das unter meinem Gewicht nachgibt. Auf's Geratewohl setze ich den anderen Fuß vor und sinke bis in die Wade ein. Ich bücke mich: das ist ein großer Haufen von Stofflappen. Ich lasse mich völlig gehen und tauche mit Hochgenuß in dieses Paradies aus Weichheit in. Mit beiden Händen schiebe ich die Lappen um mich und über mir zurecht und sofort fange

ich wieder an, warm zu werden. Plötzlich bekomme ich Angst: ich spüre, daß jemand da ist, ganz nahe. Ich halte den Atem an. Wie gern wäre ich jetzt wieder in dem eisigen Hof, zusammen mit anderen Geschöpfen, die mir ähnlich sind! Die Spannung wird unerträglich. Gleich werde ich zu schreien anfangen.

"Maria – "

Meine Zähne schlagen aufeinander. Wieder das Flüstern: "Maria – "

"Wer ist da?"

"Ich bin es, Henrieta."

Mein Schrecken schlägt in Wut um. "Hättest du das nicht gleich sagen können, dummes Frauenzimmer!"

"Sei still. Vielleicht steht noch jemand hinter der Tür."

"Das ist mir egal!" Ich möchte heulen vor Erleichterung und Freude.

"Was machst du da?" frage ich.

"Nichts."

"Komm hierher ... man fühlt sich erstaunlich wohl. Wir haben ein warmes und molliges Bett bekommen! Gib mir deine Hand." Ich strecke die meine aus und bewege sie nach allen Richtungen. "Da, – was machst du denn?"

"Ich suche dich", sagt sie.

Ich lache auf. Der Gedanke, daß wir beide hier mit unseren Armen Windmühle spielen, ohne zusammenzutreffen, kommt mir unwiderstehlich komisch vor.

"Du bist völlig verrückt", sagt Henrieta.

Sie muß nähergekommen und über die Lappen gestolpert sein, denn ganz plötzlich halte ich sie in den Armen. Sie ist noch eisig. Ich ziehe sie an mich.

"Nein, nicht so", sagt sie. "Ich muß mich auf die Seite legen."

Ich strecke meinen Arm lang aus, und sie legt ihren Kopf darauf. Ich häufe viele Lappen über uns beide. Lange schweigen wir. Ich spüre, wie sie an mir wieder warm wird. "Wo sind wir?"

"Ich hatte dich gestützt. Im Korridor hat die Aufseherin die Tür aufgemacht und mir befohlen, ich soll mit dir da reingehen. Mehr weiß ich auch nicht."

"Meinst du, daß sie uns hierlassen? Ich fühl mich so wohl ..."

"Du hast Angst gehabt, eben?" fragt sie.

"Ja, sehr."

"Und im Hof?"

"Nein, im Hof habe ich keine Angst gehabt."

"Du bist ein sonderbares Mädchen. Manchmal wirkst du ... wie eine dumme Gans ...und manchmal siehst du so aus, als ob du mehr als wir alle wüßtest."

"Das ist immer noch besser als bei dir," sage ich darauf, "wo man sich überhaupt nicht auskennt."

"Bist du sicher, daß das stimmt, was du da sagst?" Durch die Lappen hindurch tastet ihre Hand nach mir und umschließt die meine mit überraschender Kraft. "Verstehst du: ich möchte nicht, daß das bemerkt wird."

Ich erwidere den Druck ihrer Finger, die meine Hand verzweifelt zusammenpressen. Das ist alles, was ich tun kann, denn ich begreife nichts. Ich mache meine andere Hand frei und streichle ihre Haare. Jetzt schluchzt sie leise. "Ich fürchte mich vorm Sterben ... ich fürchte mich so vorm Sterben ... Was tut man, daß man keine Angst hat? – Meinst du, daß sie uns erschießen werden?"

"Hoffentlich", antworte ich. "Das ist der beste Tod. Der schnellste."

"Du hast also keine Angst?"

"Nein."

"Ich muß feige sein", sagt Henrieta und versucht, ihre Hand freizubekommen. Ich halte sie fest.

"Du bist nicht feige. Du bist das tapferste Mädchen, das ich je gesehen habe. Ich wette, du hast keinen Laut von dir gegeben, als sie dir das Hinterteil zerfetzt haben."

"Nein, ich habe kein Wort gesagt", antwortet sie nun und läßt ihre Hand in der meinen.

"Siehst du. Man muß sehr tapfer sein, um das auszuhalten. – Was wollten sie von dir?"

"Die Namen der Burschen, die zu uns kamen, zu Versammlungen." Sie hat sich jetzt beruhigt. Ich wische ihr die Tränen von den Wangen.

"Und du, dein Rücken, weswegen war da?"

"Ungefähr dasselbe." So nahe ich mich ihr fühle, sofort verschließe ich mich. Auf den Gedanken, daß ich mehr von der Wahrheit sagen könnte, komme ich gar nicht.

"Du hast nichts gesagt ... du auch nicht?" fragt sie.

"Nein, – und das ist wahr."

"Dann sag' mir doch, warum ich Angst vorm Sterben habe und du nicht?"

Ich finde nur eine einzige Erklärung: "Weil du ... du willst leben, aber ich ... *mich kotzt es an!*"

"Wie alt bist du?"

Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, aber nach meinen falschen Papieren bin ich erst neunzehn. Aber das hat nichts mehr zu sagen ... ich werde ja sterben. "Ich bin neunzehn", sage ich. So sehr sind Mißtrauen und Lüge mir selbstverständlich geworden.

"Da sind wir gleichalt ... Aber ich lebe so gerne! Ich habe einen jungen Mann kennengelernt, und ich möchte ihn so gern wiedersehen."

"Er ist noch am Leben?" Eine unerwartete Eifersucht lähmt meine Hand, die ihre Haare streichelt.

"Wer weiß das?" antwortet sie wie abwesend.

Vielleicht ist er tot, sage ich mir, und bin auf eine unklare Weise erleichtert. Ich fange wieder an, ihre Haare zu stricheln. "Liebst du ihn sehr?"

"Ich weiß nicht. Er küßte mich. Ich möchte es noch einmal machen ... sogar mit einem anderen."

Ich rücke weg von ihr, mit einem Mal.

"Was hast du?"

"Nichts. Ich muß mich anders legen. Mein Rücken tut weh."

"In ein paar Tagen kann ich deinen Abszeß aufstechen. Er ist noch nicht reif. – Ist es so besser?"

"Ja." – Ich spüre, wie sie sich sachte nähert, bei mir sein möchte. Ich nehme es mir übel, daß ich nachgegeben habe. Das ist nicht ihre Schuld. Grenzenloses Mitleid überflutet mich. Wir schweigen. So nebeneinander ausgestreckt, haben wir es warm. Wenn wir bis zum letzten Augenblick so liegenbleiben könnten, wenn der letzte Augenblick jetzt auf der Stelle käme, bevor wir wieder frieren müssen ...

Die Tür geht auf, eine Männergestalt hebt sich gegen das Licht ab, tritt einen Schritt vor, bückt sich, stellt etwas auf dem Boden ab ... gleich darauf ist es wieder dunkel. Das ist so schnell gegangen, daß ich nicht dazugekommen bin, etwas von diesem Raum zu erkennen. Ich wühle mich aus den Tüchern hervor. Auf Händen und Füßen krieche ich zur Tür: Ein Krug und ein sehr großes Stück Brot! Schnell bin ich wieder bei Henrieta. "Da! Nimm das mal in die Hand!"

"Das ist unglaublich – "Für uns allein? wieso?"

"Vertilgen wir's?"

"Sachte, sachte: vielleicht ist es die Ration für die ganze Woche!"

"Also teilen wir. Nimm deine Hälfte und hebe sie ein Jahr lang auf, wenn du willst. Ich esse alles. Ein einziges Mal noch werde ich mir den Bauch füllen." Und ich breche das Brot auseinander: "Wähle!"

Eingewühlt in die Stoffe lassen wir nur den Kopf und eine Hand zum Essen frei.

"Du ißt zu schnell", stellt Henrieta fest. "Das Vergnügen soll doch lange anhalten."

Sie hat recht. Bevor ich schlucke, kaue ich sorgfältig, verteile den Geschmack des Brotes über die ganze Oberfläche meines Gaumens. In dem Maße, wie das Stück kleiner wird, ziehe ich das Essen in die Länge. Schließlich mache ich Pausen zwischen den einzelnen Bissen. Eine köstliche Schwere erfaßt mich. Mir ist warm, ich fühle mich wohl. Da, mit einem Mal erscheint es mir ungeheuerlich, dieses Wohlbehagen zu empfinden, während ER über seinem geschorenen Kopf das Gewicht der

Welt aushalten muß. Aber ich sage mir daß es unwichtig ist, weil ich ja schon auf dem Weg zu ihm bin.

"Ich frage Henrieta: "Hast du alles gegessen?"

"Ja, ich konnte nicht widerstehen, eigentlich ist es mir egal."

"Ich kann mir kaum mehr vorstellen, wieder Hunger zu haben – "

"Willst du einen Schluck trinken?"

"Nein, nicht gleich. Ich habe Angst, daß es das Brot wegrutschen läßt."

"Ich möchte mich umdrehen", sagt sie nach einem Augenblick. "Ich bin ganz steif auf einer Seite."

"Ich auch."

"Dann drehen wir uns aber den Rücken zu – "

"Wir müssen die Plätze tauschen."

Henrieta steigt über mich hinweg und wir richten uns von neuem häuslich ein.

"Henrieta?"

"Ja?"

"Wer ist die Frau, mit der ich zusammen schlafe?"

"Das ist Marta. Sie wäscht die Wäsche von den Soldaten. Sie sind zu zweit dafür zuständig ... den ganzen Tag die Beine im Wasser! Sie machen es nicht mehr lange."

"Und die beiden andern?"

"Die haben das große Los gezogen: die Küche."

"Und die bei uns?"

"Frau Bradziecka ist völlig kindisch. Ihr Sohn hat bei den Deutschen arbeitet, der hat sich aus dem Staub gemacht. Wanda, die Blonde, arbeitete bei einem Kerl, der Juden versteckte. Gegen Geld natürlich. Man hat ihn eingesperrt und sie auch. Sie hat bestimmt mit ihm geschlafen, denn wenn man sie hört, war er ein Heiliger."

"Und Frau Swoboda?"

"Niemand weiß, warum sie hier ist. Sie spricht nie von sich."

"Sie sieht sympathisch aus."

"Ja ... aber man weiß nicht, was in ihrem Kopf vor sich geht."

"Meinst du, es ist wahr, was Teresa über sie gesagt hat?"

"Teresa, das ist ein Schandweib! Die hat kollaboriert."

"Was macht sie dann hier?"

"Sie hat es auf dem Schwarzen Markt ein bißchen zu heftig getrieben. Als die gemerkt haben, daß von ihr nichts mehr zu holen ist, haben sie sie eingelocht. Nimm dich in acht von ihr!"

"Ich brauche mich vor niemandem mehr in acht zu nehmen ..."

"Du hast ja recht", sagt sie, als bedaure sie es. "Wir zwei, wir brauchen uns nicht mehr in acht zu nehmen. Aber sie ist fähig, uns das bißchen Zeit zu vergiften, das uns noch bleibt."

"Vielleicht bekommen wir sie gar nicht mehr zu Gesicht," überlege ich, "sie und die andern."

Henrieta kommt noch näher her, ich spüre ihren Atem. "Du glaubst, deshalb haben sie uns abgesondert? Daß sie jetzt Schluß machen ... mit uns?" Ihre Stimme ist so leise, daß ich die Worte mehr errate als verstehe.

"Was macht das schon? Nachdem wir sowieso in den sauren Apfel beißen müssen. Heute hast du gefressen, du hast es warm, man läßt uns in Ruhe. Was willst du mehr?"

"Wenn du das sagst" – und ihre Stimme zittert –, "bist du also sicher, daß Schluß ist."

Wieder überlasse ich mich dem Mitleid, das ich für sie empfinde. "Heute weiß niemand etwas Bestimmtes. Allerdings es ist nicht logisch, jemanden zu bestrafen und im Dunkeln einzusperren, wenn er erschossen werden soll."

Henrieta drängt sich an mich. "Glaubst du? Glaubst du wirklich?"

*Daß es auch nicht logisch ist, uns so viel Brot zu geben – außer daß sie uns gleich erschießen werden: das spreche ich nicht aus.*

Nachdem wir eine Weile geschwiegen haben, klingt ihre Stimme wieder natürlich, kommt frei aus der Brust. "Du hast recht. – Was soll es, Leute im Dunkeln einzusperren, um sie dann gleich hinterher zu erschießen."

Der Druck ihres Körpers läßt nach. Sie hat nicht mehr so viel Angst, sie hat mich nicht mehr ganz so nötig.

"Man fühlt sich wohl hier, findest du nicht?"

Sie gibt keine Antwort.

"Bist du müde?"

"Nein, ich denke an eine Menge Dinge ..."

"Wozu? Was war, das kannst du nicht ändern. Und das, was erst noch kommen wird, das kannst du nicht aufhalten. Und was du in diesem Augenblick bist ... hat nichts zu sagen. Wenn man Hunger hat, denkt man nur, daß man Hunger hat. Wenn man friert, denkt man, daß man friert. Und wenn man weder friert noch Hunger hat ... dann fängt man an, über blödsinniges Zeug nachzudenken."

"Was soll man denn sonst machen, hier?"

"Vielleicht können wir spielen – "

"Im Dunkeln? Was denn?"

"Na, – du denkst an ein Ding oder ein Tier. Ich stelle dir Fragen. Zehn Fragen höchstens. Wenn ich damit nicht herausbringe, was es ist, habe ich verloren. Einverstanden?"

"Das geht", erklärt Henrieta ganz vergnügt.

"Aber geschwindelt wird nicht! Wir dürfen nicht den Gegenstand wechseln, wenn wir merken, daß es heiß wird. Fangen wir an!"

"... Los!"

"Wie lang?"

"Ungefähr zwei Meter."

"Woraus ist es?"

"Aus Haut!"

"Welche Farbe?"

"Braun oder schwarz oder weiß oder grau. Oder schwarzweiß oder braunschwarz oder ... und so weiter."

"Hat es Pfoten?"

"Ja."

"Läuft es schnell?"

"Es läuft nicht."

"Machst du dich über mich lustig – ?"

"Keineswegs!"

"Gut. Es hat also Pfoten, aber es läuft nicht. Lebt es?"

"Nein."

"Du schwindelst! Du hast gewechselt."

"Ich schwinde nicht. Du hast immer noch drei Fragen."

"Habe ich es schonmal gesehen?"

"Ja, das ist möglich."

"Ist es in der Stadt zu sehen?"

"In der Stadt oder auf dem Land."

"Quatsch!"

"Nein, nicht Quatsch. Es ist ein Pferd."

"Ein Pferd? Du hast gesagt, daß es nicht lebt!"

"Sicherlich. Es ist ein krepierendes Pferd." Und Henrieta lacht. Noch nie habe ich sie lachen gehört. Ich warte, aber sie lacht immer noch heftiger. Es nimmt ihr den Atem. "Hast – hast du noch nie ein – krepierendes Pferd gesehen?"

Jetzt hat sie den Schluckauf. Und plötzlich kann ich nicht mehr widerstehen: ich breche in ein nicht mehr zu haltendes Gelächter aus. Ich lache über mich, über das krepierende Pferd, über Henrietas Schluckauf und über die Dämlichkeit von uns beiden.

"Gib mir ein bißchen Wasser", sagt sie in einer Schluckaufpause. "Ich kann nicht mehr."

Ich stehe auf, verwickle mich mit den Füßen in den Tüchern und falle auf die Knie, unaufhörlich lachend. Es gelingt mir, mich so weit zu beherrschen, daß ich mich tastend auf die Tür zu bewegen kann. Henrietas Schluckauf nimmt ein beängstigendes Ausmaß an.

"Halte den Atem an, möglichst lang, dann geht es weg. Ich finde den Krug nicht."

Ich höre sie schnauben, ächzen, höre ihre Anstrengungen, nicht zu atmen. Endlich beruhigt sie sich; und meine Hand gerät an den Krug.

Sie trinkt einen Schluck, dann sagt sie: "Wir sollten das Wasser für Umschläge nutzen, du auf deinen Rücken, ich hinten drauf." Eine weitere Salve unseres närrischen Gelächters. Wir feuchten die Lappen an und legen sie uns auf die Wunden, so gut es geht; Stopfgarn haben wir hier nicht. Nach Abschluß dieses Unternehmens legen wir uns wieder hin. Von

Zeit zu Zeit werden wir wechselseitig von einem Lachanfall geschüttelt. Henrieta gähnt. Dann höre ich sie gleichmäßig atmen. Sie schläft.

*... Die Tür meines Zimmers öffnet sich halb. Ein Lichtstrahl fällt schräg auf das Parkett. Mama sagt: "Das Kind schläft." Der Lichtstrahl flackert. Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und sinke zurück in die Wärme, in das Geheimnis der Kindheit.*

"Raus!"

*Instinktiv schiebe ich mich tiefer unter die Decke. Vor allem – nicht bewegen. Das ist ein schlimmer Traum.*

"Raus hier!"

"Steh auf, Maria. Das ist das Ende." Henrietas Stimme ist ausdruckslos.

Ich tauche aus dem Haufen der Lappen empor. Das Licht der Taschenlampe blendet mich. Eine Peitsche pfeift. Wir stürzen davon, ohne auch nur den Versuch zu machen, unsere Holzpantinen wiederzufinden. An der Tür erwartet uns die Aufseherin. Wieder packt uns die Kälte des Korridors, benagt unsere bleichen Füße. Treppen, Gänge ... eine Tür. Alle Türen sehen gleich aus. Henrieta hat die Augen niedergeschlagen, ihr Gesicht ist ausdruckslos, teilnahmslos. Eine Maske vor ihrer Angst. – Die Hand mit den gepflegten Nägeln steckt einen großen Schlüssel ins Schloß ... und wir stehen wieder Teresa, Wanda und der alten Bradziecka gegenüber.

"An die Arbeit", sagt die Aufseherin.

Sie sperrt die Tür wieder zu. Ich nehme wieder meinen Platz ein. Die Lederstücke sind verschwunden, ein Sockenhaufen erwartet mich. Henrieta bleibt stehen, mir gegenüber. Wir erhalten eine Stopfnadel, Faden. Niemand sagt ein Wort: Noch haben wir keine Schritte gehört, die sich auf dem Gang entfernen. Wir haben wieder Hunger; wir frieren wieder. Ich bemühe mich, die Füße in die Luft zu halten, um den eisigen Fußboden nicht berühren zu müssen. Das ist keine Lage, die man lange aushalten kann. Ich ziehe meine Beine an und wickle notdürftig das Kleid um die Füße.

"Wo ist die Swoboda?" fragt Henrieta.

"Sie ist heute morgen geholt worden", antwortet Wanda.

"Warum?"

"Sie war eine JÜDIN."

Angst packt mich, wie ich sie überhaupt nicht mehr kannte. Angst wovor? Lächerlich. Frau Swoboda hat ihr Spiel gut gespielt, am Ende haben sie sie doch erwischt, das ist das Übliche und geht mich nichts an. Wanda sagt noch: "Gegen Mittag hat man im Hof die Salve gehört. Das ist alles, was man weiß."

"Ich hätte trotzdem geschworen, daß sie eine Christin war wie wir alle", läßt sich die zitternde Stimme der alten Frau vernehmen. "Sie sind so gerissen, diese Juden."

Teresa hat die Augen gesenkt, sie arbeitet ziemlich hektisch.

"Und Sie, Sie wissen auch nichts weiter?" Henrieta heftet den Blick auf Teresa.

Die zuckt die Achseln, ohne aufzublicken. "Was meinst du, was ich wissen soll?"

"Sie waren es doch, die gesagt hat, daß sie eine Jüdin ist."

"Sollte meinen, daß ich nicht die einzige war, die sich das dachte. Außerdem, wozu steckst du deine Nase da 'rein? Juden verteidigen, das kann teuer zu stehen kommen, denk' dran. Man kann dich noch ganz schön hernehmen, bevor du stirbst." Teresas Stimme hat ihren gehässigen Tonfall wiederbekommen. Aber die Augen hält sie gesenkt.

Henrieta antwortet nicht. Sie nimmt ihre Arbeit wieder auf.

"Wenn es eine Jüdin war, mußte sie draufgehen!" (Wanda)

Der Vorfall ist erledigt. – Aber mich wundert, daß niemand fragt, wo wir beide in dieser Nacht waren.

"Henrieta," sage ich, "wenn wir Socken anziehen würden?"

"Wir werden keine Zeit zum Ausziehen haben, wenn die Aufseher kommen –"

Ich mache mir nichts mehr aus Schlägen. Ich streife mir ein Paar Socken aus dicker grauer Wolle über. Henrieta näht mit bloßen Füßen weiter.

"Du bist blöde", sage ich. "Was das ausmacht!"

Aber sie zieht sich hinter ihre kühle, ausdruckslose Maske zurück. Ich ahne jetzt, was sich dahinter verbirgt.

Die Tage vergehen. Die Socken, der lauwarme Kaffee, die Mittagssuppe, die Abendsuppe, die endlosen Gespräche über das Essen und über die Männer, denen ich zuhöre, an denen ich mich beteilige; die Nächte auf dem von Ungeziefer wimmelnden Strohsack, neben dem weichen Leib einer gealterten Frau, deren Beine vom Wasser ausgelaugt und geschwollen sind; die Runden auf dem Glatteis ... Die Glocke, die Glocke, die Glocke ... die uns aufzustehen befiehlt, die uns zu essen befiehlt, hinauszugehen, sich hinzulegen befiehlt. Und dennoch ist jeder dieser immer gleichen Tage auch einmalig. Er zieht sich unendlich hin bis zur Abendglocke, und wenn wir uns hinlegen, ist es immer die letzte Nacht, – und doch ist es unerlässlich, daß ein neuer Tag kommt, der mit allem wieder beginnt. Und alle Tage verschmelzen schließlich zu einem einzigen grauen, eisigen, endlosen und ungewissen Tag.

Dann hallt eines Morgens zu einem unbestimmten Zeitpunkt dieses unendlich langen Morgens ein doppelter Schritt auf dem Korridor. Die Nadeln geraten außer Fassung. Die Schritte machen vor unserer Tür Halt. Alles Ungewohnte ist eine Drohung. Der Schlüssel dreht sich im Schloß, langsamer als gewöhnlich (scheint es mir). Das Quietschen der sich öffnenden Tür schrillt noch mehr in den Ohren als gewöhnlich. Wir haben die Augen auf unsere Arbeit gesenkt.

"Das ist die Frau", ist die Stimme der Aufseherin zu hören.

Ich hebe den Kopf. Hinter der Aufseherin erscheint die schwarze Tracht eines Priesters. Ein Finger richtet sich auf Teresa. Die steht langsam auf, mit vor Entsetzen geweiteten Augen, und macht zwei Schritte nach hinten. Sie stößt gegen ein Bett. Flehentlich bringt sie heraus: "Nein, nicht ich ... nicht ich ..."

Der Priester geht auf sie zu. "Sie haben meine Schwester gekannt?" Er hat eine schöne Stimme, tief und warm.

"Ich habe nichts Böses getan – "

"Es handelt sich um Frau Swoboda. Sie war meine Schwester."

"Ich weiß nichts, ich schwöre, daß ich nichts weiß!" Ihre Blicke huschen herum, als seien sie auf der Suche nach einem Fluchtloch.

"Sie haben bezeugt, daß sie Jüdin sei. Sie haben gesagt, daß Sie sie kennen."

"Jeder kann sich täuschen. Ich wußte nicht, daß das Ihre Schwester ist."

"Aber Sie haben behauptet, daß Sie sie kennen. Haben Sie sie wirklich gekannt?"

Einfältig wiederholt sie: "Ich wußte nicht, daß es Ihre Schwester war."

"Sie ist tot, und Sie sind dafür verantwortlich." In seiner Stimme kommt kein Zorn zum Ausdruck; sie ist sehr traurig und müde.

Die Aufseherin ist hergekommen. Der Schlüsselbund saust herab auf Teresas Kopf. Regelmäßig heben sich die Schlüssel und fallen wieder herab, durch nichts zu unterbrechen. Wir sind sowas gewohnt. Henrieta läßt den Priester nicht aus den Augen. Er sagt keinen Ton, Ich spüre, daß er bereits aufgegeben hat.

Dann sagt Henrieta mit einer Stimme, die ich nicht an ihr kenne: "Vater, segnen Sie mich."

Der Priester blickt sie bewegungslos an.

"Ich muß sterben. Segnen Sie mich, Vater, denn ich habe große Angst."

Die Aufseherin läßt von Teresa ab und dreht sich um. "Was ist los?"

"Sie möchte gesegnet werden", sagt der Priester höflich. "Darf ich ihr den Segen geben?"

Die Aufseherin geht auf Henrieta zu. Beider Gesichter sind jetzt ganz nah aneinander. Sie betrachtet Henrietas ausdruckslose Maske. "Polenschwein", sagt sie nur. Und diese Frau im strengen grauen, untadelig geschnittenen Kostüm, diese deutsche Frau mit den flinken und präzisen Bewegungen und der intelligenten Stirn, spuckt der zum Tod Verurteilten ins Gesicht. Henrieta zuckt mit keiner Wimper. Plötzlich habe ich das Gefühl, wir sind alle blind, jede einzelne von uns taumelt in ihre eigenen Abgründe.

Die Wächterin geht hinaus, hinter ihr der Priester. Jetzt erst wagt es Teresa, das Blut von ihrem Gesicht abzuwischen. Sie begreift, daß sie schon bezahlt hat, daß im Moment nichts mehr zu befürchten ist. Sie wird wieder ganz natürlich, wie eine, die am Morgen die Kleider vom Tag vorher anzieht und ihre gewohnten Geschäfte vorfindet.

"Soviel Getue wegen so einer Schlampe. Die Schwester eines Priesters ...  
Schöner Priester. Ein Angsthase! Er hat einer zum Tode Verurteilten den  
Segen verweigert. Und mir will der die Leviten lesen. Mir, die ich zweimal  
am Tag bete."

Niemand sagt etwas. Alle werden jetzt an Frau Swoboda denken. Die  
Schwester eines Priesters ... als Jüdin gestorben. Weil jene es behauptet  
hat. Und sie schweigen, weil sie Angst vor Teresa haben. Und ich? Stehe  
einem Schauspiel gegenüber, das mich nicht ergreift. Vielleicht ist sogar  
etwas wie Befriedigung in mir: *Ungerechtigkeit um Ungerechtigkeit* – so sind  
die Menschen.

Auch dieser Tag nimmt seinen Lauf im politischen Gefängnis von  
Płońsk. Die Frau, neben der ich schlafe, ist nicht geschwätzig. Meist schläft  
sie sofort ein. Und wenn sie spricht, dann nur, um über ihre Beine zu  
klagen. Eines Nachts allerdings, da erzählt sie mir von ihrem Sohn, den sie  
irgendwo gelassen hat und der es gewagt hat, Hand an sie zu legen.  
"Selbst wenn ich verrecken muß, werde ich ihm niemals verzeihen." Dann  
stöhnt sie leise. Ob sie Schmerzen hat? Ob sie sich selbst leid tut? Wir  
liegen eng aneinandergedrückt unter der einzigen Decke, die keine Wärme  
spendet.

... Ich wache zähneklappernd auf, und mir ist, als ob ich kaum  
geschlafen habe. Im Bett über mir dreht sich jemand um und murmelt  
etwas Unverständliches. Ich drücke mich eng an die Frau neben mir, aber  
mir wird nicht warm. Ich reibe mir die Oberschenkel und schlafe wieder  
ein.

Die Stimme der Wärterin durchdringt meinen Schlaf. Ich habe weder  
die Glocke gehört, noch daß die anderen aufstehen. Das Licht geht an. Ich  
richte mich auf und stoße die Frau an, die noch neben mir liegt. Sie rührt  
sich nicht. Die drei anderen Frauen, die täglich um fünf Uhr zur Arbeit  
gehen, stehen an der Tür. Die Wärterin kommt auf mich zu. Mit einem  
Griff reißt sie die Decke herunter. Die Frau liegt auf der Seite, mit dem  
Gesicht nach hinten. Die Aufseherin dreht sie herum. Die Augen weit  
aufgerissen, scheint sie blöd zu lachen ...

"Schaffen Sie mir das da weg!"

Die drei Frauen kommen hergestürzt, fassen den Körper bei Schultern und Beinen und ziehen ihn aus dem Bett. Taumelnd tragen sie ihn weg. Die Tür fällt zu, die Lampe geht aus. Ich hebe die Decke auf und lege mich wieder hin. Niemand schläft noch. Wanda, Teresa und die Alte tuscheln. Sie wüßten gern Einzelheiten. Ich weiß nichts. Ich enttäusche sie. Kein Mitleid mit der Toten, nur Sensationslust. Sind das Versuche, den Reigen des Elends und der eigenen Verlassenheit zu durchbrechen? Henrieta ist still.

"Hast du keine Angst?" fragt Wanda.

"Angst, wovor?"

"Na, du hast neben einer Toten geschlafen."

"Na und? Die beißen nicht." *Sind weniger ekelhaft als die Lebenden*, füge ich in Gedanken hinzu. Da erinnere ich mich an die Berührung mit diesem kalten Fleisch. Ist es denn möglich, daß man sonst nichts spürt? Daß man so ruhig mit dem TOD schlafen kann?

An diesem Morgen tritt Eva in Erscheinung. Während noch immer über die Ereignisse der Nacht hin- und hergeredet wird, taucht dieses große und schöne Mädchen auf. Ein blaues Wollkeid schmiegt sich eng um einen herausfordernden, für den blonden, kurz gelockten Pagenkopf vielleicht etwas zu vollen Körper. Ihre großen dunkelblauen Augen und ihr Lächeln strahlen vor Jugend, Denn sie lächelt! Wie eine, der jemand einen guten Witz erzählt hat und die ihn genießt. Eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

"Guten Tag", sagt sie, und ihre Stimme stammt von dort, wo laut und deutlich gesprochen wird.

Henrieta und Wanda antworten ihr mit ihren farblosen, traurigen Gefängnisstimmen. Jetzt schaut sie sich im Raum um, betrachtet alles genau, voll Neugier, als Touristin sozusagen, und ihre Absätze klappern lustig dazu.

"Gar nicht so übel", sagt sie, immer noch lächelnd. Und dann sind wir dran und werden betrachtet. "Muß man hier so angezogen sein? Da verstecke ich besser, was ich in den Taschen habe." Und sie holt einen

Lippenstift, ein Päckchen Zigaretten, Streichhölzer und eine Tafel Schokolade hervor. Sie läßt alles unter der erstbesten Matratze verschwinden. Beim Anblick der Zigaretten spüre ich eine Gier zu rauchen, daß ich einen Magenkrampf bekomme.

"Wenn du willst, daß niemand weiß, was du versteckt hast, mußt du mir die Hälfte von der Schokolade geben", läßt sich Teresa hören.

Eva lacht laut heraus. "Das ist wirklich ein richtiges Gefängnis! Sogar eine Verpfeiferin ist gleich da. Freilich bekommst du deine Schokolade, meine Süße. Ich will nicht am Anfang gemein sein. Nur, wenn du später auch noch einmal versuchen solltest, mir gegenüber die Stärkere zu spielen, schlag' ich dir die Schnauze ein."

Teresa gibt keine Antwort. Minuten später bringt die Aufseherin die Gefangenenkleidung für Eva. Sie zieht sie sofort an. Das Kleid ist ihr zu eng, und ihr Körper erscheint darin nur noch herausfordernder. Ihre Haare sind zu kurz für Zöpfe. Sie will sie mit der Hand glattstreichen, aber die Locken sind widerspenstig. Dann versucht sie, die Füße mit den lackierten Nägeln in die Holzpantinen zu stecken. "Die müssen mir umgetauscht werden, sie sind wirklich zu klein!"

"Sag nur nichts", erklärt Wanda eilig. "Du riskierst Dresche."

"Man schlägt einen hier – ?"

"Kommt vor." (Henrieta)

"Probier' doch meine", schlage ich vor. "Die sind mir viel zu groß."

Denn ich trage wieder meine alten Pantinen, die sich wiedergefunden haben.

"Zeig her."

Sie passen ihr, während mir die ihren wenigstens nicht von den Füßen fallen. Und schon verliert der Alptraum des Spaziergangs etwas von seinem Schrecken.

Eva setzt sich zu uns. "Wie schläft ihr hier?"

"Zu zweien", sagt Wanda. "Maria ist gerade allein."

"Maria, wer ist das?"

"Das bin ich."

Sie betrachte mich aufmerksam. "Es ist mir recht, daß du es bist."

Ich lächle sie an. Der Gedanke, neben diesem schönen, warmen, lebensvollen Mädchen zu schlafen, ist keineswegs unangenehm. Henrieta hört einen Augenblick mit arbeiten auf und betrachtet uns beide, ausdruckslos wie gewöhnlich. Es kommt mir vor, als ob ihre Lippen ein wenig zittern. Unsere Blicke kreuzen sich, und sie arbeitet weiter.

Bald friert Eva ebenso wie wir alle. Anstatt jedoch fröstelnd dazusitzen, steht sie auf und macht gymnastische Übungen. Teresa schaut böse zu ihr hin, hütet sich aber, den Mund aufzumachen.

"Geht schon besser", sagt Eva schließlich. Sie lacht. Man könnte meinen, sie fände an allem, ganz gleich, was ihr zustößt, ihren Spaß.

"Warum bist du hier?" fragt Wanda.

"Wegen der Liebe."

"Wie denn das? Was meinst du?"

"Wenn man die Liebe erklären könnte, könnte man ihr auch mit der Vernunft beikommen und ihr widerstehen ... Aber man kann es eben nicht erklären." Ein nachdenklicher Ausdruck huscht über ihr Gesicht. Gleich ist ihr Lachen wieder da. "Sicher ist es so viel besser. Es wäre wirklich schade, wenn man widerstehen könnte. – Sollen wir eine Zigarette rauchen? Wer von euch raucht?"

Ich bin offenbar die einzige. Als sie mir Feuer gibt, zittert die Zigarette zwischen meinen Fingern so stark, daß ich sie kaum anbrennen kann.

"Lange her, daß du geraucht hast?"

"Ziemlich lange."

"Seit wann?"

"Ich weiß nicht genau."

"Armes Gör", sagt sie und ihre Augen streicheln mein Gesicht. "Leg dich ein bißchen lang, ich setze mich an deinen Platz."

Mit halbgeschlossenen Augen auf dem Bett liegend, lasse ich langsam den Rauch in meine Lungen hinab. Es muß wirklich schon eine ganze Weile her sein, daß ich ohne das wunderbare Gift bin. Mein Leib verliert sein Gewicht und in bläulichen Schnörkeln werde ich zu Luft, bin leicht, leicht ... steige auf, schwebe ... bin nur noch Nebel, Rauch ... Ein Brennen am Finger bringt mich in die Welt der Schwere zurück. Zum letztenmal

ziehe ich an dem winzigen glühenden Stummel, dann gehe ich wieder an meinen Platz am Tisch. Kurz darauf erfahren wir, daß Eva für die Küche eingeteilt ist. Morgen fängt sie an. Teresa und Wanda blicken verkniffen, neidvoll zu Eva hin.

Endlich kommt die Nacht. Ich ziehe meine Holzpantoffeln aus und gleite als erste unter die dünne Decke. Eva hebt sich gegen das Licht des Vollmonds ab. "So schläfst du?" fragt sie.

"Es ist zu kalt."

"Und am Morgen steigst du angezogen aus dem Bett und klapperst den Rest des Tages mit den Zähnen. – Zieh schnell das Kleid aus."

"Ich habe nur ein dünnes Hemd darunter", sage ich schüchtern, wie um mich zu entschuldigen. Und gleichzeitig genieße ich es, von ihr kommandiert zu werden. Ich weiß, daß ich nichts lieber will als ihr gehorchen.

"Zieh das Kleid selbst aus – oder ich zieh's dir aus."

Um das Vergnügen zu verlängern, spiele ich noch ein bißchen die Widerspenstige. Ich sehe Eva zu, wie sie sich des engen Kleides entledigt; es reißt, als sie es sich über den Kopf zieht. Sie legt sich hin und schiebt mich zum Bett hinaus: "Mit diesem Kleid will ich nichts von dir wissen!"

Ich ziehe es schnell aus und lege mich neben sie. Zwei Arme umschlingen mich und halten mich fest. Mein Kopf liegt auf ihrer harten und heißen Brust.

"Na, Kleines, geht's jetzt besser?"

Warum hat sie das gesagt? Ich spüre, wie der Eisbrocken schmilzt, den ich anstelle eines Herzens in mir trage. Und das Wasser rinnt mir aus den Augen, läuft mir über die Wangen; Evas Brust ist ganz naß von meinen Tränen. Zum Glück macht sie keinen Versuch, mich zu beruhigen. Leise und sanft wiegt sie mich. Später fühle ich, durch den Schlaf hindurch, wie heiße Lippen leicht mein Gesicht berühren.

Der nächste Tag ist ein Tag ohne Eva. Henrieta vermeidet es, mich anzusehen. Ihr Gesicht ist verschlossen. Es ist mir gleich. Die Nacht bringt

mir Eva wieder, ihre Wärme, ihre Arme, die mich umschlingen, ihre lachende Stimme.

"Ich hab' dir was mitgebracht", flüstert sie.

Meine Finger schließen sich um ein Stück Zucker und ein Stück Brot. Nachdem ich alles gegessen habe, sage ich: "Du darfst das nicht mehr machen, Eva. Du weißt nicht, in welche Gefahr du dich da bringst."

"Mach dir keine Gedanken um mich. Ich gehe kein Risiko ein. Paß nur auf diese dreckige Schnüfflerin auf, daß die nichts merkt. Willst du eine Zigarette?"

Schweigend rauchen wir im Dunkeln. Dann sagt Eva: "Lange werde ich nicht hierbleiben. Mein Freund holt mich hier raus. Dann werde ich alles tun, um dich herauszubekommen."

"Ich bin zum Tode verurteilt."

"Red' keinen Unsinn. Ich habe zum Tode Verurteilte gekannt, die heute ganz lebendig sind."

"Ich will nicht mehr leben, Eva."

"Weil du nicht weißt, was das ist – leben. Du bist eine von diesen Armen, bei denen sich alles in der Einbildung abspielt. Das Leben ist was anderes. Du wirst sehen, wenn du erst wirklich zu leben anfängst, kannst nicht mehr damit aufhören."

Ich werde nicht mit ihr diskutieren. Darin können wir einander nicht verstehen. Aber das ist viel weniger wichtig als ihre Gegenwart an meiner Seite.

"Dein Freund –," sage ich, um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, "was ist das eigentlich für einer?"

"Ein Deutscher, ein höherer Offizier."

Ich wird starr in ihren Armen. So ist es. Es war zu schön. Ich ließ es zu, daß mich die Freundin eines Mörders meiner Familie wiegt. Sie spürt mein Zurückweichen.

"Na, was denn? Ekelt es dich? Ich hab' nicht mit ihm geschlafen, weil's ein Deutscher war oder ein Offizier. Sondern weil er mir gefallen hat."

So weit bin ich also, denke ich. Anstatt mich auf den Tod vorzubereiten, sehne ich mich nach der Nähe einer Hure.

"Wie kommt es dann, daß du hier bist?" Die Worte bleiben mir in der Kehle stecken. Ich war sicher, daß ich unempfindlich geworden sei gegenüber allem auf der Welt, gegenüber Ereignissen und Menschen – und jetzt verliere die Fassung wegen einer vulgären Soldatenbaut.

"Das ist eine andere Geschichte", antwortet sie und zieht ihren Arm zurück, als wolle sie mir nicht länger die Verbindung mit sich zumuten.

"... Dann sag ich es eben. Dieser Offizier ist nicht mein erster Liebhaber. Auch nicht der zweite. Ich habe lange vorher angefangen. Wenn ich mit einem Mann schlafe, dann frage ich nicht danach, wo er herkommt oder ob er Geld hat. Ich weiß, das ist nicht moralisch. Ich weiß auch, daß man in meinem Viertel sagt, daß ich eine Hure bin. Ich kann mich trotzdem nicht ändern, ich bin nun mal so ... Letzthin ist Heinz auf Urlaub weggefahren. Er kommt aus Berlin. Ich war allein. Eines Abends, nach der Sperrstunde, treffe ich einen, der sich in einer Toreinfahrt versteckte. Ich hatte ja meinen Ausgehchein. Was hätte ich tun sollen? Ich habe ihn mit nach Hause genommen. Er hatte Hunger und fror. Ich habe ihm zu essen gegeben und ihn ins Bett gesteckt. Ich habe ihn nichts gefragt; das ging mich nichts an ... Aber er hat selbst zu reden angefangen. Er war Jude. Er hatte kein Geld mehr und niemanden, der ihn verstecken konnte. Er war nicht mehr jung und auch nicht sehr hübsch. Naja, ich habe mich halt neben ihn gelegt; ich hab' gesagt, wenn er Lust auf mich hat, soll er sich nicht zurückhalten. ... Er hat nochmal gesagt, daß er keinen Groszy hat. Er hat mich für eine Dirne gehalten. Ich habe gesagt, daß ich nicht taub sei und daß ich kein Geld will. Da ist er hergekommen, und als ich ihn in die Arme nahm, hat er nur geweint ... wie du. Dann ist er eingeschlafen ... Natürlich habe ich ihn bei mir behalten. Aber jemand in der Nachbarschaft hat herumgeschnüffelt. Sie sind gekommen und haben uns beide abgeholt. Ja, das ist alles."

"Und wenn dein Heinz ... zurückgekommen wäre?"

"Ich hätte schon was gefunden, was ich hätte sagen können: daß er mein Vetter ist oder mein Onkel."

Lange schweigen wir. Eva berührt mich nicht mehr. Ich denke: *sie ist eine gewöhnliche Dirne*. Und weiter? Eine Dirne, die ganz

selbstverständlich, ohne lange zu fragen, auf der Straße einen Verzweifelten aufließt ... einen, vor dem sich die Türen der besseren Leute verschließen. Und da schäme ich mich meiner engen, kleinbürgerlichen Grundsätze. Und schäme mich meiner Eigensucht und der Unwissenheit der Jugend.

"Eva," sage ich leise, "mich friert –"

Sie wagt es noch nicht, mich an sich zu drücken. "Wie wär's, wenn wir noch eine Zigarette rauchen?"

Die Flamme beleuchtet ihr angestrenktes Gesicht und einen traurigen Mund, der kein Lächeln mehr hat. Ich schäme mich ... Wütend rauche ich. Als unsere Zigaretten zu Ende sind, ziehe ich sie heftig an mich und bedecke ihre Augen, ihren Hals und ihre Schultern mit Küssen und Tränen.

Bei Tageslicht bekomme ich Eva nicht mehr zu Gesicht, kaum, daß ich mich noch an ihren hübschen Pagenkopf erinnern kann. Nachts, ihre Haare zwischen meinen Fingern – sie kommen mir nicht mehr so seidig, ihr Gesicht nicht mehr so glatt vor. Aber noch immer hüllt sie mich ein in die Wärme eines kräftigen und gesunden Mädchens. Wenn auch die Zigaretten rar werden – wir rauchen zu zweit eine einzige, damit die letzten im Päckchen noch etwas vorhalten –, bringt sie es doch weiterhin fertig, mir etwas Brot und Zucker mitzubringen. Wir sprechen seltener miteinander, denn jeden Abend kommt sie erschöpfter zurück.

Eines Tages ereignet sich etwas: Zwei große Wannen heißes Wasser werden uns gebracht, zum Waschen! Einen Augenblick lang stehen wir bewegungslos um dieses dampfende Wasser herum, wir trauen unseren Augen nicht. Dann fangen die Frauen hektisch an, sich auszuziehen, reißen sich in der Eile fast die Kleider herunter. Natürlich bemächtigen sich Teresa und Wanda gleich der beiden Eimer. Daneben warten Henrieta und die alte Bradziecka, ganz nackt, bis sie an der Reihe sind. Ich ziehe mich nicht aus. Der Anblick ihrer Bäuche läßt mich nicht los: Alle haben sie aufgeblähte, gespannte Bäuche. Unter der unförmigen Kleidung war das nicht erkennbar. Sogar die alte Frau, deren ausgetrockneten

Brüste herunterhängen, hat eine glatte Haut, die sich über ihren von der Leere aufgeblasenen Bauch spannt. Wie gebannt hängt mein Blick an diesen zukünftigen Müttern von Scheinkindern. Ich vermute, daß es die Wirkung eines Mittels ist, das angeblich der Suppe beigemischt wird, um die monatlichen Blutungen zu unterdrücken – denn wirklich sind sie bei keiner von uns seit ihrem Einzug in dieses Gefängnis mehr aufgetreten. Aber auch die alte Bradziecka? Wieso reagiert auch ihr Bauch auf diese Weise?

Teresa und Wanda lassen sich Zeit. Sie schrubben sich, schnauben und blasen. Ihre Leiber werden rot, und das milchige Wasser schmutziggrau.

"Das beißt", sagt Wanda. "Die haben, scheint's, ganz schön Waschmittel reingetan!"

"Es beißt trotzdem ein bißchen zu stark!" (Teresa)

"Wir sind eben nicht mehr dran gewöhnt." (Wanda)

Endlich sind sie bereit, aus den Wannen zu steigen. Mit den Decken der Gefangenen, die außerhalb arbeiten, trocknen sie sich ab. Die beiden anderen lösen sie ab im verdreckten Wasser.

Als beide Bottiche frei sind, habe ich keinerlei Bedürfnis mehr, mich zu waschen. Mein eigener Dreck ist mir doch lieber als das, was hier das Wasser verdickt. – So bin ich die einzige, die einer gemeinen Falle entkommt: Eine Stunde später ist die Haut der vier Unglücklichen krebsrot und bedeckt mit riesigen Blasen! Sie fangen zu schreien an. Sogar Henrieta hat ihre Ruhe verloren. Die alte Bradziecka weint wie ein Kind und sagt immer wieder: "Das ist nicht recht, einer alten Frau sowas anzutun ..."

Sie können weder laufen noch sitzen. Gewöhnlich taucht die Wärterin beim leisesten Geräusch auf, wie hergezaubert. Diesmal: nichts. Ich glaube, ich werde verrückt mit diesen vier lebendigen Leibs Verbrannten, die sich klagend in ihren Betten wälzen und mit den Nägeln die schrecklichen Wasserblasen aufreißen. Keine tut in der Nacht ein Auge zu.

"Du hast bestimmt nichts?" fragt Eva mich etwa zum fünften Mal.

"Ich habe nicht einmal den kleinen Finger da reingetaucht."

"Gott sei gelobt", sagt sie und zieht mich an sich.

So verbringen wir die Nacht, um uns Klagen, Schluchzen, Flüche. Und ich sehe mich in eine ganz nahe Vergangenheit zurückgeworfen: in die Dunkelheit des Gestapo-Kellers, wo ich auch unmenschliche Stimmen klagen, schreien und schluchzen hörte. Ich schmiege mich eng an Eva. *Die Vergangenheit ist ausgelöscht. Ich darf nicht mehr daran denken. Und Zukunft wird nicht sein. Nur ein unbestimmter Augenblick, der sich noch hinschleppt, und danach wird alles gut sein.*

Drei Tage später tanzen wir. Es ist Silvesterabend. Wir haben uns wie gewöhnlich schlafengelegt, da meint Wanda: "Jetzt wird sie nicht hier herumschleichen, das Miststück!"

"Auf, Mädchen – wir tanzen!" ruft Eva. Und wir stehen auf: Wanda, Henrieta, Eva und ich. Wir schlottern vor Kälte im eisigen Mondlicht.

"Musik!" ruft Eva zu einer ihrer Kameradinnen aus der Küche, die auf einem der oberen Betten sitzt. Die umwickelt einen Kamm mit irgendwelchem Papier. Teresa hat sich ganz gerade im Bett aufgesetzt und beobachtet uns.

"Zum Anfang einen Tango", sagt Eva.

Da legt Teresa los: "Ihr wollt uns wohl unbedingt in den Dreck tunken! Das erlaube ich einfach nicht. Keiner denkt dran, für ein paar Vergnügungssüchtige den Kopf hinzuhalten. Nehmt doch 'ne Bürste und kratzt, wo's juckt! Morgen werden sie alles wissen, das versprech' ich euch. Ich werd's euch beibringen, ehrliche Frauen in Frieden zu lassen!"

Eva geht auf sie zu. "Sag das nochmal."

Teresa senkt die Stimme: "Dir wird doch auch klar sein, daß sowas gefährlich ist. Sowas hat es in einem Gefängnis noch nie gegeben. Die verstehen nämlich kein Spaß!"

"Ich auch nicht", sagt Eva. "Also, jetzt sperrst du gefälligst das Maul zu, denn wenn ich's dir zumache, dann kriegst du es nie mehr auf. Verstanden?!"

Teresa gibt keine Antwortet.

"Ich frage dich, ob du verstanden hast?"

"Naja," sagt Teresa und würgt vor Haß, "dann spielt doch verrückt, wenn ihr Lust dazu habt!"

Eva kommt zu mir und faßt mich um die Taille. "Musik!" ruft sie nochmal.

Auf dem Kamm stimmt die Kameradin aus der Küche die ersten Takte eines alten Tangos an, der einmal modern war. Eva führt ausgezeichnet. Die beiden anderen tanzen auch. Dann wechseln wir die Partner und ich komme mit Henrieta zusammen, aber unsere Schritte passen nicht zueinander. "Weil ich nicht führen kann", sagt sie.

Wanda tanzt erstaunlich gut; ihr Gesicht hellt sich dabei auf. – Tangos, Walzer, Foxtrotts folgen aufeinander: Silvesternacht 1944! Wir frieren nicht mehr.

"Und jetzt eine Polka, eine richtige!" Alle vier lachen wir. Ich bin wieder bei Eva. Wir fangen mit dem Drehen an, schneller und immer schneller – meine nackten Füße berühren kaum den Boden. Evas Lachen klingt in meinen Ohren, und die Mondscheibe schwankt, von den zwei Gitterstäben in Stücke geschnitten. Die Geschichte mit dem toten Pferd kommt mir in den Sinn. Ich lache wie Eva, wie Henrieta, wie Wanda. Da prallen wir heftig auf das andere Paar, dann rollen alle vier auf den Boden. Noch immer ersticken wir fast vor Lachen, liegen eine über der anderen, mit durcheinander geratenen Armen und Beinen. Als erste bemerkt Henrieta das Unglück: wir haben den Eimer umgeworfen; ein ekelregender Geruch verbreitet sich. Den Rest der Nacht verbringen wir damit, den Unrat mit den Händen aufzusammeln.

Seit Januar überliegen immer mehr schwere Flugzeug die Stadt. Eva versichert mir, was wir alle schon wissen: russische Flugzeuge sind das, und die Rote Armee kommt näher. Bald explodieren nicht weit von uns die ersten Granaten und Bomben. Ihre unmittelbare Folge ist das Geräusch eilig davonstürzender Schritte im Flur. Dann wieder Stille. Wanda lacht laut auf: "Die haben sich versteckt! Angst haben sie!"

"Ich seh' nicht ein, warum du dich freust", sagt Teresa. "Denkst du vielleicht, die Russen sind besser als die Deutschen?"

"Kannst du dir denken, wie egal mir das ist? Russen oder Chinesen: wenn ich nur hier rauskomme."

Eine Explosion, schon in der Nähe, läßt die Scheiben zittern. "Diese Hunde!" sagt Wanda. "Die werden uns hier verrecken lassen!"

Henrieta arbeitet unerschütterlich weiter.

"Du hörst wohl gar nichts?" (Wanda)

"Das ist mir egal."

"Willst du denn nicht befreit werden? Du bist zum Tod verurteilt ... willst du denn nicht leben?!"

"Das wird alles nicht viel ändern", antwortet Henrieta – und ihre Maske aus Gleichgültigkeit verschiebt sich, zum Vorschein kommt ein brennendes, leidenschaftliches Gesicht: "Polen wird von einem Gefängnis in ein anderes überwechselt!"

Ich schaue sie an. Das ist also ihr wirkliches Gesicht. Und ich errate darin etwas, das stärker ist als ihre ungeheure Angst vor dem Tod ... Was mich angeht, ich habe nur Angst, daß die Russen kommen, bevor man mich erschießt ... und daß ich gezwungen bin, am Leben zu bleiben. Aber ich vertraue den Deutschen. Sie werden das, was sie sich vorgenommen haben, schon ausführen. Die Nähe der Front kann es sogar noch beschleunigen.

Am übernächsten Tag fallen die Granaten ganz nahe beim Gefängnis. Meine Mitgefangenen haben große Angst. Henrietas Gesicht bleibt verschlossen. Aber ich denke, auch sie hat Angst. Sicherlich, man kann seine Natur einen Augenblick lang besiegen, aber wenn es darum geht, dauernd tapfer zu sein, ist das etwas ganz anderes.

Frau Bradziecka weint, wie gewöhnlich. "Ich hab es ihm gesagt, daß es keinen Zweck hat" – und ihre Tränen bahnen sich einen Weg in ihren Runzeln – , "ich hab's ihm gesagt. Wir Polen müssen immer gegen jemand kämpfen. Schlägt man einen zurück, kommt schon der andere. Wie willst du auch gegen die ganze Welt kämpfen ... Man braucht doch nur den Rücken krumm zu machen und die machen zu lassen, was sie wollen. Wir sind dran gewöhnt. Und jetzt, wo sind wir damit hingekommen? Deine alte Mutter ist im Gefängnis und du – Gott weiß wo! Wir hätten ruhig

leben können. Aber nein, du hast den großen Mann spielen wollen. Und warum? Meinst du, ich weiß nicht, warum? Um dieser kleinen hochnäsigen Lehrerin zu gefallen, die dich wie einen Diener ausgenützt hat und sich vom Metzgersohn .... – ja, so ist es. Wegen diesem Frauenzimmer hast du deine alte Mutter ins Gefängnis gebracht. Dieses Kreuz ... wo wird das alles noch hinführen? Teresa, Sie als gute Christin, beten Sie für uns."

"Halt's Maul, alte Närrin", sagt Teresa und zittert vor Angst.

Während der Nacht schmiedet Eva voller Aufregung Pläne für uns beide. Ich will ihr nicht widersprechen. Wozu auch?

"Natürlich bleibst du bei mir", sagt sie. "Du bist noch ein Kind, du brauchst es, daß man sich mit dir abgibt. Und so streune ich dann weniger herum. Freilich, hie und da, wenn ich mich nicht mehr halten kann ... aber nicht bei uns! Ich will nicht, daß du dich meiner schämen mußt."

In dieser Nacht preßt sie mich fester denn je an sich. Es ist unsere letzte Nacht. Am nächsten Abend kommt Eva nicht zurück. Von der, die mit ihr in der Küche arbeitet, erfahre ich, daß sie mit einem Transport ins Gefängnis Plock weggekommen ist. Sie überbringt mir eine Nachricht: "Sag der kleinen Maria, sie soll den Nacken steif halten. So oder so werde ich sie wiederfinden." Den Kopf unter der Decke, bemühe ich mich, das Schluchzen zu ersticken.

Das Leben geht weiter, ist immer das gleiche. Wir gewöhnen uns an die Flugzeuge, an die Granaten. Bis auf Teresa, die ganz verstört vor Angst ist, unterbrechen wir nicht einmal mehr unsere Arbeit. Auch die alte Mutter scheint gleichgültig geworden zu sein. Aber vielleicht wird sie einfach jeden Tag ein bißchen schwerhöriger.

Da, eines Abends – gerade haben wir uns schlafengelegt – geht das Licht an. Das ist noch nie vorgekommen, solange wir hier sind. Zitternd vor Angst und Kälte sitzen wir in unseren Betten, die Decke bis zu den Schultern hinaufgezogen. Niemand wagt zu sprechen. Wir starren die gelbe Birne an ihrem schwarzen Draht an. Über den Korridor hasten eilige Schritte.

"Lieber Jesus!" murmelt Teresa.

Diesmal ist es soweit, denke ich. Es ist nicht zu früh. Ich habe keine Angst, und trotzdem fühle ich mich nicht wohl in meiner Haut, bin seltsam bedrückt. Die Schritte haben vor unserer Tür haltgemacht. Das Schloß quietscht unendlich lang ... die untadelige Silhouette der Aufseherin erscheint.

"Aufstehn!" sagt sie nur.

Keine reagiert. Ganz im Gegenteil ziehen wir unsere Decken noch ein wenig höher hinauf.

"Aufstehn, Polenschweine!" Und die Schlüssel klirren in ihrer Hand. Im Nu sind wir alle auf und suchen nach unseren Pantinen.

"Antreten, zu zweit!"

Aus einem Beutel holt sie Drahtstücke und bindet uns damit paarweise an den Handgelenken zusammen. Ich bin an Henrieta gefesselt. Alles geht unter völligem Schweigen vor sich. Und zum letztenmal passieren wir die Zellentür. Der vertraute Korridor, den wir entlanggingen, wenn der Spaziergang fällig war, bekommt im gelben Lampenlicht etwas Ungeheuerliches. Die Treppen versinken in Schatten, und mehr als einmal stolpern wir, reißt eine die andere unter Holzschuhgepolter mit sich.

Unten treffen wir auf eine lange Reihe Gefangener, gefesselt wie wir. Von hinten kommen ebenfalls hämmernde Holzschuhe.

Der Hof ist grell von Scheinwerfern beleuchtet. Für den letzten Akt sind alle Schauspieler versammelt. Der Himmel liegt wie ein dunkler Block darüber, er ist von lastender Abwesenheit. Das Licht klammert sich an die kahlgeschorenen Schädel der Männer. Da und dort, etwas abseits, patrouillieren maschinenpistolenbewaffnete Deutsche. Weiter weg, an einer freien Stelle, bilden einige Männer eine Gruppe: offensichtlich Offiziere. Sie unterhalten sich und rauchen. Sobald ich die Zigaretten bemerke, existiert in mir nur noch das Bedürfnis zu rauchen. Ohne zu überlegen, gehe ich auf sie zu, zerre die widerstrebende Henrieta mit. Blind renne ich alles über den Haufen, was mir in den Weg kommt. Meine Gier nach einer Zigarette ist so stark, da ich die Kälte nicht mehr spüre,

nicht einmal den Draht, der mir ins Handgelenk schneidet. Jetzt bin ich ganz nah. "Eine Zigarette", sage ich zum Nächststehenden.

Gesichter wenden sich mir zu. Henrieta versucht vergeblich, mich zurückzuziehen. Ich halte stand. Niemand spricht ein Wort. Der Deutsche zieht eine Packung aus der Tasche und hält sie mir hin. Ich nehme eine Zigarette und stecke sie mir sofort zwischen die Lippen. Noch immer rühre ich mich nicht. Das Flämmchen eines Feuerzeugs leuchtet dicht vor meinem Gesicht auf. Ich brenne sie sorgfältig an und atme voll Wonne die ersten Züge ein. Einer der Deutschen löst sich von der Gruppe und betrachtet mich aufmerksam.

"Aber das ist doch die kleine Maria von Nowy Dwór", ruft er.

Zwei andere kommen her. Ich erkenne sie alle drei wieder. Der Offizier ist dabei, der mich bei der Gestapo in Nowy Dwór regelmäßig schlug.

"Was machst du hier?" fragt er mich.

"Einen Nachtspaziergang." Einen sehr schönen Spaziergang: ich habe eine Zigarette zwischen den Zähnen. Ich bin zufrieden. Ich hätte gern gelächelt, aber meine von der Kälte verkrusteten Lippen gehorchen mir nicht mehr.

Der Offizier wendet sich an einen seiner Kameraden. "Haben Sie versucht, noch was aus ihr herauszubekommen?" Seine Stimme ist laut und scharf.

"Sie wurde zum Tode verurteilt", antwortet der andere entschuldigend.

"Was ändert das? Man hätte es trotzdem versuchen sollen."

Henrieta zieht mich plötzlich nach hinten. Diesmal gehorche ich. Wir gehen zu den anderen Gefangenen zurück, die immer noch schweigend dastehen.

"Gibst du sie mir?" fragt ein Mann und starrt auf meine Zigarette.

Bevor ich sie ihm gebe, ziehe ich ein letztes Mal mit aller Kraft. Die Deutschen mit den Maschinenpistolen haben aufgehört herumzugehen. Sie kommen auf uns zu, und wir müssen uns, über die ganze Breite des Hofes hinweg, an der Mauer aufstellen. Dann treten sie zurück.

"Gesicht zur Mauer!" brüllt eine Stimme.

Niemand rührt sich.

"Gesicht zur Mauer!" Drüben, am einen Ende der Reihe, klatschen Peitschen. Wie folgsame Kinder, die sich ihrer Lektion erinnern, gehorchen alle. Wenige Zentimeter vor mir ist jetzt nichts mehr als schwarze Mauer. Sie ist meine ganze Welt. Es ist die Stille, das Schweigen. Und in dieser Stille das Klicken der Maschinenpistolen, die entsichert werden. Dann nichts, wieder die Leere. Plötzlich schreit jemand neben mir auf. Andere Stimmen fallen ein, nehmen den Schrei auf, der es gewagt hat, herauszugellen, der gerade gen Himmel steigt, einer schwindelerregenden Schreckenssäule gleich. Ich merke, daß es Henrieta ist, die schreit. Mit meinem Holzpantoffel versetze ich ihr, so stark ich kann, einen Stoß gegen den Knöchel. Der Schrei fällt zusammen, wird zum Schmerzensgejammer. Die anderen Stimmen halten noch einen Augenblick lang aus, auch sie verstummen aber dann, ihres Halts beraubt. Schweigen breitet sich aus. Da höre ich meinen Namen schreien. Ich begreife nicht gleich, aber es ist wirklich mein Name, den da eine deutsche Stimme brüllt. Die Worte dröhnen in meinem Schädel: *"Maria Janczewska, raus aus der Reihe!"*

Ich will nicht begreifen. Ich halte den Atem an, als ob die Tatsache des Atmens meine Gegenwart verraten könnte. Eilige Schritte nähern sich, eine Hand legt sich schwer auf meine Schulter. Ich rühre mich nicht. Die Hand stößt mich nach vorn, und die Mauer kracht gegen meinen Kopf. Ich gleite den kalten Stein entlang, der Boden hebt sich und schwankt, dann fällt etwas auf mich und macht mich bewegungsunfähig. Ich schlafe. Im Schlaf schlägt Hagel an meine Fenster. Ein rasender Schmerz am Handgelenk zerrt mich nach draußen, in die eisige Nachtluft. Ich wehre mich ... ich will nicht hinaus ... ich bin müde ... so müde ...

Ich komme zu mir, stehe aufrecht, Henrieta neben mir, und wir sehen sie liegen: alle die Männer und Frauen, auf dem gefrorenen Erdboden entlang der Mauer, zusammengekrümmt, entstellt – ruhig jetzt.

## WAS BLEIBT

Sie kniet auf dem Sitz und hat sich umgedreht. Gleichmäßig fährt sie sich mit den Händen über Schultern und Arme. "So viele – ", sagt sie. "Dreh dich mal ein bißchen um und schau!"

Ich rühre mich nicht. Ich starre die beiden Deutschen an, sie sitzen ganz gerade da, den Kragen unter der Mütze hochgezogen, wie Blöcke, die das eintönige Rütteln des Wagens kaum erschüttert. Beide wirken ganz gleich: massig, steinern.

Henrietas Hände halten inne. "Ich kann nicht mehr. Sag ihnen, daß wir frieren. Warum willst du es nichts sagen?" Sie beugt sich zu mir, und ich fühle den lauen Hauch ihres Atems auf meinem Gesicht. Sie wiederholt: "Ich flehe dich an, sag ihnen, daß wir nicht mehr können. Sie haben Decken vorne." Die beschwörende Stimme bittet: "Ich werd' mir eine Lungenentzündung holen. Bestimmt hol' ich mir eine! Ich kann schon kaum mehr atmen."

Plötzlich sagt sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme: "Was heißt *zynno* auf deutsch?"

"Kalt."

Das Wort ist mir von allein entschlüpft. Halblaut wiederholt sie einige Male: "Kalt ... kalt ..." Immernoch auf den Knien, dreht sie sich nach vorne um und mit flehenden, kindlichen Tönen ruft sie gegen die unempfindlichen Rücken der SS-Leute: *Kalt!*

Überaus langsam rollen wir dahin, entsprechend dem Tempo der Soldaten, die vor uns, hinter uns und an den Seiten dahintrotten. Henrieta bittet die beiden Gottheiten auf den Knien: *kalt, kalt, kalt ...*

"Sei endlich still. Das hat keinen Sinn."

Sie hört nicht auf mich. Sie braucht mich nicht mehr. Ein Wort der geheimnisvollen Sprache der Götter ist in ihrem Besitz. Sie kann mit ihnen sprechen, sie weich stimmen. Mit Hilfe dieses einen Wortes erzählt sie, erklärt und bittet sie.

"Kalt. Ich bitte die Herren Offiziere. Mich friert so mit meinem kurzen Kleid. Meine Füße stecken nackt in den Pantinen. Mich friert so, mich friert so schrecklich ... Kalt. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin jung. Ich will leben. Ich möchte so gern hier 'rauskommen. Kalt. Sehen Sie mich an. Nicht einmal hinsetzen kann ich mich mehr. Ich habe keinen Hintern mehr. Sehen Sie mich an, ich muß immer knien. Kalt. Werft mir eine Decke her, nur eine einzige. Kalt. Ich bitte Sie!"

"Halt's Maul!" Mein Schrei trifft sie wie ein Peitschenschlag. Sie bricht los. Sie bettelt nicht mehr, sie droht, flucht. *Kalt kalt, kalt!* Eine Mütze bewegt sich. Über einem Rücken erscheint zu Dreivierteln ein Gesicht. Zwei große, ausdruckslose Augen betrachten sie. Da faltet Henrieta die Hände, wie ein kleines Mädchen vor einem Heiligenbild, und fleht: *Kalt, kalt ...* Die Augen verschwinden. Vorne bewegt sich etwas, die Geometrie eines Rückens kommt durcheinander. Auf Henrietas Kopf landet eine Decke, ihr Geschrei bricht ab; eine zweite fällt mir auf die Knie. Wir wickeln uns ein.

"Siehst du," sagt sie, "so gemein sind sie gar nicht." Und fügt hinzu: "Das hast du mir zu verdanken, daß du eine Decke hast." So ver mummt, mit einem kleinen Lächeln in den Mundwinkeln, gleicht sie einer unheimlichem unfertigen Göttin. Unter der Decke reiben ihre Hände weiter. Zweifellos gelingt es ihr, es sich ein wenig warm zu machen, denn ihr Lächeln wird breiter. Freundlich sagt sie zu mir: "Du wirst sehen, wir schaffen's!"

Ich schaue sie schweigend an. Sie macht eine zurückweichende Bewegung. "Was hast du denn? Was hab' ich dir getan?"

Der Wagen hält. Er hält oft. Einer der SS-Leute steigt aus, kommt nach einigen Minuten wieder, schimpft auf den Zustand der Straßen und auf das verdammte Polen, das diese verfluchten Straßen durchziehen. Sie machen Konservenbüchsen auf und fangen zu essen an.

"Ich habe Hunger –", sagt Henrieta. Seit gestern abend haben wir nichts gegessen.

"*Glód* heißt auf deutsch Hunger", sage ich.

"Was?"

Ich wiederhole: "Hunger."

"Sag du's ihnen. Jede kommt an die Reihe; du hast genauso Hunger wie ich. Und vorhin hast du genauso gefroren wie ich. Also? Du spielst die große Dame, aber du hast Angst. So ist's, du stirbst vor Angst. Bei denen traust du dich nicht, das Maul aufzumachen, was?" Sie freut sich, diese Erklärung gefunden zu haben.

"Du hast doch gesehen, wie ich es mit den Decken gemacht habe. Versuchs! Worauf wartest du denn? Versuch's doch!"

Wir hören die Geräusche, die sie beim Kauen machen.

"Was heißt es nochmal: Hunger haben?"

"*Hunger.*"

Sie flüstert das Wort. Dann sagt sie schüchtern: "*Hunger –*"

Die SS-Leute kauen weiter. Mehrere Male versucht sie, den richtigen Tonfall zu finden, das geheiligte Wort auszusprechen, das Nahrung hervorbringen kann. – Ohne daß der Mann sich umdreht, streckt sich eine Hand mit einer offenen Büchse aus. Henrieta entledigt sich der Decke und greift zu. Sie ißt sehr schnell, schlingt.

"Da!" sagt sie endlich und stellt mir die Büchse auf die Knie. Sie ist dreiviertel leer. "Iß."

Ich rühre mich nicht.

"Bist wohl beleidigt, weil ich dir weniger als die Hälfte gelassen habe ... Ich konnte einfach nicht zur rechten Zeit aufhören .. ich hatte so Hunger."

Wütend redet sie weiter: "Aber du hast ja auch nichts dazugetan!"

Ich nehme die Dose und esse langsam, wärme das eiskalte Fleisch im Mund an. Die beiden SS-Leute zünden sich eine Zigarette an.

"Wir kommen nie an", sagt der eine. Er breitet eine Karte aus. "Vielleicht könnten wir da abkürzen, den Wald entlang. Dann kommt man wieder auf die Straße."

"Versuchen wir's", sagt der andere. Er hupt. Träge weichen die Soldaten aus. Der Kübelwagen wendet und fährt querfeldein. Mit einer Hand klammere ich mich an der Tür fest und lasse im übrigen meinen Körper mitgehen mit dem Stoßen des Wagens. Ein stärkerer Stoß wirft Henrieta auf ihren Rücken. Sie stößt einen Schmerzensschrei aus. Am Waldrand kommen wir auf einen Sandweg. Wir fahren schneller und leichter. In der Ferne ist die Kolonne der Soldaten zu einem dünnen, dunklen Band geworden, das auf der Straße vergessen wurde. Auch Henrieta schaut hinaus. Unsere Köpfe prallen aufeinander. Der Wagen steht.

"Warum halten sie denn?" murmelt Henrieta.

Die SS-Leute springen ab. "Raus!"

Sie klammert sich an mich. "Steig nicht aus ... sie werden uns umbringen."

Ich versuche, mich loszumachen. Vergebens. Schließlich haue ich mit der Faust zu. Sie läßt los vor Schmerz, ich öffne den Schlag und springe aus dem Kübel. Die SS-Männer warten. "Die andere auch."

Henrieta bleibt zitternd in einer Ecke hocken.

"Komm, du mußt auch aussteigen."

"Die werden mich umbringen!"

"Da drin können sie dich genauso umbringen." Ich strecke ihr die Hand hin. Sie hält sich daran fest, aber anstatt herauszukommen, zieht sie mich her zu sich. Ich bücke mich und beiße ihr in die Hand. Sofort läßt sie los.

"Ich werde ihnen sagen, daß du nicht aussteigen willst."

"Nein, nein", sagt sie. "Tu das nicht!" Und sie steigt aus.

Einer der Deutschen hat, vielleicht gewohnheitsmäßig, die Hand auf die Revolvertasche gelegt. Beide drehen sich um und machen ein paar Schritte. In mir wird es ganz ruhig. Der Schnee liegt hoch. Es wird köstlich sein, hineinzusinken. Ich erinnere mich an ein Spiel, das ich spielte, als ich ganz klein war: mit geschlossenen Füßen und ausgebreiteten Armen ließ man sich in den Schnee fallen. Es hieß *Engel spielen*, denn wenn man dann

vorsichtig wieder aufstand, blieb eine Vertiefung zurück, deren Umriß für den eines Engels mit ausgebreiteten Flügeln gehalten werden konnte.

Die Deutschen bleiben stehen. Die Zeit auch. Ich betrachte den Schnee, der mich einlädt, ein letztes Mal Engel zu spielen. Ich warte darauf, daß man mir dazu behilflich ist. Aber die SS-Männer stehen an zwei Bäumen und schlagen ihr Wasser ab.

Die Zeit nimmt ihren Gang wieder auf. Henrieta steht neben mir. "Die wollten einfach nur pissen", sagt sie entzückt. "Und sie haben sogar an uns gedacht." Sie hockt sich hin und betrachtet dankbar die beiden grauen Silhouetten.

"Erleichtere dich," sage ich, "nachher bist du weniger nervös."

Unruhig blickt sie zu mir auf.

"Klar!" Und ich lache sie an.

Sie steht auf. "Du willst mir Angst machen. Miststück!"

Die Deutschen kommen zurück, wir steigen in den Wagen. Eine Stunde später sind wir wieder auf der Straße. Es ist, als ob wir am selben Punkt wieder zu ihnen stoßen, wo wir sie verlassen haben: vor und hinter uns ist der unendliche Zug der Soldaten, der gegen den Horizont immer kleiner wird. Wir kommen langsam vorwärts, halten, fahren an, um wieder stehenzubleiben.

Henrieta: "Was wirfst du mir eigentlich vor? Warum behandelst du mich so? Wir mochten uns doch gern, dort, im Gefängnis –"

Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll. In diesem Augenblick hat sie keine Angst mehr vor dem Tod. Sie braucht nur jemanden, der ihr sagt, daß alles gut gehen wird, daß das Leben schön sein wird, daß sie gut essen wird, im Warmen sein wird, ihre Eltern wiederfinden wird, daß sie sich wieder von den Burschen streicheln lassen kann. Ich mache die Augen zu und tue so, als ob ich schlafe.

Als ich sie wieder öffne, ist es Nacht. Wir nähern uns einem Dorf. Die ersten Häuser tauchen auf, schon von den Schatten verschlungen. Der Himmel ist rot. Wir fahren der Hauptstraße nach, dann halten wir ruckartig. Henrieta stößt einen Schrei aus. Auf beiden Seiten brennen die

Häuser. Die verjagte Nacht drückt sich elend in den Winkeln herum. Der Schnee ist rot.

"Was ist denn hier wieder los?!" ruft einer der Deutschen. Der andere zuckt mit den Schultern: "Komm und wärm dich."

Sie steigen aus. Wir stehen unmittelbar neben einem Haus, aus dem die Flammen stoßweise herausschlagen, sich dann wieder zurückziehen, wie von der eisigen Luft überrascht, – sich andere Öffnungen suchen, zum Dach hin, sich an Fensterläden festsetzen, um in tausend Funken zu zerstieben ... *Das Knurren eines wilden Tieres begleitet ihren Tanz, das Krachen zerbrochener Knochen zwischen gewaltigen Kiefern ...* Soldaten treten aus der Nacht hervor, kommen näher, strecken ihre Hände der Wärme zu. Das flackernde Licht, wie Schlägen von Flügeln, vervielfacht ihre Schatten. Die beiden SS-Männer stehen da, halb uns zugewandt, beobachten uns aus dem Augenwinkel.

"Da drüben muß es schön warm sein", sagt Henrieta. Sie denkt nicht dran, daß da ein Haus in Flammen steht. Sie braucht nur Wärme. Ich meine Schatten zu sehen, außer sich angesichts der Flammen, verzweifelt auf der Suche nach einem Ausgang, um dann zusammengekrümmt, schreiend im Flammenmeer zu versinken. Ja, ich sehe sie, aber ich bleibe teilnahmslos. Das sind Dinge, die schon in der Vergangenheit stattgefunden haben. Angst und Aufbegehren, Schmerz und Unglück: alles habe ich schon auskosten. Henrieta drückt ihr Gesicht an die erwärmten Scheiben des Kübelwagens. Sie lächelt, mit all dem Glanz ihrer Jugend, ihrer Schönheit, im zauberischen Licht der Katastrophe.

Dann wird ein Befehl gebrüllt, und die Männer gehen weg, langsam, widerwillig, schleppend, in die Nacht hinein: in die Kälte. Die SS-Leute zeigen uns wieder ihren unzugänglichen Rücken. Henrieta zählt beim Fahren laut die brennenden Häuser. Bei siebzehn hört sie auf. Dann ist es vorbei. Nur noch leises, gleichmäßiges Wiegen, mit dem wir nach nirgendwo vorrücken.

"Maria ...", beginnt Henrieta.

"Laß mich zufrieden. Ich schlafe."

"Du schläfst die ganze Zeit. Du merkst nicht einmal, daß sie weiterfahren – aber wohin? Die hauen ab."

"Ich bin keine Patriotin. Das ist mir gleich. Denen, die auf dem Gefängnishof liegegeblieben sind, ist's auch egal."

"Es gibt noch andere", sagt Henrieta.

"Die anderen, wie du."

"Du auch."

"Das ist noch nicht sicher", sage ich lachend.

Sie bekommt wieder Angst. "Meinst du, daß ... jetzt ... nein, das gibt es nicht. Wenn sie uns hätten töten wollen, hätten sie's schon getan."

Ich lache höhnisch. "Was macht das schon, zum Teufel? Wir zwei, wir zählen nicht. Bleiben werden die anderen. Du als Patriotin müßtest drandenken."

Sie ist ganz aus dem Häuschen. Sie klammert sich an meinen Arm. "Hast du verstanden, was die geredet haben? Sag es mir. Ich flehe dich an, sag es mir."

Ich schweige. Ich sehe es gern, wie diese tierische Angst neben mir zappelt.

"Was haben sie gesagt? Sag mir, was sie gesagt haben."

Sie wird mir lästig. "Überhaupt nichts haben sie gesagt."

"Also, wo bringen sie uns dann hin?"

"Zum Teufel! Jetzt hältst du's Maul. Ich schlafe." Ich ziehe mir die Decke über den Kopf und schlafe tatsächlich ein.

Am nächsten Morgen dasselbe Weiß, und es ist, wenn möglich, noch kälter. Gegen Abend kommen wir in einer großen Stadt an. Unser Wagen fährt durch kleine Straßen zum Zentrum. Auf den Gehsteigen sind Männer und Frauen in Wintermänteln und Pelzkragen unterwegs. Das Schauspiel kommt mir unglaublich vor. In meinem Kopf ist kein Platz mehr für Leute, die ruhig auf einer Straße gehen und ganz alltäglich aussehen. Wir halten vor einem schmucklosen Gebäude. Die beiden Deutschen lassen uns austeigen. Sie schieben uns voran. Jetzt sind wir in einem riesigen Vestibül, das vollkommen leer ist. Wir steigen eine breite

Treppe hinauf, die mit einem dunkelroten Teppich belegt ist. Oben ein Korridor. Einer der Deutschen klopft an die erste Tür zur Rechten, macht auf und schiebt uns hinein. Wir befinden uns in einem luxuriösen Büro, das ist leer. Aus einem umgeworfenen Tintenfaß läuft Tinte auf einen Palisanderschreibtisch. Dunkle Tropfen fallen nacheinander auf den Teppich. Ein deutscher Fluch bricht die Stille. Wir gehen auf den Flur hinaus. Die SS-Leute öffnen Türen, bald rechts, bald links. Wir gehen weiter, immer von einer Seite auf die andere, wie Betrunkene. Der Korridor ist endlos, und alle Räume verlassen. Solange wir die Kraft haben, uns vorwärtszubewegen, werden da Türen sein, die man aufmachen kann und dahinter, ins Unendliche fortgesetzt, leere Büroräume ... Sind wir nicht dort unten geblieben, im Gefängnishof, inmitten der Erschossenen? Diese Fahrt, diese Straßen, dieser ewige Korridor: sind das nicht alles Träume unserer toten Augen? Eine Frau in Holzpantinen, eine Decke über den Schultern, stürzt auf mich zu. Ganz benommen vom Aufprall, bleibe ich stehen. Ich finde mich vor einem riesigen Spiegel am Ende des Gangs. Feindselig mustere ich mich. Wir gehen wieder zurück, schnell vorbei an den offenen Türen links und rechts.

In den oberen Stockwerken auch Gänge, verlassene Büroräume und am Ende immer die gleiche falsche Unendlichkeit eines Spiegels. Hie und da schreit einer der SS-Männer ohne Überzeugung: "He, ist da jemand?!" Seine Frage wird ihm vom Spiegel zurückgeworfen, der auch ihm sein Gesicht zurückgibt: mit zusammengebissenem Kiefer, von Angst geweiteten Augen. (Es ähnelt von fern dem Henrietas.) Sie achten nicht mehr auf uns. Sie gehen voraus und wir folgen. Manchmal wechseln sie leise einige Worte; die beiden Mützen beugen sich zueinander, und die breiten Schultern werden rund, fallen zusammen. Zwei Waisen.

Wieder auf der Straße, gehen die Deutschen immer schneller, ohne sich umzudrehen. Ich folge ihnen brav. Henrieta packt mich am Arm und zieht mich zurück. Mit einem Ruck mache ich mich los. Die Deutschen verschwinden an der Straßenecke. *Einen Moment bleibe ich unentschlossen stehen, dann laufe ich los, hole sie ein: "Lassen Sie mich nicht im Stich! Sie haben*

*jetzt kein Recht dazu. Ich brauche Sie. Sie brauchen nur einmal abzudrücken! Sie haben es mir versprochen ... Für Sie ist es nichts, Sie haben es schon tausendmal getan. Also, tun Sie es auch für mich!"*

*Sie bleiben nicht stehen, scheinen mich nicht zu hören. Ich laufe ihnen nach und wiederhole demütig: "Sie haben es mir versprochen .. Sie können mich nicht mehr einfach so stehenlassen – "*

*Und plötzlich sind sie weit weg. Sind im blauen Abend verschwunden.*

Ich, ich stehe am selben Fleck, da, wo sie um die Ecke bogen: Alles hat sich nur in meinem Kopf abgespielt. Viele Dinge spielen sich jetzt nur noch in meinem Kopf ab. Ich kann laufen, ohne daß meine Füße sich bewegen, sprechen, ohne den Mund aufzumachen.

"Komm", sagt Henrieta. "Wir müssen einen Unterschlupf für die Nacht finden." Ich drehe ihr den Rücken zu und gehe weg. Sie folgt mir. Ihre Holzschuhe antworten meinen. Sie will nicht hinnehmen, daß sie für mich nicht vorhanden ist. Neugierige Blicke treffen uns.

"Wir müssen fragen, wo wir sind", drängt Henrieta.

"Wozu? Willst du die Stadt besichtigen?"

Eine große, schöne Frau geht an uns vorbei. Henrieta stellt sich ihr in den Weg: "Verzeihung, wie heißt diese Stadt?"

Die Frau antwortet: "*Wir sprechen nur deutsch*", und geht weiter.

"Das ist also schon Deutschland – "; Henrieta ist überwältigt.

"Die anderen Leute sprechen polnisch. Die Aufschriften sind auch polnisch", sage ich.

Schon hält sie einen Mann an, der ihr kurz antwortet und es eilig hat, weiterzukommen.

"Toruń ist es", sagt sie.

"Eine historische Stadt ... da kann man interessante Baudenkmäler besichtigen", sage ich.<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Toruń (deutsch Thorn). – In der Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrhundert stand an dieser Stelle die ursprüngliche slawische Festung Toruń, umgeben von Holz- und Erdwällen, die den Übergang über die Weichsel bewachten. In den Jahren von 966 bis 1220 stand die Siedlung unter der Herrschaft polnischer Piasten im Königreich Polen und später auch im polnisch-piastenpommerschen Danziger Pommern während der Zeit der Teilung des Königreichs Polen in kleinere Teile. Thorn entstand 1231 als erste Siedlung im Kulmerland unter Verwaltung

Die Straße, die wir entlanggehen, ist allzu breit, es sind zu viele Leute da. Die Vorübergehenden lassen uns die Ungehörigkeit unseres Hierseins fühlen. Wir biegen in die nächste Querstraße ein und gehen in schmaleren Straßen weiter, wo die Nacht dunkler ist.

"Ich bin so müde", sagt Henrieta. "Wir müssen etwas finden. Den ich da vorhin angehalten habe, wollte ich danach fragen, aber er ist gleich weitergegangen."

"Man kann's ihm nicht übelnehmen: Die Leute mögen keine Läuse."

Unsere Pantinen klappern auf dem Pflaster. Die Sterne blitzen eiskalt zwischen den Dächern hindurch. Hie und da kommt ein Lichtschein aus einem verhangenen Fenster.

"Sollen wir's versuchen?" fragt Henrieta.

"Was versuchen?"

"Irgendwo zu klopfen."

"Tu's doch."

"Ja, und du? – Jetzt reicht's mir aber: immer muß ich mich für uns beide durchschlagen."

"Wir können uns ja trennen", sage ich gleichgültig und mache Anstalten, wegzugehen.

"Warte wenigstens", sagt sie.

Ich ziehe die Decke fest um mich zusammen und gehe mit kleinen Schritten hin und her, während ich auf sie warte. Ich bin überhaupt nicht neugierig auf ihren Erfolg. Henrieta kommt zurück und wir gehen weiter. "An vier Türen habe ich geklopft", sagt sie. "Die wollten mich nicht mal anhören."

Mir kommt das ganz natürlich vor. Henrieta schnüffelt; sie weint leise. Unter unseren Pantinen knirscht der Schnee. Wir sind jetzt in einer Allee, hinter deren Bäumen man kleine Vorstadtvillen ahnt. Ganz allein. Etliche Minuten zuvor sind wir am letzten verspäteten Passanten vorbeigegangen, dessen Kopf tief im Pelzkragen steckte. Es ist Neumond.

---

des Deutschen Ordens. Nach dem Überfall auf Polen im September 1939 wurde Thoruń zusammen mit dem Polnischen Korridor vom Deutschen Reich annektiert; die Stadt Thorn wurde dem Regierungsbezirk Bromberg im Reichsgau Danzig-Westpreußen zugeordnet.

Am schwarzen Himmel brennen die Sterne mit eisigem Feuer. Henrieta stolpert, macht noch einige Schritte, bleibt dann stehen: "Ich kann nicht mehr."

"Komm!"

Sie schüttelt den Kopf, Tränen glänzen auf ihren Backen. Sie schüttelt den Kopf, ohne zu antworten; sie schluchzt. Wir stehen neben einem Gartentor. Da und dort treten Bäume schwarz unter dem Schnee hervor, der auf ihren Zweigen lastet. Im Hintergrund ein weißes Dach, über Geheimnissen aus Wärme und Wohlsein kauern, Schutz vor teilnahmslosen Sternen. Eine hübsche Weihnachtskarte. Ich wäre gar nicht erstaunt, dahinter in Goldbuchstaben gute Wünsche aufglänzen zu sehen. Das Tor ist halb offen; ich stoße es auf. Quietschend gibt es nach. Unsere Holzschuhe versinken im weichen Schnee.

"Sie werden dir nicht aufmachen", sagt Henrieta, ganz elend.

Die Türklinke in meiner Hand fühlt sich rund und glatt an. Die Kälte kriecht meinen Arm hinauf. Ich finde es ganz natürlich, daß die Tür mühelos nachgibt. Ich drehe mich zu Henrieta um, die auf der ersten Stufe des Aufgangs steht. "Komm."

"Nein. Man weiß nicht, was drinnen ist."

Ich dringe ein in die Dunkelheit. Vorsichtig mache ich ein paar Schritte. Ich bleibe stehen.

"Ist da jemand?"

Meine Stimme fällt in die Stille, die sich wieder über ihr schließt. Henrieta hat sich nicht von der Stelle gerührt. Sie sagt: "Sie werden dich rauswerfen."

"Wer: sie? Es scheint niemand dazusein."

Ich betaste die Mauern und finde endlich, was ich suche. Ein leichtes Klicken, und aus dem Nichts taucht ein Flur auf. Eine matte Birne verbreitet ein sanftes Licht. Auf dem sorgfältig gewachsenen Parkettboden haben meine Pantinen schwärzliche Spuren hinterlassen.

"Mach die Tür zu", sage ich zu Henrieta, die bis zur Türschwelle herangekommen ist.

"Sie müssen oben sein", sagt sie, und ich höre, wie ihre Zähne klappern.

Meine Hand liegt schon auf dem Treppengeländer und ich steige hinauf, ohne mir weiter Gedanken zu machen über den Lärm, den ich verursache. Drei Zimmer öffnen sich auf den Flur, alle drei sind leer – wie ich erwartet habe. Dort, wo ich hineingehe, ist das Bett halb aufgedeckt. Papiere und leere Schachteln bedecken den Teppich. Ein weit offenstehender Schrank läßt Anzüge auf Bügeln sehen, schön aufgereiht; sie erinnern an eine Zeit, wo hier Ordnung herrschte. Totenanzüge, sage ich mir. Nur Tote können einen so schön geordneten Kleiderschrank haben. Auch das Zimmer ist tot. Man hat in aller Eile getötet. Und hat die Mordwaffe auf dem Nachttisch vergessen. Sie wiegt schwer in meiner Hand. Ich sehe das Magazin nach: keine Kugel fehlt.

Hinter mir sagt eine klanglose Stimme: "Laß das Ding los."

Henrieta steht da, mit nackten Füßen auf dem Teppich. Gebannt blickt sie auf den Revolver. Ich mustere sie: "Man könnte glauben, du hast Angst."

"Leg ihn weg", sagt sie und meidet dabei meinen Blick. "Mit sowas spielt man nicht."

"Hast du nicht gelernt, damit umzugehen?"

Sie schüttelt den Kopf.

"Na, du bist eine komische Widerstandskämpferin! Aber es ist nie zu spät. Ich werd's dir zeigen – "

"Wenn du willst – "

"Schau her. Man drückt den Sicherheitshahn herunter. Im Lauf ist eine Kugel. Um genau zu zielen, tust du, als ob du auf etwas mit dem Finger zeigst, so ... und stattdessen mit dem Lauf. Jetzt genügt es, hier zu drücken. Und – *hops!* Keine Henrieta mehr. So einfach geht das. Bestenfalls kommt man nicht mal dazu, etwas zu spüren."

Ich drücke ihr den Revolver in die Hand. "Los, versuch's. Ziel' auf irgendwas. Auf mich zum Beispiel. Und drück' auf den Abzug. Los, hab' keine Angst: Ich hab' gelogen: er ist nicht geladen."

Henrieta macht einige Schritte mit dem Revolver auf der offenen Hand und legt ihn dann in die Schublade des kleinen Tischchens, die sie sacht zuschiebt.

"Du bist mir ein Angsthase, du – als Kriegsheldin. Das bist du ja zweifellos; du brauchst nur deinen Hintern zu zeigen und man glaubt dir."

Wortlos geht sie aus dem Zimmer und auf ihren nackten Füßen schweigend die Treppe hinunter. Ich folge ihr, da rutschen meine Pantinen auf einer Stufe aus; gerade noch kann ich mich am Geländer halten.

In der Küche macht Henrieta in einem gewichtigen Emailherd Feuer. Ihre Bewegungen sind präzise, die Dinge kommen ihren Händen entgegen, sie hat keine Bedenken – als ob sie schon einmal hiergewesen wäre. Ich lasse mich auf einen Stuhl fallen und beobachte sie wieder. Das ist jemand, die ihren Platz gefunden hat. Intuitiv, ohne daß sie sich im geringsten hätte anstrengen müssen. Ihre Augen blicken wie die eines eifrigen Kindes, ihre Wangen färben sich. Der Kessel beginnt zu singen. Auf dem Tisch erscheinen Brot, Butter und Marmelade. Henrieta wirft ein Paar Hausschuhe herüber. Ich ziehe sie an. Sie selbst ist noch immer barfüßig.

"War der Revolver geladen oder nicht?" fragt sie endlich.

"Ja", sage ich.

Henrieta wirtschaftet eifrig in der Küche weiter. Sie gießt Tee in die Tassen; sie dreht mir den Rücken zu.

"Wenn du willst," sagt sie, "gehen wir zusammen heim. Mein Vater ist nicht sehr einfach zu haben; aber vielleicht hat er sich geändert. Meine Mutter ... "

Ich höre ihr nicht mehr zu. Es kommt ihr nicht in den Sinn, daß sie TOT sein könnten. Nein, was ihr Kopfzerbrechen macht, ist der schwierige Charakter des Vaters. Als ich nichts sage, bricht sie ab. Schweigend essen wir. Wie im Gefängnis ißt Henrieta im Stehen. Ununterbrochen führt sie Nahrung zum Mund und nimmt sich nicht einmal Zeit zum Kauen. Sie schlängelt wie ein Tier. Am Ende merke ich, daß ich zugleich mit ihr fertig bin. Jetzt deckt sie den Tisch ab, sammelt die Krümel auf und wäscht ab. Eine gute Hausfrau. Wäre eine gute Ehefrau.

Sie hat ihr Kleid ausgezogen und wäscht sich. "Ich habe Permanganat gefunden", verkündet sie fröhlich. Sie gießt Wasser in eine große Schüssel; es wird lila. Sie hebt ihren Rock hoch, bindet ihn um die Taille und setzt sich ins Wasser. Ihr Gesicht wird rot.

"Das beißt", sagt sie.

Die Dinge beginnen sich in der Wärme aufzulösen. Ich sehe alles nur noch wie durch einen Nebelschleier. Henrietas Stimme dringt schwach zu mir, wie erstickt. "Willst du mir die Wunden reinigen?"

Ich sage "ja, natürlich", aber rühre mich nicht ... Vor mir auf dem Tisch liegen ein Paket Watte, eine Tube Salbe, Mull, Verbandrollen und eine Schere ... Henrieta dreht mir den Rücken zu ... Unter meinen Fingern lösen sich Fetzen von zerstörter Haut.

"Du wirst eine prächtige Wunde haben, ganz sauber, ganz neu." Ich lege ihr viereckige Stücke Mull, mit Salbe bestrichen, aufs Hinterteil, das ich dann in einen breiten Verband einzwänge, den ich um ihre Hüften führe.

"Danke", sagt sie. "Erinnerst du dich, das erstmal, wie du mich saubergemacht hast – ?" Ihre Stimme wird rührselig, feucht vor Zärtlichkeit. Sie stellt mir eine Falle.

"Ich erinnere mich an überhaupt nichts."

Sie wickelt sich in einen hellblauen Bademantel. "Den habe ich oben in einem Schrank gefunden", sagt sie. Die nassen Haare fallen ihr über die Schultern. "Ich werde dir Wasser heißmachen."

"Wozu?"

"Damit du dich waschen kannst! – Du wirst dich doch nicht so, wie du bist, ins Bett legen."

Ich fahre mir mit der Hand über den Hals: Die Haut ist schmutzig und hart. Ein richtiger Panzer. Darunter muß es zart sein, verletzlich. "Ich will mich nicht waschen."

"Aber, schließlich – "

"Ich habe nein gesagt."

Sie besteht nicht weiter darauf. Wir gehen in den ersten Stock hinauf. Auf dem Treppenabsatz fragt Henrieta: "Schlafen wir zusammen?"

"Du bist viel zu sauber für mich. – In jedem Zimmer ist ein Bett. Gute Nacht."

"Mach kein Licht, ohne das Fenster zu verdunkeln", sagt Henrieta, während ich die Tür hinter mir zumache.

Ich brauche kein Licht. In meinem Gefängnisaufzug krieche ich zwischen die frischen Laken. Ich höre, wie Henrieta sich hinlegt. Nach ein paar Augenblicken ruft sie mich.

"Was willst du denn noch?"

"Laß die Tür ein bißchen offen."

"Hast du Angst?"

"Ja, ich hab Angst. Bitte ..."

Das Licht in ihrem Zimmer streckt eine lange Zunge zum Türspalt hinein; ich lege mich wieder hin. "Jetzt läßt du mich aber in Frieden."

Irgendwo im Haus höre ich eine Uhr ticken. Dann höre ich weinen. Es ist Henrieta – sie macht Nachttoilette: nach dem Körper jetzt die Seele. Ich, ich kratze mir wütend den Kopf mit beiden Händen. Das wirkt erleichternd. Vorm Fenster zählen die Gartenbäume mit ihren knorrigen Ästen die Sterne.

*Ich stehe auf. Ich habe ihr Näherkommen gespürt. Ich weiß, daß sie da sind. Ich gehe zum Fenster. Und ich sehe sie, aneinandergedrückt, undeutliche Leiber, eines davon groß geworden in der Nacht. Fahle Flecke, ihre Gesichter mit den verwischten Zügen sind mir zugekehrt.*

*Das phosphoreszierende Licht des Schnees hängt sich ihre Augen, an ihren Zähnen; ihre Hände glänzen. Langsam öffnet sich das Fenster. Sie und ich, wir atmen jetzt dieselbe eisige Luft. Eine Stimme sagt: Laß uns herein, wir frieren. Wer hat gesprochen? Andere Stimmen fallen ein, wie das Rascheln welker Blätter: Laß uns herein, wir frieren. Und wieder andere, unermüdlich, eintönig, immer noch mehr: Laß uns herein, wir frieren. Dann erhebt sich noch eine einzelne Stimme, ich erkenne sie wieder: Wir sind alle da, und wir frieren, laß uns herein: sagt mein Vater zu mir. Ohne zu wissen, wie es zuing, finde ich mich unten wieder, im Flur. Ich will die Tür aufmachen und drehe den Türkopf nach allen Richtungen. Vergeblich. Ich werfe mich dagegen, rüttle, aber die Tür bleibt verschlossen. Da schreie ich: "Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht ... !"*

*Jakobs Stimme dringt zu mir: "Hol den Schlüssel."*

*Auf dem Bauch liegend, den Kopf ins Kissen gedrückt, schläft Henrieta friedlich. Ich reiße ihr Laken und Decken weg: "Gib mir den Schlüssel!"*

*"Warum?" fragt sie. "Damit du sie hereinläßt?"*

*"Du wußtest, daß sie da sind?"*

*"Ja. Sie sind uns gefolgt. Aber ich habe die Tür hinter uns zugesperrt. Gut zugesperrt."*

*"Gib mir sofort diesen Schlüssel!"*

*"Nein, ich werde ihn dir nicht geben."*

*Ich habe den Revolver in der Hand. "Den Schlüssel."*

*"Nein," sagt sie, "nein, tu das nicht."*

*"Den Schlüssel, schnell."*

*Unter dem Kopfkissen zieht sie einen riesigen Schlüssel hervor und hält ihn mir mit beiden Händen hin. Ich werfe den Revolver weg und gehe hinunter. Wie schwer es ist, mit diesem schweren Schlüssel umzugehen! Zweimal entgleitet er mir, und der Lärm, den er beim Herunterfallen macht, hallt seltsam durch das Haus. Im selben Augenblick krachen Schüsse. Sie kommen von oben. Mit aller Kraft drücke ich auf den Schlüssel und drehe ihn einmal - zweimal herum. Die Tür öffnet sich. Es wird nicht mehr geschossen. Sie liegen im Schnee, durcheinander, aufeinander. Kniend hebe ich diese toten, unbekanntes Köpfe vom Boden. Ich suche. Ich bringe sie unter einem Arm, unter einem Körper hervor, ich nehme sie in die Hand, mustere sie genau. Manchmal muß man sich anstrengen, will man vertraute Züge wiedererkennen, deren sich der Tod bemächtigt hat. Deshalb betrachte ich sie sehr aufmerksam. Dann werfe ich sie zurück: Unbekannte. Alles Unbekannte. Ich krieche im Schnee, vom einen zum andern. Ich kann nicht mehr. Erst am Ende, nachdem ich all diese fremden Gesichter mit den erloschenen Augen, dem offenen Mund geprüft habe, erst am Ende finde ich sie: Alle drei liegen sie neben dem Gartentor. Da taucht im Licht eines Fensterkreuzes Henrieta auf. Sie trägt den himmelblauen Bademantel und ruft fröhlich: "Ich hab sie all getötet, ich hab sie alle getötet!"*

*Ich stehe auf und laufe aufs Haus zu. In ihrem Zimmer, vor einem Schrankspiegel, kämmt Henrieta ihr langes Haar. Der Revolver liegt auf dem*

*Bett. Ich reiße ihn an mich. Sie sieht mich im Spiegel, und die Hand, die den Kamm hält, macht keine Bewegung mehr.*

*"Nein," sagt sie, "nein, nein ..."*

*"Du hast auf meine Toten geschossen, gemeines Stück!"*

*Sie sagt nichts mehr. Ihre Hand fällt herunter. Ich schieße.*

*Henrieta liegt auf dem Teppich, genau wie die andern draußen im Schnee, und ich schieße weiter, bis ihre Augen glasig werden.*

Am nächsten Morgen weckt mich Henrieta: "Komm runter zum Essen."

Unten ist der Herd angezündet, der Tisch gedeckt und die Sonne kommt zum Fenster herein. Ein großer Kessel mit Wasser steht auf dem Feuer.

"Wenn du dich waschen willst – ", sagt Henrieta, nachdem wir gegessen haben.

Ich habe mich gewaschen. Dann gehe ich wieder in mein Zimmer hinauf und lege mich ins Bett. Kurze Zeit darauf kommt Henrieta auch. Lange bleibt sie am Fußende des Bettes stehen.

"Warum ziehst du dich nicht an?" sagt sie schließlich. "Alles, was du brauchst, ist da."

"Ich fühle mich sehr wohl so."

"Es gibt anscheinend welche, die so bleiben ... nachher."

"Nach was?"

"Nach dem Gefängnis."

Ich lächle sie an: "Du denkst wohl, ich bin verrückt?"

"Vorher warst du nicht so – "

"Du hast doch gesagt, du wolltest zu dir nach Hause zurück. Worauf wartest du?"

"Ich kann dich nicht hierlassen."

"Warum? Ich fühle mich wohl hier."

"Ohne dich werde ich nicht gehen."

"Ja, ich weiß: du hast Angst, allein zu gehen. Aber im Augenblick kannst du nicht auf mich zählen. Ich werde mich bei der Kälte nicht draußen herumschleppen."

"Man muß schon mal 'raus, um zu sehen, was los ist."

"Dann geh doch. Ich bin nicht neugierig."

"Komm mit mir", sagt sie zaghafte.

"Du, du hast dich auch sehr geändert. Ich glaubte, du bist stark und mutig. Ich hab' dich bewundert ... Weißt du, daß du mich getäuscht hast? Wahrscheinlich warst du mutig nur, weil es die Umstände so mit sich brachten."

Genau in diesem Augenblick bringt eine Explosion die Scheiben zum Klirren: ein Flakgeschütz! Henrieta wird bleich.

"Na, da kannst du gleich wider ein mutige Mädchen werden. Der Krieg ist nicht zu Ende."

Sie schaut mich wütend an: "Man könnte meinen, dir macht das Spaß."

"Um dir nichts zu verheimlichen: es macht mir sogar einen Riesenspaß!"

"Was ist bloß los mit dir, daß du so bist?" Und sie tritt einen Schritt zurück

"Meine Geschichte werde ich dir vielleicht ein andermal erzählen. Jetzt wollen wir doch mal sehen, was da los ist."

Ich entdecke eine Reithose, viel zu große Stiefel und eine Herrenjacke. Henrieta hat für sich Stiefeletten und einen Damenmantel gefunden.

Die Straßen sind leer. Schließlich stoßen wir auf ein altes Mütterchen. "In der Stadt ist kein einziger Deutscher mehr", sagt sie uns. "Die sind in der Nacht abgehauen."

"Und die Granaten?"

"Das sind die Russen ... Kommen wahrscheinlich jeden Augenblick."

Ein entferntes Geschütz löst Echos aus.

"Gehen wir wieder heim", sagt Henrieta.

In der Küche vermischt sie Mehl mit Wasser. Sie zeigt wieder die ausdruckslose Miene aus dem Gefängnis. "Der Krieg bekommt dir gut", sage ich. "Er gibt dir Würde."

"Dir auch. Du findest die Sprache wieder."

Aus dem Teig macht Henrieta Fladen, die sie in den Ofen schiebt. Unmerklich kommt der Geschützlärm näher.

Fünf Tage lang habe ich Henrieta beim Fladenmachen zugesehen. Wir aßen sie mit Honig. Am andern Ende der Stadt stürzt Tag und Nacht der Himmel mit immer bedrohlicherem Krachen ein. Solange die Sonne scheint, ist Henrieta ruhig und schweigsam; kommt der Abend, verliert sie die Beherrschung. Ich höre, wie sie sich im Bett hin- und herwälzt, ohne Schlaf zu finden. Aber sie macht keinen Versuch mehr, mit mir zu sprechen.

In der fünften Nacht weckt sie mich: "Sie sind da."

Vom Fenster aus sehen wir, sie auf der Straße vorbeiziehen: gestaltlose, weiße Schemen. Ihr Einmarsch sieht völlig ungeordnet aus. "Die Deutschen hatten trotz allem mehr Haltung", sage ich.

Ich lege mich wieder schlafen. Am nächsten Tag weckt mich Henrieta von neuem – bei Morgengrauen: "Vor dem Gartentor sind zwei."

"Na und?" Nichts schätze ich weniger, als aus dem Schlaf gerissen zu werden. "Es sind deine Befreier. Geh und umarme sie."

"Sie liegen im Schnee – "

"Dann laß sie in Ruhe. Wenn sie tot sind, machen sie niemandem mehr zu schaffen."

Ich habe einen stöhnen gehört."

Wütend stehe ich auf und ziehe den rechten Stiefel über den linken Fuß, den linken Stiefel über den rechten. Diese Stiefel sind so groß, daß es gar nicht darauf ankommt.

Tatsächlich liegen beide im Schnee, ein paar Schritte vorm Gartentor. Der eine, ein ganz junger, hat die Augen geschlossen. Sein Gesicht ist blau. Zwischen den hohlen Wangen springt die Nase vor. Der andere schaut mich an und klagt leise. Er ist alt; sein Bart ist grau. Ich beuge mich über ihn. Eine fadendünne Stimme wird vernehmbar, zittert und reißt ab. Es gelingt mir, einige Worte zu erhaschen und zu verstehen: "Sie haben gesagt, sie kommen und holen uns ..."

Etwas zieht meinen Blick an. Ich betrachte den Jungen genau: eine Spur von Dampf schwebt über seinem Mund. Ich reibe ihm mit einer Handvoll Schnee das Gesicht. Ohne Ergebnis. Ich sage zu Henrieta: "Hilf mir, wir werden sie ins Haus tragen."

"Vielleicht wäre es besser, sie hier zu lassen und jemanden zu verständigen."

Ich tue so, als ob sie nichts gesagt hätte. "Faß ihn unter den Schultern. Ich werde ihn an den Beinen halten."

Wir ziehen quer durch den Garten los und zwei- oder dreimal lassen wir ihn beinahe fallen. Im Vorraum, als wir ihn hinlegen wollen, entgleitet mir ein Bein und schlägt auf dem Boden auf. Der Schrei eines verletzten Tieres gellt auf. Er hat die Augen aufgemacht.

"Komm", sage ich zu Henrieta und wir gehen wieder hinaus.

Der Alte ist noch schwerer. Wir müssen mehrmals absetzen, bevor wir das Haus erreicht haben, wo im Vorraum der andere jammert und schreit. Wir holen zwei Matratzen herunter und legen sie drauf. Der Junge hat einen zerfetzten Oberschenkel und der Alte eine Kugel im Bauch. Henrieta macht eine Permanganatlösung zurecht. Ich zerschneide ihre Hosen mit der Schere und wasche ihre Wunden.

"Wir haben keine Verbände mehr", sagt Henrieta.

"Dann nehmen wir Laken." Ich schaue sie an. Sie ist ganz weiß und hält sich nur mühsam aufrecht. "Geh und mach uns Tee."

Sie dreht sich um und geht mit schwankenden Schritten zum Waschbecken, wo sie sich erbricht. Dann macht sie Tee. Dem Jüngeren gebe ich löffelweise davon. Im Verbandschränkchen habe ich Beruhigungsmittel gefunden, ich gebe ihm zehn Tropfen. Seine Backen haben sich ein bißchen gefärbt.

"Mein Bein tut so weh... ", sagt er.

"Schlaf, danach wird es besser werden."

Sofort macht er die Augen zu, wie ein folgsames Kind.

"Du kannst russisch?" fragt Henrieta. Ihre Stimme klingt argwöhnisch.

"Du kannst schlafen gehen. Ich kann das allein weitermachen."

Wortlos geht sie. – Der Alte ist ruhig, seine großen traurigen Augen sind weit offen: "Ich hab Durst – "

"Mit einer Bauchverletzung darf man nicht trinken."

"Das ist nicht mehr wichtig. Gib zu trinken, Mütterchen."

Ich lege ihm ein Kissen unter den Kopf. "Ich kann nicht, Batiouchka", sage ich.

Ich wußte nie ganz genau, was dies Wort eigentlich heißt. Es kam oft in den kleinen russischen Geschichten vor, die mir meine Mutter erzählte.<sup>11</sup>

"Gib mir zu trinken, ich bitte dich."

Ich mache ein Mulläppchen naß und streife ihm damit über die aufgesprungenen Lippen.

"Da drinnen habe ich Durst, Mütterchen!"

Wieder streife ich mit dem Läppchen über seine Lippen. Er erwischt es mit den Zähnen und saugt daran.

"Sei vernünftig, Batiouchka."

"Ich werde vernünftig sein ... Ich will dir keine Sorgen machen."

Ich ziehe die Vorhänge zu, damit ihn das Licht nicht stört.

"Willst du ein bißchen bei mir bleiben, Mütterchen – "

Ich setze mich neben ihm auf den Boden.

"Hast du viel gelitten während des Krieges?"

"Genug", sage ich.

"Jetzt ist es zu Ende ... Der Krieg ist zu Ende ... Wir sind mit dem Frieden gekommen. – – Du sagst nichts? Verstehst du nicht: wir sind gekommen und befreien euch. Du bist nicht zufrieden?"

"Nein."

"Und warum, Mütterchen? Warum bist du nicht zufrieden?"

"Ihr kommt zu spät."

"Es ist nicht zu spät für dich."

"Es ist zu spät für meine Familie."

Er schweigt. Dann: "Hast du geweint?"

"Nein, ich habe nicht geweint."

"Man muß weinen. Man muß weinen, Mütterchen. Das erleichtert. Ich habe viel geweint, als ich meine Frau begraben habe. So geht der Schmerz heraus ... Verzeih, aber ich habe noch Durst."

Mit einem Löffel gebe ich ihm einige Tropfen Wasser.

---

<sup>11</sup> Батюшка heißt Väterchen.

"Ich habe zwei Söhne und drei Töchter, viele Enkel. Ich habe auch ein Haus, ein ganz kleines, eigenes Haus ... Ich werde es nicht wiedersehen."

"Du kannst gesund werden, Batiouchka."

"Ich will gar nicht so gerne lang leben, aber ich möchte so gerne dort sterben ... Zuhause bei meiner Familie ... Es ist hart, allein zu sterben."

"Ich würde gern mit dir gehen – "

"Nach Hause?"

Er lächelt mich an. Ich dachte nicht an sein Zuhause, aber ich sage: "Ja, zu dir nach Hause."

"Glaubst du, man kann durchkommen mit einer Verletzung, wie ich sie habe?" fragt er zaghaft.

"Man darf sich nicht bewegen, nicht trinken. – Ich kenne welche, die gesund wurden."

"Wirklich, Mütterchen?"

"Ja, ich kenne welche."

"Also, dann werde ich nicht trinken. Du wirst mit mir kommen und meine Apfelbäume sehen. Es gibt keine besseren Äpfel in Rußland als die von meinen Bäumen."

Er schweigt einen Augenblick, dann sagt er: "Es tut ein bißchen mehr weg. Nicht viel, nur ein bißchen mehr."

"Du darfst nicht sprechen, das nimmt dir Kraft. Versuch zu schlafen."

"Ja, ich werde schlafen. Gib mir noch einen Tropfen Wasser, nur einen."

Und er schläft wirklich ein, aber sein Atem ist kurz und rasselnd. Ich gehe leise hinauf und sage mir, daß er und ich seine Apfelbäume nie werden blühen sehen.

Ich strecke mich auf meinem matratzenlosen Bett aus und betrachte die Decke. Die abgeblätterte Farbe läßt seltsame Formen erscheinen. Nacheinander nehmen sie menschliche Gestalt an. Die beklagen sich. Leise Stimmen, die einwiegen, die beruhigen. Ich höre ihnen zu. Im Halbschlaf höre ich sie immer noch. Plötzlich werden aus den Seufzern Schreie. Henrieta steht vor mir: "Geh runter und bring sie zum Schweigen", bittet sie. "Ich kann nicht mehr."

Der Junge schreit. Ich gebe mir alle Mühe, ihn zu beruhigen. Ich sage, daß sie ihn bald holen, daß man ihn ins Krankenhaus schaffen wird. Ärzte werden sich um ihn kümmern. Er wird gesund werden. Aber er hört nur die Stimme seiner Schmerzen, die er mit seinen Schreien zu übertönen versucht. Ich gebe ihm zu trinken, löse Schmerztabletten für ihn auf, die ich in der Hausapotheke finde. – Der Alte stöhnt mit geschlossenen Augen.

"Mütterchen ... ist es denn wahr, daß sie uns in Krankenhaus holen werden?"

"Ja, Batiouchka."

"Nein, sie kommen nicht mehr. Sie haben uns vergessen."

"Sie werden kommen ... Ich werde sie holen."

"Wann wirst du gehen, Mütterchen?"

"Jetzt gleich, sofort!"

Ich lasse Henrieta bei ihnen zurück. Lange gehe ich durch verlassene Straßen, bevor ich auf russische Soldaten treffe. Ich erkläre. Einer sagt mir, daß man im Augenblick nichts tun könne: im Krankenhaus ist niemand. Niemand, nichts. Man muß die Ankunft des Stabsarztes und der Krankenhelfer abwarten. "Die Männer werden sterben", sage ich. "Ich habe nichts, um sie zu versorgen!". Er bedauert.

"Es sind Ihre Leute."

"Andere sind auch auf der Straße geblieben. Viele." Aber er gibt mir einen Passierschein; ich lasse ihm unsere Adresse da.

"Also?" fragt der Alte, kaum, daß er mich wieder sieht.

"Morgen werden sie da sein, Batiouchka. Es ist jetzt noch niemand im Krankenhaus."

"Gut, ich werde bis morgen warten. Gib mir nur einige Tropfen Wasser."

Der Junge hört uns zu, dann sagt er: "Bis morgen, das ist nur eine Nacht. Eine Nacht kann ich noch durchhalten."

An den folgenden Tagen wiederhole ich noch dreimal dieselbe Lüge, die "morgen" heißt. Sie versuchen, daran zu glauben, sich daran festzuklammern. Ich bin dauernd bei ihnen. Henrieta kommt fast nie mehr

herunter. Sie schließt sich in ihrem Zimmer ein, wo sie ungeduldig auf den Tag wartet, da wir von diesen sterbenden Russen, die sie stören, befreit sein werden. Ich frage sie: "Warum gehst du nicht weg?"

"Wir sind zu zweit."

"Ich weiß, du rechnest noch immer damit, daß ich dich nach Hause begleite. Aber ich hab's nicht eilig damit."

Am vierten Tag sind sie da. Sie holen den Jungen und versprechen, bald zurückzukommen, um den Alten zu holen. Aber der hat es nicht mehr eilig, er muß nirgends mehr hin. Als wir allein sind, sage ich zu ihm: "Siehst du, Batiouchka, ihr seid für mich zu spät gekommen, und sie sind für dich zu spät gekommen."

Henrieta kommt die Treppe herunter, mit hochgeschlagenem Mantelkragen und einem riesigen Sack auf dem Rücken.

"Wir gehen", sagt sie.

"Was hast du denn in dem Sack – ?"

"Sachen."

"Was für Sachen?"

"Wäsche, Anzüge, Nützliches ..."

Sie sieht, wie ich lächle. "Hier haben Deutsche gewohnt! Ich hab doch wohl das Recht, etwas mitzunehmen – für all das, was sie den Unsern abgenommen haben ... Du siehst aus, als ob du mich verurteilen wolltest. Ich weiß, ich bin nur ein einfaches Bauernmädchen und du eine Gebildete, eine Bürgerliche, aber das ist kein Grund, es mir jeden Augenblick vorzuwerfen!"

"Das ist wohl das Letzte, woran ich gedacht hätte."

"An was denkst du denn dann, mit deinem abwesenden Gesicht?"

Mach dir nichts draus. Du willst fort, also gehen wir."

Vor dem Gartentor lasse ich Henrieta stehen und gehe nochmal zurück. Der Revolver ist immer noch in der Nachttischschublade. Ich lege ihn ganz unten in die Handtasche, die ich mitnehme. Zuletzt gehe ich ein letztes Mal in die Küche. Es ist warm dort. Das Feuer im Herd brennt noch. Mechanisch lege ich ein Scheit nach.

Dann bin ich wieder bei Henrieta, und wir ziehen los. Wir kehren der Stadt den Rücken und suchen über kleine weiße Vorstadtstraßen den Weg zur Chaussee. Vor einem kleinen Haus macht ein Mann mit einer Schaufel den Gehweg frei. Er steckt die Schaufel in den Schnee und schaut uns an.

"Wir wollen Richtung Warschau", sagt Henrieta. "Können Sie uns sagen, wie es hier weitergeht?"

"Warschau? Denken Sie nicht an sowas. Sie kommen ja nie hin."

"Und warum?"

"Die Züge gehen nicht, keinerlei Verbindung. Keine Autos auf den Straßen. Nichts!"

"Wir gehen zu Fuß."<sup>12</sup>

"Zu Fuß?" Er betrachtet uns mitleidig. "Aber, mein kleines Fräulein, das ist nicht möglich. Ich rate Ihnen nicht, es zu versuchen. Es treiben sich komische Leute auf den Straßen herum. Heutzutage hat da niemand was verloren. Ich an Ihrer Stelle würde abwarten. Glauben Sie mir, es ist klüger, viel klüger."

Henrieta stellt ihren Sack auf die Erde. Sie sagt nichts mehr.

"Wo geht es zur Chaussee?" frage ich.

"Ich habe Ihnen einen Rat gegeben. Wenn Sie ihn nicht befolgen wollen, ist es Ihre Sache ... also biegen Sie gleich links ein und Sie kommen direkt auf die Hauptstraße. Danach .. das betrifft Sie allein."

"Danke." Ich wende mich an Henrieta: "Also, kommst du?"

"Der Herr hat vielleicht recht", fängt sie an. "Vielleicht wäre es besser ... Denkst du nicht ..."

"Ich denke gar nichts. Du wolltest hin, also gehen wir."

Sie nimmt den Sack wieder auf die Schulter und wir gehen los. Einige Minuten später sind wir auf der Chaussee.

"Ist ziemlich schwer, dieser Sack", sagt Henrieta.

"Glaub ja nicht, daß ich ihn trage."

"Es ist auch Essen für uns beide drin."

"Was?"

---

<sup>12</sup> Von Toruń nach Warschau sind es 260 km.

"Fladen und Zucker."

"Gut. Ich werde die Fladen und den Zucker tragen. Aber nichts anderes. Wenn du deiner Familie Kriegsbeute mitbringen willst, steht es dir frei."

"Ich hab dich um nichts gebeten. Ich hab nur gesagt, daß der Sack schwer ist."

"Wenn dir das Tragen leid wird, wirf ihn einfach weg."

"Ich werfe überhaupt nichts weg." –

Wir lassen die letzten Häuschen hinter uns, die sich von der Stadt abheben, seltener werdend und immer elender. Die Straße durchschneidet ein einsames Plateau, und diese ganze Helligkeit, die die Sonne uns ins Gesicht schleudert, tut mir in den Augen weh. Der Bogen des Horizonts scheint wie mit dem Zirkel gezogen: fehlerlos, ohne die kleinste Kerbe. Es kommt mir vor, als ob ich auf der Stelle trete. Wenn die Straße einen Bogen macht, vollführt die ganze Welt eine Schwenkung um die Sonne, und nichts ändert sich. Zweimal halten wir an und essen einen Fladen und ein bißchen Zucker. Erst beim zweiten Anhalten bemerken wir den Wald. Soweit sich etwas erkennen läßt, ist er ziemlich nah. Das blendende Licht hatte ihn bis jetzt vor uns verborgen.

"Ich mag diese Straße nicht", sagt Henrieta. "Wenn wir durch den Wald gingen – ?"

"Gute Idee. Wir könnten Rotkäppchen spielen."

"Meinst du, dort gibt's Wölfe?" Sie schaut mich an und hat plötzlich Angst. – Warum ihr dauernd Angst machen? Warum diese Lebensgier ersticken, die in ihr ist ... und die ich nicht fühle?

"Wie soll ich das wissen?"

"Vielleicht täten wir doch besser daran, nicht von der Straße abzugehen." (Henrieta)

Dann gehen wir doch durch den Wald, einen alten, dunklen Tannenwald. Dicke Schneelagen lasten auf den Zweigen wie Tonnen von Schweigen. Manchmal kommt ein Lichtstrahl durch einen Spalt und entzündet dieses tote Weiß. Der von unseren Schritten aufgebrochene Boden bleibt hinter uns zurück. Mir kommt es anstößig vor, hier zu gehen. Und warum muß Henrietas Stimme so laut werden, gedankenlos,

hemmungslos? Angesichts meines eigensinnigen Schweigens verstummt sie schließlich. Eine unmerkliche Verdichtung des Schattens, die sich wie eine neue Lage Schnee auf die hohen Äste legt, kündigt uns die nahe Nacht an.

Wir wollen wieder auf die Straße. Das ständige Reiben der großen Stiefel hat meine Füße wundgescheuert. Ungeduldig schleicht sich die Kälte durch unsere Mattheit. Am Waldrand stellt Henrieta ihren Sack in den Schnee und kniet sich darauf. Die Nacht kommt mit verstohlenem Schritt.

"Wir müssen etwas finden", sagt Henrieta mit bettelnder Stimme, als ob das von mir abhinge. Ich nehme etwas Schnee in den Mund und wärme ihn lange, bevor ich ihn herunterschlucke.

"Hier ist nichts", sagt sie. "Nichts!"

"Wir sind nicht in der Wüste. Irgendwann werden wir schon ein Dorf finden."

Das Dorf – dank einiger schlecht verdunkelter Lichter entdecken wir es. Henrieta stürzt querfeldein darauf zu. Ich folge ihr. Bis zu den Knien stecken wir im Schnee. Henrieta fällt der Länge nach hin; ich helfe ihr auf.

"Wirf diese Schweinerei von Sack endlich weg!"

"Nein, es geht schon."

Ich mache ihr nicht den Vorschlag, ihn zu tragen. Ich bin selbst am Ende meiner Kräfte. Und ich finde es wirklich erbärmlich, mit soviel Mühe all die unnützen Dinge herumzuschleppen. Nachdem wir grade unser Leben retten konnten. "Aber immerhin kannst du dich dann noch in eine gestickte Tischdecke einwickeln, bevor du stirbst. Das gibt ein schickes Leichentuch."

Ihre Finger graben sich in meinen Arm. "Schau. Die Lichter sind verschwunden."

Tatsächlich: vor uns ist nichts mehr zu sehen. Beschäftigt wie ich war – mein Bein aus dem Schnee zu ziehen, ohne dabei die Stiefel zurückzulassen –, habe ich es nicht bemerkt.

"Ach Maria, mach was, mach was ..." Und sie bricht in Tränen aus.

"Kein Grund zum Heulen. Wir sind einfach in einer Mulde. Die Lichter sind auf der anderen Seite." Ich kann kein Mitleid haben mit Henrieta; sie reizt mich. Das letzte Aufzucken ihrer Hoffnungslosigkeit drückt sich in einigen krampfhaften Schluchzern aus. Wir nehmen unseren Marsch wieder auf, langsam jetzt, bleiben alle paar Schritte stehen. Die Anstrengung, der Nacht zu entkommen, die uns an den Füßen in die weiche, nachgiebige Masse hineinziehen will, wird härter.

"Man sieht immer noch nichts", sagt Henrieta leise, als ob sie Angst hätte, diesen Gedanken laut auszusprechen.

"Laß das, – lauf."

Wir bleiben jetzt öfter stehen. – "Ich kann nicht mehr", sagt Henrieta. Mit ihrem Sack auf dem Rücken läßt sie sich auf die Knie fallen und sinkt bis zur Taille ein.

Ich halte Ausschau und plötzlich bemerke ich Lichter. Ich zeige sie Henrieta. "Wir haben ihnen beim Laufen den Rücken zugekehrt."

"Wie ist das möglich?"

"Ich weiß nicht. Vielleicht sind es andere."

Sie scheint es mit dem Aufstehen nicht eilig zu haben.

"Worauf wartest du denn?"

"Wenn wir wieder gehen, verschwinden sie vielleicht wie die anderen", sagt sie leise.

Ich zucke mit den Schultern und gehe weiter. Als ich mich umdrehe, fast schon beim ersten Haus, ist Henrieta einige Meter hinter mir. Sie holt mich ein. "Wir haben sie doch gefunden! – Klopfen."

Ich klopfen. Kein Laut antwortet. "Lauter", flüstert sie.

Ich klopfen kräftiger. Noch immer nichts. Henrieta wirft sich gegen die Tür und trommelt mit beiden Händen. Oben öffnet sich ein Fenster. Eine Frauenstimme läßt sich hören: "Was gibt's? Man klopft nachts nicht bei den Leuten!"

"Bitte, machen Sie uns auf", sagt Henrieta. "Wir sind lange gelaufen, wir sind am Ende unserer Kraft."

"Das kenn' ich, das Gesindel, das sich nachts auf den Straßen herumtreibt!"

"Nur ein kleines Eckchen im Haus ..."

Das Fenster schließt sich.

"Das ist doch nicht möglich, daß sie uns bei dieser Kälte draußen stehenläßt ..." und verzweifelt schreit Henrieta: "Hören Sie, hören Sie doch zu ..."

Ich gehe schon auf das nächste Haus zu. Diesmal ist es eine Männerstimme, die uns von hinter der Tür auffordert, uns zum Teufel zu scheren. Henrieta macht gar keinen Versuch mehr: "Sie werden nie aufmachen – "

Ich gehe auf ein etwas abseits stehendes Haus zu. Wie zu erwarten, verlieren sich die ersten Schläge in Schweigen. Ich lasse mich nicht entmutigen, und dann wird meine Ausdauer mit einem Hagel von Schimpfworten belohnt. Ich warte, bis sich die Wut des Mannes hinter der Tür erschöpft hat, dann sage ich: "Machen Sie auf. Wir sind bewaffnet. Ich sage es nicht zweimal. Ich sprengte das Schloß in die Luft und Sie mit." Ich hole den Revolver aus meiner Tasche.

"Mit solchen Drohungen könnt ihr mich am Arsch lecken. Haut ab, und zwar schnell!"

Ich drücke die Waffe gegen die Tür und schieße. "Machen Sie jetzt auf, bevor wir Ihre Hütte anzünden. Ich zähle bis drei."

"Aufhören! Ich werde aufmachen." Vorsichtig geht die Tür auf. vor uns steht ein großer, magerer Kerl in langer Unterhose. Mit offenem Mund schaut er auf den Revolver, der auf ihn gerichtet ist.

"Verstehen Sie ... die Zeiten sind unsicher. Ich bin ein alter Mann und wohne hier allein mit einem Gefangenen – "

"Ich verstehe sehr gut. Aber wir sind keine Gefahr. Lassen Sie uns 'rein und geben Sie uns was zu essen. Und machen Sie Wasser heiß." Ich drehe mich nach Henrieta um: "Kommst du?"

"Diese Waffe ...", sagt der Alte. "Das ist nicht nötig. Sie werden alles, was Sie brauchen, bei mir finden."

In der riesigen Küche steht ein Bett mit einem dicken roten Federbett, in dem allem Anschein nach der Mann schlief. Neben dem Kamin liegt ein

Strohsack. In Decken vergraben, scheint dort jemand zu schlafen. "Wer ist das?"

"Es ist ein deutscher Kriegsgefangener. Es sind mehrere im Dorf. Der hier ist sehr nett."<sup>13</sup>

Auf dem Strohsack rührt sich nichts – ausgeschlossen, daß er den Schuß nicht gehört hat. Er hält es wohl für klüger, sich tot zu stellen. Im Herd ist noch Glut und in einem großen Kessel heißes Wasser. Der Alte geht ins Nebenzimmer, aus dem ein kalter Luftzug kommt.

"Machen Sie die Tür hinter sich zu", sage ich.

Er macht sie gehorsam zu. Henrieta nimmt ihr Sitzbad. Dann kommen meine wunden Füße an die Reihe. Der Alte kommt mit etwas zu essen zurück. Er ist honigsüß geworden und verflucht den Krieg, der junge Mädchen wie uns dazu zwingt, auf den Straßen herumzuirren.

"Sie können schlafen gehn. Wir haben alles, was wir brauchen."

"Aber ... das heißt – ich schlafe hier."

"Nun, eine Nacht werden Sie woanders schlafen."

"Im andern Zimmer ist es kalt, verstehen Sie. Wir heizen nur hier. Ich bin ein alter Mann – "

"Hier werden wir schlafen." Der Revolver liegt neben mir auf dem Tisch.

"Also, dann wünsche ich Ihnen gute Nacht."

Henrieta antwortet: "Gute Nacht!" Als wir mit essen fertig sind, will sie den Tisch abräumen. Dabei fällt sie vor Müdigkeit fast um.

"Laß das und leg dich schlafen." Sie gehorcht. Ich habe den Eindruck, daß sie mittlerweile Angst hat vor mir. Ich mache das Licht aus und bleibe noch einen Augenblick sitzen, sehe in die Glut. Ich zwingen mich, über den Strohsack hinwegzuschauen, wo der Deutsche schläft oder nicht schläft. Atmen höre ich ihn nicht. Endlich lege ich mich neben Henrieta ins Bett. Den Revolver schiebe ich unters Kopfkissen. Das Feuer ist aus; den Kopf habe ich – die Augen weit offen im Dunkeln – der Ecke zugekehrt, wo der Deutsche auf dem Fußboden liegt, im Schutz von Stille und Dunkelheit.

---

<sup>13</sup> Bleibt unklar: Das Gebiet war doch bis vor wenigen Tagen von den Deutschen besetzt.

Bis die Müdigkeit meinen Körper entrückt hat ... Mein Kopf löst sich ab und gerät in Vergessenheit ...

Der Alte hustet. In die Wärme des Federbetts gekuschelt, höre ich dem Husten zu. Die Nacht gleitet zurück. Das Zimmer tritt aus dem Schatten hervor wie schlammiges Strandgut bei Ebbe. Endlich beruhigt sich der Alte. Ich höre nichts als zweifaches friedliches Atmen: Henrieta und den anderen. Unter den Federbett ist es herrlich warm. Ich könnte noch schlafen, es genügt, die Augen zu schließen. Aber ich werde nicht schlafen. – Nun füllt das Atmen des Deutschen den Raum. Leise stehe ich auf und mache Licht. Er liegt auf dem Rücken. Im Schlaf ist sein Mund wie ein Kinderschnütchen. Er ist sehr jung. Der Anblick seiner hellen Haare und seiner Stirn läßt mich fast aufschreien. Ich wende mich ab und ziehe mich schnell an. Vorsichtig ziehe ich den Revolver unter dem Kopfkissen hervor. Ich stehe vor ihm und berühre ihn mit dem Stiefel. Sofort, übergangslos, taucht er aus dem Schlaf auf. Er richtet sich auf und schaut mich an. Ich kann den Blick nicht von seiner Stirn und den hellen Haaren wenden. Gott sei Dank ist jetzt die Ähnlichkeit weniger frappant.

"Was wollen Sie von mir?" sagt er endlich, sehr leise.

"Steh auf. Wir beide werden jetzt einen kleinen Spaziergang machen." Auch ich dämpfe meine Stimme. Der Revolver ist auf sein Gesicht gerichtet.

"Ich kenne Sie nicht. Ich habe Ihnen niemals etwas zuleide getan."

Ich sehe wieder das Lächeln des schönen blonden Offiziers bei der Gestapo. Da lächle ich ihn an. "Ich auch nicht", sage ich höflich. "Ich habe den Deutschen nie etwas getan. – Steh auf."

Er rührt sich nicht. Ich reiße die Decken weg: "Auf."

Er steht auf und streckt die Hand aus nach den sorgfältig zusammengelegten Kleidungsstücken am Fußende des Strohsacks. "Nicht nötig", sage ich. "Du gefällst mir so."

Wir sprechen leise, wie zwei Verschwörer. Ich stelle mich hinter ihn. "Vorwärts. Mach die Tür auf. Mach keinen Lärm. – Los, 'raus!"

Ich mache die Tür hinter uns zu. Seine nackten Beine stecken bis zur Wade im Schnee. "Geh. Ums Haus herum."

Ich folge ihm mit dem Revolver in der Hand. Er versucht zu rennen.

"Nein", sage ich: "langsam. Du brauchst dich nicht anzustrengen."

Wir gehen ums Haus herum. Die letzten Sterne ertrinken in der Fahlheit des Morgengrauens. Ich fange zu frieren an. Aber ich gehe hinter ihm in der Gewißheit, daß das nie enden wird. Wir sind für lange fortgegangen, für immer, er und ich; er im Unterhemd und mit nackten Beinen, ich: den Revolver in der Hand wie eingefressen. Und der Finger, der diesen winzigen Druck verweigert, der genügen würde, um den Teufelskreis zu durchbrechen, dessen Gefangener wir beide sind. Das Leben zieht sich aus meiner zu Eis gewordenen Hand zurück, die die Verlängerung des Stahlstücks geworden ist, das ich halte. Der Deutsche stolpert. Er bleibt stehen, dreht sich um. Seine Lippen sind lila.

"Ich kann nicht mehr", sagt er. "Ich habe Ihnen doch nichts getan! Ich verstehe nicht –"

"Ich auch nicht. Ich habe auch nicht verstanden."

"Was haben sie Ihnen bloß getan, daß Sie so sind?"

"Wer: sie? Das bist du! – Vorwärts."

"Habe Sie Mitleid ... ich kann nicht mehr." Da steht er, den Kopf auf die Brust gezogen, mit gebeugten Knien, die Arme eng um sich geschlagen, als ob er sich schützen will. Und ich stehe diesem halbnackten Mann gegenüber, ohne schießen zu können. Wir sind bejammernswert, alle beide. Ohne Überzeugung sage ich: "Vorwärts, oder ich schieße."

"Schießen Sie nicht. Ich gehe."

Mechanisch gehe ich weiter hinter ihm her. Jedesmal, wenn er an der Haustür vorbeikommt, geht er langsamer, bleibt sogar einen Augenblick stehen.

"Worauf wartest du? Es gibt nichts mehr zu erwarten. Geh."

Also geht er wieder schneller und, nach einer Runde, wieder langsamer. Diesmal bleibe ich stehen. "Mach deinen kleinen Spaziergang allein weiter. Ich habe genug. Ich werde hinter dem Fenster stehen und dir zuschauen. Aber wenn du fliehen willst: der Weg ist frei."

"Lassen Sie mich reingehen, ich flehe Sie an!"

Im Grunde ist das alles, was mir noch zu tun bleibt. Ich will diese traurige Komödie zu Ende bringen. Aber in diesem Augenblick kommt er mir ein bißchen zu nahe, und ich muß ihn ansehen. Die unheimliche Ähnlichkeit trifft mich wie ein Faustschlag. Und ich schreie: "Verschwinde! Verschwinde ganz schnell oder ich schieße!"

Ich schreie sämtliche Schimpfworte hinaus, die ich in seiner Sprache lernen mußte. Sobald er hinter dem Haus verschwunden ist, gehe ich hinein. Henrieta schaut mich mit runden, angstvollen Augen starr an. "Was hast du draußen gemacht? Wo ist der Deutsche?"

Während sie spricht, geht er draußen am Fenster vorbei. Sie sieht ihn. Sie steht auf und zieht sich schweigend an. Der Alte scheint noch zu schlafen.

"Gehen wir", sagt Henrieta. Bevor sie ihren Sack schultert, vergißt sie nicht, alles hineinzustopfen, was an Essen auf dem Tisch geblieben ist.

In dem Augenblick, wo wir die Tür aufmache, geht der Deutsche vorbei. Ich entferne mich, ohne mich umzusehen. Ich weiß, daß er an der offenen Tür steht: frei, hineinzugehen, und sich nicht rührt.

Verzweifelt, unbedingt wünsche ich mir, ihn noch einmal vor mir zu sehen, ein einziges Mal: diese Stirnlinie, von Geburt an schon ohne Haare, die einen so großen Gegensatz bildet zu diesem jungen Gesicht ... Vielleicht hätte er angezogen sein sollen. Ja, jetzt weiß ich es: wenn er seine Uniform getragen hätte, hätte ich geschossen. Und ich wäre frei geworden.

Auf der Straße kommen von fern zwei Gestalten auf uns zu. Sofort gehen wir in den Wald ... Sechs Tage laufen wir weiter. Nachts öffnen sich vor meinem Revolver die Türen. Ängstliche und lächelnde Leute bieten uns ihr Essen, ihr Bett an. Wir schlafen unter große, roten Betten, in der Wärme der Federn schon lange toter Vögel. Jeden Morgen macht die Zeit einen Sprung rückwärts, um den vergangenen Tag nochmal an uns vorüberziehen zu lassen. Dann haben wir den Wald hinter uns gebracht,

und eines Nachmittags tauchen im schmutzigen Schnee die dreckigen Häuser der Warschauer Vorstadt vor uns auf.

Ich habe mich auf einen Kilometerstein gesetzt, Henrieta kauert zu meinen Füßen. Sie holt aus ihrem Sack ein Stück Brot und eine Wurst. Während wir essen, wage ich keinen Blick auf diese Stadt, die ich niemals hatte wiedersehen wollen. Ich denke an die Leute, die in diesem Augenblick durch die Straßen gehen, nach Hause gehen ...

Henrieta ist fertig, bleibt aber weiter auf den Knien.

"Also, worauf warten wir eigentlich?"

Ohne eine Bewegung zu machen, antwortet sie: "Ich muß nach rechts. Es ist nicht mehr sehr weit –"

"Gut also, du gehst nach rechts."

"Und du?"

"Ich bin groß genug, um meinen Weg zu finden!"

"Aber ... was wirst du tun?"

"Wo gehst denn du hin?"

"Aber – ich gehe nach Hause", antwortet sie erstaunt.

"Ich auch, ich gehe auch nach Hause."

"Ich dachte ..."

"Zerbrich dir nicht den Kopf."

"Geh mit mir! Wenn der Vater nicht zufrieden ist, werden wir alle beide woanders wohnen." Sie hebt den Kopf zu mir hoch, wie ein Kind, das gleich in Tränen ausbrechen wird. Gerne möchte ich ihr sagen, daß sie ein tapferes Mädchen ist, daß sie sich sehr bald wieder wird hinsetzen können wie alle Leute und nicht mehr niederknien muß, um sich auszuruhen ... möchte ihr alles Gute wünschen. Aber ich sage: "Steht auf. Es ist Zeit zu gehen, wenn du vor der Nacht zu Hause sein willst."

Sie steht auf und torkelt, wie jedesmal, wenn sie zu lange kniet. Sie sieht mich an. "Du hast nie etwas von dir gesagt, und es ist mir gleich, wer du bist ... Ich weiß nur, daß du nirgends hingehen kannst und daß du allein bist. – Komm mit mir!"

Ich spüre, daß ich möglichst schnell Schluß machen muß. Das Mädchen wird gefährlich.

"Das ist sehr nett von dir, mein Kleines, aber ich glaube nicht, daß es mit uns beiden lange gut gehen würde. Verstehst du, der Krieg bringt sehr verschiedene Menschen zusammen. Nur hat das nicht lange Bestand."

"Ich verstehe, was du damit sagen willst." Und ihr Gesicht wird hart, verschließt sich. "Ich bin nur ein Bauernmädchen. Aber manchmal ist es besser, als wie ein verlorener Hund herumzulungern."

Wieder hat sie diesen argwöhnisch-verstohlenen Blick, den sie mir oft zuwarf, seit wir das Gefängnis verlassen haben. Ich spüre, daß jetzt alles leicht gehen wird. Ich helfe ihr, den Sack wieder auf die Schultern zu nehmen. "Hoffentlich werden die Geschenke deiner Familie Freude machen", sage ich. "Du hast dir beim Tragen soviel Mühe gegeben."

Sie muß denken, daß ich mich über sie lustig mache. Wortlos streckt sie mir die Hand hin. Ich sage: "Adieu, und alles Gute."

Ihre Hand in der meinen ist kalt und leblos. Ich gehe bereits auf die ersten Häuser zu, als ich sie hinter mir herlaufen höre; ich gehe schneller. Aber sie holt mich ein.

"Merk dir meine Adresse", sagt sie. "Wenn was nicht klappt, meldest du dich bei mir!"

"Alles wird gut gehen", gebe ich zurück. Aber sie drängt: "Versprichst du mir, daß du von dir hören läßt?"

Ich verspreche es. Zweimal wiederholt sie ihre Adresse. "Wirst du dich dran erinnern?" Sie preßt heftig meine Hände in der ihren. "Vergiß nicht, daß du es versprochen hast!"

"Bestimmt nicht," versichere ich, "bestimmt nicht."

Da dreht sie sich um und geht, läuft fast weg. Ich sehe ihr nach. Und merke, daß ich nicht imstande bin, auch nur ein einziges Wort von der Adresse zu wiederholen.

Auf den Vorstadtstraße taucht hie und da weißer Schnee zwischen dem Schmutz au, wie letzte Spuren einer verlorengegangenen Unschuld. Ich gehe geradeaus. Die Handtasche schwingt an meinem Arm leicht hin und her. Ein kleines Mädchen rutscht aus und fällt mir vor die Füße. Ich helfe

ihr auf. "Mama," schreit es, "Mama, Mama ...". Ich fange zu laufen an, um das nicht mehr hören zu müssen.

Ich bin in einer großen Straße, in deren Auslagen jetzt die Lichter angehen. Ich trete vor eines der Schaufenster. Einen Augenblick lang betrachte ich in der Scheibe mein Spiegelbild, die riesigen Stiefel, die schwere, schmutzige, zerdrückte Männerjacke. Ein grotesker Anblick. Ich lasse die Schaufenster und gehe am Rand des Gehsteigs entlang. Unbewußt falle ich in eine Kindergewohnheit: bemühe mich, meine Füße so zu setzen, daß ich nicht zwischen zwei Steine trete ... So gehe ich mit gesenktem Kopf, bis ich mit jemandem zusammenstoße. Zwei Arme schließen sich um mich, halten mich.

"Zählen Sie die Pflastersteine?" fragt eine Stimme, und ich habe das undeutliche Gefühl, daß mir diese Frage schon einmal gestellt wurde.

"Verzeihung", sage ich.

Der Mann hält mich noch immer in seinen Armen, und ich habe es nicht eilig, mich loszumachen. Er ist groß und stark und trägt Uniform. Er sagt: "Macht nichts. Ich komme auch manchmal auf so eine Idee. Wenn ich etwas Wichtiges vergessen will – " Er öffnet die Arme und fügt höflich hinzu: "Haben Sie etwas Wichtiges vergessen?"

"Ziemlich viel."

"Wo kommen Sie her?" Ich sage es ihm.

"Aber es gibt doch gar keinen Verkehr auf den Straßen – "

"Zu Fuß."

"Zu Fuß? Sie müssen todmüde sein." Er macht einen überraschten Eindruck. "Ich habe einen Wagen in der Nähe. Ich werde Sie nach Hause bringen. Wo wohnen Sie?"

"In Lublin."

Er lacht laut heraus Sein Lachen ist angenehm, frei und heiter. "Das ist nicht ganz nahe", sagt er dann. "Das sind mindestens zweihundertfünfzig Kilometer."<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Es sind 170 Kilometer.

Er trägt einen kleinen Schnurrbart, der sich beim Lachen auseinanderzieht. Plötzlich habe ich keine Lust mehr, noch länger mit ihm zu reden. "Guten Abend", sage ich und gehe. Er holt mich ein. "Darf man erfahren, wo Sie jetzt hingehen?"

Ich gebe keine Antwort. Ich habe keine Veranlassung, noch etwas zu ihm zu sagen.

"Hören Sie mir zu. Morgen muß ich durch Lublin. Ich werde Sie mitnehmen."

"Wo kann ich Sie morgen wiederfinden?"

"Sie haben noch die ganze Nacht vor sich. Da müssen Sie doch irgendwo bleiben."

"Das mach' ich schon."

"Na, sagen Sie keine Dummheiten und kommen Sie mit mir." Er spricht mit tiefer Stimme, wie Erwachsene, wenn sie Kinder ermahnen. Ich kann ihn schlecht erkennen. Im Grunde ist es mir gleich, wer er ist und wo er mich hinbringen will. Ein Wunder ist geschehen: Jemand sagt mir wieder, was zu tun ist. Ich gehe neben ihm her. Seine langen Beine machen Riesenschritte und ich muß fast laufen, um mit ihm Schritt zu halten. Er achtet nicht mehr auf mich. Vor einem Café bleibt er plötzlich stehen und schaut mich an, als ob er mich zum erstenmal sähe. Geduldig warte ich. Schließlich lächelt er und legt die Hand auf meinen Arm: "Entschuldigen Sie, ich war woanders."

Er zieht mich ins Innere des Cafés. Dort läßt er mich einen sehr heißen Grog trinken. Dann noch einen. Brennend steigt mir der Alkohol in die Wangen. Ich bin sehr erschöpft. Am liebsten würde ich mich nicht mehr bewegen.

"Sie sind ein sehr hübsches kleines Mädchen", sagt er und schiebt seinen Stuhl näher.

Ich habe den Eindruck, seine Worte gelten gar nicht mir, sondern einer anderen, unsichtbaren Person. Und als er mir den Arm um die Schulter legt, ist er mir so fern, daß ich gar nicht reagiere. Plötzlich rückt er weg, diesmal sieht er mich wirklich an: "Ich mag Mädchen wie Sie nicht. Sie machen mich traurig."

"Ja, sicher." Automatisch bin ich mit allem einverstanden, was er sagt. Jetzt ergeht er sich in einem langen Monolog über Frauen, die Unglück bringen, die einen am Leben hindern, am freien Atmen. Und dann redet er von Lebensfreude, von der wirklichen, der einzigen Freude, von der jede Minute ausgefüllt wird, wo man lacht, wo man trinkt und Dummheiten macht. Dort sei die Wahrheit, die einzige Wahrheit der Männer. Da sind sie sie selbst – sagt er —, da bringen sie wunderbare Dinge zustande. Aber diese Wahrheit wird erstickt, sagt er, denn sie ist gefährlich. Ein wirklicher Mann sei eine Gefahr für die anderen, für die, die sich täglich geduldig ummodeln, bis nach und nach ihr wahres Ich durch eine gemeine Lüge ersetzt wird. Er sagt noch mehr, aber ich kann kaum folgen. Hie und da stimme ich zu: "Ja, bestimmt." Da bemerkt er meine Anwesenheit und scheint sich zu freuen, daß ich da bin. Schließlich werden seine Worte zu einem unverständlichen Gemurmel, das mich einwiegt. Kaum kann ich noch die Augen offenhalten. Den Kopf auf die Hände gestützt, sage ich: "Ja, sicher."

Wann sind wir gegangen? Wie? Ich weiß es nicht mehr. Ich sitze neben ihm, in einem Wagen, und er sagt zu mir: "Sie müssen aufwachen, meine Kleine." Er läßt mich aussteigen. Wir stehen vor einem Haus inmitten von Tannen. Kaum steckt er den Schlüssel ins Schloß, werden eilige Schritte laut. Die Tür öffnet sich: zwei Frauen stehen vor uns. Nach und nach gewöhnen sich meine Augen an das Licht. Eine der Frauen liegt in den Armen meines Begleiters und sagt immer wieder, außer sich: "Mein Liebling, mein Liebling ...". Er klopfte ihr zärtlich auf die Schulter und sieht währenddessen auf die andere, die mit erhobenem Kopf dasteht, gegen die Wand gelehnt. Das harte Licht fällt auf ein junges, pockennarbiges Gesicht, dessen ganzes Leben sich in die leuchtend blauen Augen geflüchtet zu haben scheint. "Guten Tag, Joanna", sagt er zu ihr.

"Wer ist das?" Sie zeigt mit dem Finger in meine Richtung. Die große blonde Frau, die sich noch immer an den Mann klammert, übersieht mich weiterhin. Er macht sich sanft aus ihrer Umarmung los.

"Klotylda, ich bringe diese junge Frau zu dir."

Ein hübscher Puppenkopf wendet sich mir zu. Sobald er meiner ansichtig wird, ist er plötzlich wie ausgelöscht und zeigt die gealterten Züge einer unglücklichen Frau. "Wer ist das?" fragt auch sie.

"Ich weiß nichts", sagt der Mann. "Ich habe sie auf der Straße gefunden. Sie ist schon sehr lange unterwegs, zu Fuß. Sie hat Hunger und fällt um vor Müdigkeit. Kümmert euch um sie; ich muß wieder wg."

"Du gehst nicht weg", schreit die Frau auf. "Du hast mir versprochen, daß du nicht mehr weggehen wirst!"

"Ich muß", sagt er verdrossen. "Ich muß vor meiner Abreise Befehle entgegennehmen."

"Das ist nicht wahr", sagt das junge Mädchen mit den blauen Augen.

Die Frau erstickt vor Wut: "Du läufst noch dieser ... dieser ..."

"Ich bitte euch: keine Szene vor einer Fremden."

"Deshalb hast du sie mitgebracht, um uns den Mund zu stopfen. Dir ist es gleich, ob sie Hunger hat oder müde ist!" Sie wirft sich bettelnd an seinen Hals. "Geh nicht, mein Liebling, geh nicht hin. Bleib bei uns!"

"Mach dich nicht lächerlich, Klotylde", sagt die Jüngere. "Du weißt genau, daß er gehen wird."

"Kümmert euch um sie", sagt der Mann nochmal. "Ich will sie morgen früh nach Hause bringen."

"Wir werden sie 'rausschmeißen, sobald du draußen bist", schleudert ihm das junge Mädchen ins Gesicht.

"Nein, Joanna, das tust du nicht", sagt er mit einem schönen Lächeln. "Du bist das beste Mädchen der Welt. – Bis morgen. Und daß sie rechtzeitig fertig ist."

Er geht. Ich komme mir vor wie ein Gegenstand, den er den beiden Frauen übergeben hat. Klotylde schluchzt, eine Hand über dem Mund.

"Sei still", sagt Joanna. "Warum mußt du immer eine Vorstellung geben?"

"Ich habe das Recht. Es ist mein Mann."

"Ja doch, ja doch, wir wissen es." Sie wendet sich an mich. "Kommen Sie und entschuldigen Sie den Empfang." Ein wohlerzogenes Mädchen

spricht zu mir, sanft und zuvorkommend. Wir steigen eine Treppe hinauf. Klotylde kommt hinter uns her.

"Sie nehmen jetzt ein Bad und ziehen sich um", bedeutet mir Joanna. Sie geht mit mir ins Badezimmer. Die Badewanne ist schon voll Wasser. Sie setzt sich auf einen Hocker und sagt: "Sehen Sie, wir haben Sie nicht erwartet, aber alles ist bereit. Wir hatten grade ein Bad einlaufen lassen ... Beeilen Sie sich, solange das Wasser noch heiß ist."

"Vielen Dank", sage ich, ohne mich zu rühren.

"Also, worauf warten Sie denn?"

Ich fange an, mich auszuziehen. Sie läßt mich nicht aus den Augen, keine meiner Bewegungen entgeht ihr.

"Sie sind nicht übel", sagt sie endlich. "Wie kommt es, daß er das nicht gemerkt hat?"

"Wer?"

"Jan."

"Sie sprechen von dem Mann, der mich hierhergefahren hat?"

"Ja, von dem Mann, der Sie hierhergefahren hat", sagt sie munter. "Die Seife ist rechts."

"Danke." Aber ich strecke die Hand nicht danach aus. Die Müdigkeit treibt meinen Leib auf, mir ist, als fülle er die ganze Wanne. Joanna steht auf. "Ich werde Ihnen helfen."

Ich lasse alles mit mir geschehen. Noch einmal überlasse ich mich dem Glücksgefühl, mich einem anderen Willen unterwerfen zu können, nichts mehr aus eigenem Antrieb tun zu müssen. – Dann wickelt sie mich in einen Bademantel und reibt mich kräftig, Ich habe wahnsinnige Lust, wieder ins Wasser zu tauchen, damit sie nochmal anfängt.

"So, jetzt kommen Sie und trinken etwas Heißes."

Sie führt mich in einen Raum, der vom Licht einer einzigen Lampe unter einem riesigen Lampenschirm in Gold getaucht ist. Ein tiefer Sessel nimmt mich auf. Daneben, ausgesteckt auf einem Diwan, schluchzt jemand.

"Das ist Klotylde", bemerkt Joanna. "Das wird wohl noch eine Weile dauern."

Dann bringt sie mir Tee und Brötchen. Die eintönigen Klagen der Frau nehmen kein Ende. Aber ich verspüre nicht die geringste Neugier. Ich lege keinen Wert darauf, zu erfahren, wo ich bin. Im Warmen bin ich, man gibt mir zu essen und läßt mich in Ruhe. Was diese Frauen angeht, so komme ich nicht auf den Gedanken, daß ihr Betragen sonderbar sein könnte. Sie leben IN EINER ANDEREN WELT, in die ich nur aus Versehen hineingeraten bin. Was sie sind, geht mich nicht an – und was ich bin, dürfte jenseits ihrer Erkenntnismöglichkeit liegen. Joanna stellt drei Gläser und eine Flasche auf den niedrigen Tisch.

"Na, immer noch?" fragt sie die schluchzende Gestalt auf dem Sofa. "Komm und trink ein Glas mit uns."

Klotylde richtet sich auf. "Er hat kein Recht, mich so allein zu lassen. Wir sind verheiratet."

Joanna lacht auf.

"Warum lachst du da?"

"Weil das lächerlich ist, liebe Tante. Du machst nichts als weinen und wiederholen, daß er dein Mann ist und du seine Frau. Du müßtest begreifen, daß er sich nicht gern an den Tag erinnert, an dem er dich geheiratet hat. Außerdem haßt er Tränen. Was willst du: er liebt das Leben und amüsiert sich gern. Wie könnte er hier bei dir bleiben, nachdem du ihn mit dem sentimentaligen Getue nur dauernd reizt und anwiderst."

"Und du," sagt Klotylde, "verstehst du es vielleicht besser?"

"Ich, ich bin nachdenklich und ernst. Also gefährlich für ihn. Sowa meidet er wie die Pest. Und dann: du würdest mich auch nicht gerne lachen sehen ... bei dem Aussehen. Komm, trink ein Glas."

Klotylde rührt sich nicht, und Joanna bringt ihr ein volles Glas, Wie durch einen Tränenschleier betrachtet sie zärtlich ihre Nichte. "Joanna, ohne dich wäre ich schon lange tot."

"Du bist wirklich nicht sehr unterhaltsam. Es ist immer das gleiche: entweder weinst du oder du wirst sentimental."

Ich tauche meine Lippen in eine Flüssigkeit von tückischer Süße. Kaum geschluckt, fließt sie wie flüssiges Metall hinab. Sobald ich mein halbvolles Glas hinstelle, wird es wieder gefüllt. Meine Bewegungen richten sich

nach denen von Klotylde. Zur gleichen Zeit heben wir unser Glas, stellen es zur gleichen Zeit wieder zurück. Joanna geht zwischen uns hin und her, die Flasche in der Hand. Sie trinkt im Stehen.

Ich bin betrunken, ich weiß es: so betrunken, daß ich nicht mehr aufstehen könnte. Aber jetzt sind die beiden Frauen vor mir wirklich lebendig: auch sie sind betrunken. Und ich sehe, daß Klotylde nicht wirklich blond ist: ihr Haar ist gefärbt. Ihr Gesicht ist schwammig und verrät, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis das Gewebe unter seinem Gewicht nachgibt. Ihr Mund ist dünn und traurig. An den Händen mit den blutroten Nägeln treten Adern hervor; es sind die Hände einer alten Frau. Joanna hat einen jungen, schmiegsamen Körper und eine herausfordernde Brust. Sie beugt sich über Klotylde, die weiterklagt: "Warum liebt er mich nicht ..." uns sagt zu ihr: "Du bist eine Schlampe, liebe Tante. Du hast mich herkommen lassen, weil du weißt, er mag die jungen, unreifen Früchte. Um ihn zu halten ... damit er mit mir schläft und nicht draußen jagt ... Und mit einer Fresse wie der meinen hattest du ja nichts zu befürchten, nicht wahr?"

"Du bist ein Ungeheuer! – Ich habe dich aufgenommen, weil ..."

"Weil ich Waise bin, ich weiß. Und weil du gut bist."

"Ja, ich bin gut, ja: ich bin gut", schreit Klotylde heraus: "aber niemand nimmt Notiz davon! Dich habe ich aus Mitleid aufgenommen, und du hast mir gedankt, indem du mit ihm ins Bett gehst."

"Und ich werde es immer wieder tun; jedesmal, wenn ich dazu Gelegenheit habe!"

"Nie mehr, hörst du: nie mehr!"

"Doch, doch, und du wirst dir den Anschein geben zu schlafen, wie immer. Am Morgen, beim Frühstück, wird er zu dir nett sein, dir Butter und Marmelade reichen. Mich anzusehen wird er vermeiden. In der Nacht sieht er ja mein Gesicht nicht. Du wirst wieder glücklich sein, mich deine kleine Joanna nennen und mich küssen."

"Hinauswerfen werd' ich dich!"

"O nein. Erstens weil er es dir nicht verzeihen würde. Und zweitens, weil du gut bist. Das Herz würde dir wehtun bei dem Gedanken, daß ich

hungrig und ohne einen Groszy auf den Straßen herumirren würde. Und dann, du hast mich ja lieb, Tante Klotylde: auf deine Weise hast du mich lieb ..."

"Ich hab dich sehr lieb, meine kleine Joanna ..." Und Klotylde bricht wieder in Tränen aus. Joanna nimmt sie in die Arme.

"Weine nicht," sagt sie, "weine nicht. Morgen hast du dann rote Augen und bist häßlich, wenn er zurückkommt."

"Glaubst du bestimmt, daß er kommt?" bringt Klotylde zwischen zwei Schluchzern hervor.

"Aber ja, aber ja." Joanna streichelt das Haar ihrer Tante. "Du ziehst dein blaues Kleid an, das dir so gut steht, und er wird dir sagen, wie hübsch du bist."

"Gib mir noch etwas zu trinken, kleine Joanna."

Das Mädchen kommt mit einer neuen Flasche zurück, sie sieht mich starr an: "Sie sind noch immer da?"

Ich lächle sie vergnügt an: "Wo soll ich denn sonst sein?"

"Natürlich: niemand ist da, wo er sein sollte." Sie füllt auch mein Glas. Ich muß trinken, um mich weiter an der Unterhaltung der beiden Frauen ergötzen zu können. Joanna sitzt jetzt neben Klotylde, die wieder auf dem Sofa liegt. Sie spricht so leise mit ihr, daß ich nichts verstehe. Vielleicht übertönt auch der Alkohol in mir ihre Worte.

Ich wache im selben Sessel auf, ein Kopfkissen im Nacken und eine Decke über mir. Die Lampe ist ausgelöscht. Es ist Tag. Joanna bringt mir Frühstück.

"Sie haben schon so gut geschlafen, daß ich Sie nicht wecken und ins Bett bringen wollte."

Sie hat sich wieder in eine ernste, zurückhaltende Tochter aus gutem Hause verwandelt. Sie gibt mir ein Buch, und ich verbringe den Morgen damit, daß ich zu lesen versuche – vergeblich. Sie beschäftigt sich indessen mit dem Haushalt, der Küche und mit ihrer Tante, die noch im Bett liegt. Zu dritt warten wir jetzt auf die Rückkehr des MANNES. Die Tante bleibt auf ihrem Zimmer, und Joanna serviert mir das Essen mit der

Aufmerksamkeit, die man einem Ehrengast zuteil werden läßt. Ich spüre das Feuer, das unter diesem kühlen Äußeren brennt, und beneide Joanna darum, sich im richtigen Moment den Entzückungen eines Lebens der Lust und des Leids hingeben zu können.

Der Mann kommt erst am Nachmittag zurück. Kaum hat er das Haus betreten, ruft er mir zu: "Sind Sie fertig, Fräulein? Wir haben keine Zeit zu verlieren." Er klopft mir auf die Schulter. "Haben Sie gut gegessen, gut geschlafen?" Und, ohne eine Antwort abzuwarten: "Wir fahren sofort."

Aber es vergeht noch eine Stunde. Im Nebenraum wird geflüstert. Von ihrem Zimmer oben ruft Klotylde mit schüchterner, bettelnder Stimme. Dann höre ich irgendwo im Haus den Mann lachen. Es ist, als ob die drei um mein Zimmer kreisen und einander verfolgen. Einmal sind ihre Stimmen in der Nähe, dann wieder weiter weg, kommen bald von rechts, von links. Manchmal meine ich einen Moment, den Mann zu sehen, wie er fliehen will, aber immer auf eine der beiden Frauen stößt – nie entrinnen kann. Endlich kommt er und holt mich, und wir gehen. Die Frauen zeigen sich nicht.

Während der Fahrt ist er ein angenehmer Begleiter, aufmerksam und freundschaftlich. Er redet, macht Witze, lacht frei, glücklich, beklagt sich nicht. Kein einziges Mal spielt er auf das an, was wir hinter uns gelassen haben: sein Haus, seine Frauen. Er gibt Gas und möchte, daß ich seine Freude teile, in einem bequemen Wagen schnell dahinzufahren. Zum Essen halten wir in einem Landgasthaus. Er ißt mit demselben Schwung, mit dem er spricht, seinen Wagen fährt, mit demselben Schwung, den er zweifellos bei allen angenehmen Dingen des Lebens hat, aus denen sich ein einfaches, unkompliziertes Vergnügen herausholen läßt. Wir beenden die Mahlzeit mit einigen kleinen Gläsern Wodka. Während des letzten Wegstücks mache ich, vom Essen beschwert und benommen vom Alkohol, keine Anstrengungen mehr, ihm zuzuhören. Aber da ich ihm nur als Vorwand diene, laut zu denken, merkt er das nicht. Gegen Abend kommen wir in Lublin an. Er fragt: "Wo soll ich Sie absetzen?"

"Hier", sage ich, ohne aufzublicken.

Er hält meine Hand fest. "Kommen Sie gut nach Hause." Er lächelt mich freundschaftlich an.

Ich sehe dem Wagen nach. Plötzlich ergreift mich Angst, daß er sich getäuscht hat, daß er mich in irgendeiner fremden Stadt gelassen haben könnte ... in einer der vielen anderen, gleichgültigen, feindseligen Städte, in denen ich schon angekommen bin. Ich möchte davonlaufen, ihm zurufen, daß er anhalten soll, sein Versprechen halten soll und mich NACH HAUSE bringen ... Er hat nicht das Recht, mich allein hier zu lassen, mitten auf dieser leeren Straße, die sich in der Nacht verliert. Aber der Wagen ist weg. Ich mache ein paar Schritte, und Raum und Zeit ordnen sich. Die Angst verläßt mich und schon stellt sich die gewohnte Frage ein: wo schlafe ich heute nacht? Aber mein Erinnerung schiebt mir Namen und Adressen zu. Aber ich schiebe sie weg du sage mir immer wieder vor: Wo schlafe ich heute nacht? Unmerklich gehe ich schneller. Andere Namen, andere Adressen. Dabei komme ich, in banaler Folgerichtigkeit, nacheinander in vertraute Straßen, die mich endlich vor ein Haus führen. Mein Haus. Ich gehe in meinen Hof, die Treppe führt mich vor meine Tür. Die Klingel ist verschwunden. Meine Hand sucht sie noch. Dann klopfe ich. Ich weiß nur eines: diese Tür muß sich öffnen. Wieder klopfe ich. Schlurfende Schritte. Ein Lichtspalt wird zögernd breiter, ein Kopf mit grauen Haaren beugt sich vor.

"Was gibt's?" fragt die Frau.

"Aber ... ich wohne hier."

"Hier wohne ich."

Ich will die Tür aufschieben. Aber die Frau klammert sich daran fest, und wir kämpfen schweigend. Ich höre sie atmen, dann kreischt sie: "Das Gerede von wegen altem Besitzer zieht nicht mehr! Mindestens zehn haben das schon versucht. Und wenn Sie die Eigentümerin sind, brauchen Sie nur mit der Polizei wiederzukommen!"

Mit meinem ganzen Gewicht werfe ich mich gegen den feindlichen Willen. Eine Männerstimme kommt näher.

"Wieder eine!" sagt die Frau wütend: "Wieder eine, die hier gewohnt hat."

"Schmeiß sie 'raus."

"Ich kann nicht. Sie läßt mich nicht zumachen – "

Jemand steht hinter der Frau. Ein Arm stößt mich zurück, und die Tür fällt zu. Einen Augenblick lehne ich mich noch dagegen, mein Kopf ist leer. Endlich trenne ich mich.

Die Treppe ist dunkel, aber meine Hand findet ganz von allein das Geländer. Ich steige hinauf. Es sind vierundzwanzig Stufen pro Stockwerk. Ich zähle sie sorgfältig. Einmal, zweimal, dreimal ... Die Tür zum Dachboden ist links. Sie ist verschlossen. Also gehe ich wieder hinunter und wieder zähle ich die Stufen. Fünf Stockwerke. Unten, zwischen den Mauern, zeichnet sich der Winterhimmel meiner Kindheit ab, und die Sterne geben mir dieselben Zeichen, kommen aus der Tiefe derselben Nacht, die mich immer hier erwartet hat, die mich seit Jahrhunderten erwartet, seit gestern. Nichts ist geschehen. Die alten kindlichen Ängste kauern im Dunkel, und mein Fuß findet die Stelle wieder, wo der Pflasterstein fehlt. Niemand hat Zeit gefunden, den fehlenden zu ersetzen. Städte werden gebaut werden und wieder von der Erde verschwinden, bevor sich für ihn ein anderer findet. Bevor sich die Bilder ändern, nach denen die Sterne geordnet sind. Bevor die Finsternis nicht mehr von den Schrecken der Kindheit bewohnt ist.

Ich geh hinunter. Mein Fuß zieht die steinernen Stufen, eine nach der anderen, aus dem Nichts an sich. In der Nacht, in der ich versinke, ist nur diese Stufe, auf die ich eben trete, einen Augenblick lang vorhanden – und die rauhe Mauer, an die meine Hand streift. Dies ist nicht mehr das durchlässige Dunkel von draußen, in dem noch Erinnerung an den Tag nachzittert. Das ist nur NACHT, jene Nacht, die vor jedem Licht und vor jedem Gedanken dagewesen ist. Ich steige hinab, fern von den Menschen, friedlichen Gefilden entgegen, die sich eines Tages auf tun werden. Dort werden sie keinen Lärm mehr machen, keine Angst mehr haben, keine Schmerzen mehr, sie werden sich nicht mehr in der Einsamkeit einrichten müssen. Sie werden am richtigen Ort sein: zuhause.

Eine Tür geht vor mir auf, als ob ich erwartet würde. Ich komme auf einen Gang, der gerade so breit ist, daß ich meine beiden Arme ausstrecken könnte. Türen sind da, die ersten drei verschlossen. Aber die vierte gibt dem Druck meiner Hand nach, und ich weiß, daß es nicht anders sein kann: Ich betrete unseren Keller. Vorsichtig gehe ich weiter, fürchte, daß unbekannte Hindernisse mir den Weg sperren. Schritt für Schritt ... Ich stoße gegen etwas. Meine Hände suchen, treffen auf leicht gerundetes Holz, auf Metallringe ... sie tasten ab, forschen, untersuchen Eisenbeschläge, Nägel mit dicken Köpfen, und die Vermutung wird zur Gewißheit: dort, im Dunkeln, ist der Koffer meiner Kinderfrau wiedererstanden. Ich brauche keine Augen, um ihn wiederzuerkennen; mit jeder rauhen Stelle, sogar mit der Maserung seines Holzes haftet er in meinem Gedächtnis. Ich hebe den Deckel und greife hinein. Er ist leer. Ich schließe ihn wieder und setze mich darauf. Dort bleibe ich, erwarte vielleicht, daß ich mich im Dunkel auflöse: stumpf und erschöpft. Ein Schmerz reißt mich aus meiner Betäubung. Ich kauere mich hin und presse mit den Armen den Koffer an mich, als ob ich an ihm diesen beengenden Schmerz in meiner Brust, die einen Ausgang sucht, ersticken könnte. Ich hör jemanden seufzen im leeren Koffer, ein ganz leises Klagen, das unter dem Deckel hervorkommen möchte. Schließlich merke ich, daß ich es bin, die weint. Ich weine. Zum erstenmal wie alle anderen, wie alle jene, die um ihre Toten weinen, bis der Schmerz sich bricht und sich in Tränen auflöst ...

*Vor mir klettert eine dunkle Straße den Hang empor. Meine Füße rutschen auf dem Glatteis. Mir ist, als ob ich schon sehr lange gehe – vielleicht, weil jeder Schritt so schwer fällt. Die Straße wird steiler und ihr Ende verliert sich in Schatten, die zurückweichen. Kalter Wind weht mir entgegen. Der Nachthimmel kommt unerbittlich herunter, hält inne an den Dächern, eine dunkle Masse, die schwebt, um einen Augenblick lang – für die Spanne eines Lebens – die ganze Qual eines Menschen im Gleichgewicht zu halten, bevor sie herabstürzt. Ein wilder Wind, der sich verfangen hat, gurgelt in der engen Straße und rüttelt an ihren leblosen Fenstern. Ich weiß nicht, wohin ich gehe. Weiß nicht, was mich am Ende erwartet. Warum so viel Mühe? Es wäre so einfach, nichts weiter zu tun,*

*als sich auf den Boden fallen zu lassen. Ganz sicher käme der Schlaf ... ich bin so müde. Aber eine unhörbare Stimme schreit: vorwärts! ... Bis wohin? Ein Schritt, noch einer und noch einer. Ich gehe, gehe vorwärts ... wohin? Ich wüßte gern, wie weit ich schon gegangen bin ... Die Straße hinter mir ist in schattenhafte Ungewißheit getaucht. Vorwärts! befiehlt die Stimme. Als ich mich umdrehe, bemerke ich, daß ich nicht mehr allein bin. Von ferne kommt der Schatten eines Mannes auf mich zu. Eigenartig: trotz der Entfernung unterscheide ich in der Nacht deutlich eine lange schwarze Jacke und darüber einen Hut. Aber kein Gesicht. In diesem Augenblick trifft mich ein heftiger Windstoß und wirft mich um. Beim Versuch, wieder aufzustehen, nagelt mich ein unerträglicher Schmerz im Knöchel an die Erde.*

*"Tut Ihnen etwas weh?" fragt eine Stimme.*

*Er steht zwei Schritte vor mir, aber noch immer kann ich unter dem Hut kein Gesicht erkennen. Die Enden seiner langen schwarzen Jacke bewegen sich leicht im Wind, dessen Wut sich gerade gelegt hat. Er kommt noch näher, bückt sich und hebt mich mühelos auf, einen Arm unter meinen Schultern, einen unter den Knien.*

*"Sie können jetzt nicht alleine gehen", erklärt er mir.*

*Er geht leichtfüßig, mit gleichmäßigem Schritt, das Gewicht meines Körpers und der steile Abhang scheinen ihm nichts auszumachen. Ich überlasse mich dem beseligenden Gefühl, nicht mehr kämpfen zu müssen. Aber allmählich stört mich etwas, ich fühle mich bedrückt. Die Luft, die mir in die Lungen strömt, bewirkt einen Schmerz, der immer stechender wird. Er scheint es zu merken und sagt: "Sie atmen zu kräftig."*

*"Ich habe immer so geatmet", antworte ich erstaunt.*

*"Das ist möglich, aber jetzt müssen Sie lernen, anders zu atmen – gerade so viel Luft zu holen, daß Sie nicht ersticken."*

*Plötzlich merke ich, daß er es ist, der erbarmungslose Ring seiner Arme um meinen Leib, der mich erstickt. Ich will mich losmachen, aber der Schmerz wird nur noch quälender. Und die teilnahmslose Stimme rät mir: "Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe, Sie werden weniger leiden."*

*Ich versuche zu schreien, um Hilfe zu holen, aber ich kann lediglich das bißchen Luft stöhnend einatmen, das ich noch einzuziehen vermag.*

*"Sie sind unvernünftig", sagt er. "Verstehen Sie nicht, daß ich Ihnen helfen möchte?"*

*Besiegt, ergeben versuche ich, winzige Luftmengen einzuatmen, gerade so viel, um leben zu können. Ein ganz leises, bescheidenes Atemholen. Der Schmerz wird schwächer, wird erträglich.*

*"Lassen Sie sich ruhig gehen", sagt der Mann. "Lehnen Sie sich bequemer an mich."*

*Ich tue, was er gesagt hat, und lasse meinen Kopf auf seiner Schulter liegen. Schon bin ich ihm fast dankbar, daß er mir das ermüdende Laufen erspart, das Ankämpfen gegen den Wind. Er nimmt sich meiner an, meiner Müdigkeit: ich brauche mich nicht mehr zu fragen, ob ich in die richtige Richtung gehe – er läuft und denkt für mich. Als Gegenleistung verlangt er nur von mir, daß ich behutsam atme. Um es noch bequemer zu haben, möchte ich meinen Arm um seinen Hals legen. Aber mein Arm geht durch ihn hindurch ... ich stoße ins Leere. Und mit einem Schlag kommt der Himmel herab und begräbt mich in den Tiefen seiner Finsternis.*

*Ich bin noch immer im Dunkeln, liege auf dem Koffer. Und ich sage mir, daß einer von diesen unzähligen Tagen, die ich noch zu leben haben werde, da oben bereits anbrechen muß.*



## Nachwort zur Neuauflage (2023)

Anna Langfus (gestorben am 12. Mai 1966 in Paris) wurde als Hanka Regina Szternfinkiel am 2. Januar 1920 als Tochter einer wohlhabenden jüdischen Familie in Lublin (Polen) geboren. Sie studierte an der Textilhochschule in Verviers (Belgien), wohin sie 1938 mit ihrem ersten Ehemann Jakub Rajs nach der Abitur gegangen war. Bei Kriegsausbruch 1939 befand sich das Paar in den Ferien in Polen. Beide wurden im Frühjahr 1941 in das neu errichtete Ghetto von Lublin deportiert. Von dort flohen sie und lebten illegal in der Stadt. Ihr Vater kam in Lublin ums Leben, ihre Mutter im Warschauer Ghetto, wo sie sich mehr Sicherheit versprochen hatte. Auch das Ehepaar Rajs war 1942 nach Warschau geflohen. Sie blieben zunächst im Ghetto, versteckten sich dann auf der "arischen" Seite. Unter dem Namen Maria Leokadia Janczewska engagierte sich Anna als Botin im polnischen Untergrund, wahrscheinlich in der Armia Krajowa (AK, Heimatarmee)<sup>15</sup>. Sie versteckt sich im Norden von Warschau, wird im November 1944 von der Gestapo verhaftet. Anna Rajs und ihr Mann werden als russische Spione verdächtigt und im Gefängnis von Nowy Dwór gefoltert. Jakub Rajs wird erschossen. Anna wird ins Gefängnis Płońsk überstellt, sie entgeht nur knapp einer Massenexekution<sup>16</sup> und wird von der sowjetischen Besatzung freigelassen.

---

<sup>15</sup> Dies war die größte militärische Widerstandsorganisation in Europa im Zweiten Weltkrieg.

<sup>16</sup> Für die im Buch beschriebene Massenexekution in Płońsk (im Januar 1945) finden noch heute lokale Gedenkveranstaltungen statt. Vgl. <https://plonszczak.pl/arttykul/kolejna-rocznica-zbrodni/382477>

Anna Rajs-Szternfinkiel kehrt zunächst nach Lublin zurück, wo keine Verwandten mehr lebten. Sie beginnt dort ein Schauspielstudium. Etwa Mitte 1946 verläßt sie Polen und läßt sich in Frankreich nieder, wo sie zunächst als Mathematiklehrerin in einem jüdischen Waisenhaus (in Rueil-Malmaison bei Paris) arbeitet. Sie schreibt Rezensionen für die jüdische Zeitschrift "L'Arche". Sie heiratet Aron Langfus, den sie bereits aus Lublin kannte, und der ebenfalls Ghettos und Lager überlebt hatte. Gemeinsam haben sie eine Tochter, Maria, geboren im Mai 1948.<sup>17</sup> In Frankreich engagiert sie sich weiterhin kulturell (Theater und neue Literatur) und nimmt an den Aktivitäten jüdischer Institutionen teil. Seit 1950 schreibt sie ausschließlich auf Französisch.

Als eine der ersten jüdischen Überlebenden der Shoah begann sie, literarisch ihre ihre Erfahrungen von Verfolgung, Verrat, Folter, Mord und Überleben zu veröffentlichen. In Frankreich entstanden bis zu ihrem Tod drei Romane sowie mehrere Theaterstücke, Erzählungen und Hörspiele<sup>18</sup>.

Sie ist Autorin des ersten französischen Theaterstücks zu Erfahrungen von Opfern der Shoah: LES LÉPREUX; es wurde 1956 unter der Regie von Sacha Pitoëff aufgeführt. Anna Langfus zeigt darin unter anderem, wie Verfolgte des NS-Systems zu Komplizen der Vernichtung werden: ein Thema, durch das sie sich zu jener Zeit auch bei Opfern der Shoah nicht beliebt gemacht haben dürfte.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> Die Tochter Maria Langfus war zumindest im Oktober 2022 noch medial präsent:

[https://www.roissypaysdefrance.fr/fileadmin//mediatheque/kiosque/Communiqués\\_de\\_Presse/CP\\_Anna\\_Langfus.pdf](https://www.roissypaysdefrance.fr/fileadmin//mediatheque/kiosque/Communiqués_de_Presse/CP_Anna_Langfus.pdf)

<sup>18</sup> Eines ihrer Hörspiele erschien auf Deutsch unter dem Titel DER LETZTE ZEUGE (Regie Fränze Roloff, Hessischer Rundfunk / Office de Radiodiffusion Télévision Française 1966, Erstsendung: 04.04.1966, 81'19)

<sup>19</sup> Das Theaterstück wurde veröffentlicht ausschließlich in einem italienischen Verlag, als Dokument innerhalb einer theaterwissenschaftlichen Arbeit von Jean-Paul Dufiet unter dem Titel LE PREMIER THÉÂTRE DE LA SHOAH. EDITION, ANALYSE ET COMMENTAIRES DE LES LÉPREUX D'ANNA LANGFUS (Udine: Forum Edizioni, 2012) ISBN 8884207487; 9788884207487. <https://forumeditrice.it/percorsi/lingua-e-letteratura/all/le-premier-theatre-de-la-shoah>

Für ihren hier wiederveröffentlichten ersten Roman *LE SEL ET LE SOUFRE* (1960) erhielt sie den Schweizer Prix International Charles Veillon, für ihren zweiten Roman (*LES BAGAGES DE SABLE*, 1962)<sup>20</sup> den Prix Goncourt. Ihr drittes Buch (Saute, Barbara; 1965) wurde bisher nicht ins Deutsche übersetzt. Nach ihm entstand der Film *Pour un sourire* (François Dupont-Midy, 1970)<sup>21</sup>.

Vermutlich aufgrund der deutlichen Darstellung denunziatorischer, antisemistischer und betrügerischer Verhaltensweisen bei nichtjüdischen Pol\*innen (den sogenannten *Szmalcownik*s) wurden ihre Bücher in Polen vierzig Jahre lang nicht veröffentlicht. Erst 2008 erschien als erstes *LE SEL ET LE SOUFRE* in polnischer Übersetzung.<sup>22</sup> Diese Veröffentlichung ist wesentlich dem "Brama Grodzka - Teatr NN" in Lublin zu verdanken:

*Das Zentrum "Grodzka-Tor – NN-Theater" in Lublin ist eine kommunale Kultureinrichtung, die sich für den Schutz des kulturellen Erbes und der Bildung einsetzt. Seine Aktivitäten beziehen sich auf die symbolische und historische Bedeutung des Sitzes des Zentrums – des Grodzka-Tors, das einst ein Durchgang zwischen christlichen und jüdischen Städten war, sowie auf die Lage Lublins als Treffpunkt von Kulturen, Traditionen und Religionen.*<sup>23</sup>

In diesem Zentrum wurde, in Zusammenarbeit mit dem französischen Schriftsteller und Hochschuldozenten Jean-Yves Potel, ein beeindruckend umfangreiches Informationsportal zu Anna Langfus zusammengestellt.<sup>24</sup>

<sup>20</sup> Wiederveröffentlichung bei A+C vorgesehen.

<sup>21</sup> <https://youtu.be/Y257MNFx-sw?si=8R7Q9xgiisg-uhmy> und <https://youtu.be/IDsub5ry1LE?si=sPcd-RIhTcyp69zE>

<sup>22</sup> *SKAZANA NA ŻYCIE*, przeł. Hanna Abramowicz, wstęp: Julia Hartwig, posłowie: Jean-Yves Potel, Warszawa 2008, Prószyński i S-ka. Der polnische Titel bedeutet "Verurteilt zum Leben". Siehe auch:

<https://www.tygodnikpowszechny.pl/okropna-zydowka-133905>

Den polnischen Titel "Skazana na życie" trug später (2021) auch ein ursprünglich hebräisches Buch von Avihu Ronen (2013); es handelt sich dort um Tagebücher und Biografie von Chajka Klinger, einer Überlebenden des Ghettos Będzin. Chajka Klinger, eine Anführerin der Widerstandsbewegung im Ghetto Będzin und Pionierin der Kibbuzbewegung in Israel, starb am 15. Jahrestag des Aufstands im Warschauer Ghetto durch Suizid. Avihu Ronen ist ihr Sohn. Englische Neuauflage: Chajka Klinger: I AM WRITING THESE WORDS TO YOU. THE ORIGINAL DIARIES, BĘDZIN 1943. Ed. by Avihu Ronen, Jerusalem: Yad Vashem 2017, 204 S., ISBN 978-965-308-548-0.

<sup>23</sup> <https://teatrnn.pl/>

<sup>24</sup> <https://teatrnn.pl/leksykon/artykuly/anna-langfus-z-d-szternfinkiel-19201966/#tworczoosc>

Anna Langfus starb an einem Herzinfarkt im Alter von 46 Jahren. Sie wurde auf dem jüdischen Friedhof in Bagnaux begraben.

Trotz Literaturpreisen und der Übersetzung ihrer Werke in fünfzehn Sprachen geriet sie ab den 1970er Jahren allmählich in Vergessenheit (heißt es in der französischen Wikipedia). In Deutschland wurde ihr Werk kaum zur Kenntnis genommen.

### Zum Buch

Die Autorin hat mehrfach betont, daß es sich bei SALZ UND SCHWEFEL nicht um eine Autobiografie handelt, sondern um einen "autobiografischen Roman"; in einem Interview findet sich der Hinweis, daß sie für dieses Buch "eine Auswahl" treffen mußte, vermutlich nicht zuletzt zum Selbstschutz, aber auch, weil die Öffentlichkeit es so genau nicht wissen wollte (oder will).<sup>25</sup> Der Roman zeigt unzählige Situationen, die nicht verarbeitet werden können mithilfe der Erfahrungen, der Empfindungen und Kriterien, der Moral, die wir für das mitmenschliche Leben gelernt und verinnerlicht haben: eine alltägliche Kette von Schmerzen und

---

Dazu gehört eine Bibliografie ihrer Werke, Artikel und sonstiger öffentlicher Präsenz der Autorin:

<https://teatrnn.pl/leksykon/artykuly/anna-langfus-bibliografia/>. – Hier eine Auflistung sämtlicher Fundstellen für Anna Langfus innerhalb des Portals: <https://teatrnn.pl/szukaj/?q=anna+langfus>

Einen kurzen Text der Autorin habe ich hieraus entnommen und im Anhang dokumentiert: *Kobieta w futrze – Eine Frau im Pelzmantel*.

Ebenfalls im Zusammenhang mit dem NN-Theater erschien 2013 eine Anna Langfus gewidmete Sonderausgabe der (polnischen) Zeitschrift SCRIPTORES (Nr. 34): <https://fbc.pionier.net.pl/details/nns3255>.

[Ein empfehlenswertes Addon zur Direktübersetzung im Browser ist TWP - Translate Web Pages]

<sup>25</sup> Während des Forums der Weltorganisation Zionistischer Frauen im Jahr 1960 hielt Anna Langfus eine Rede mit dem bezeichnenden Titel "Schrei wird nicht gedruckt". In einer Presseveröffentlichung wird daraus zitiert: Der Autor sollte die Tatsachen, die er berichtet, nicht übertreiben, sondern ihnen einen bescheidenen Platz zwischen den Worten geben, damit sie lebendig bleiben. Er muß seine eigenen Gefühle, seine eigene Empörung, seine eigene Wut im Zaum halten. Horror hat eine eigene Sprache und die menschliche Stimme wird immer zu schwach sein, um sie auszudrücken [...]. Um den Schrecken des Schicksals der Juden während des Krieges in Worte zu fassen, mußte ich ein literarisches Werk schaffen. Es war ein schwieriger Schritt [...]. Ich wollte die Wahrheit sagen, aber ich wußte, daß nicht die ganze Wahrheit gesagt werden konnte und dass ich einen Teil davon im Schatten lassen mußte." Quelle:

<https://teatrnn.pl/kalendarium/wydarzenia/konferencja-miedzynarodowa/>

Demütigungen, die es jeweils zu überleben galt – irgendwie. Manchmal zeigt sich der innere Widerstreit zwischen Lebenswille und dem tiefen Wunsch, daß dieses schreckliche Leben endlich vorbei sein solle, egal auf welche Weise.<sup>26</sup>

Literarische Gestaltung ist eine wichtige Verarbeitungsmöglichkeit traumatischer Erfahrungen. Empfindungen und Reflexionen können poetisch und in fiktiven Situationen distanzierter und dadurch oft nuancierter dargestellt und entfaltet werden als in einem in allen Einzelheiten an den tatsächlichen Abläufen orientierten Bericht.

Ein Wunder bleibt das sprachliche, literarische Niveau der Autorin, das tiefe Einblicke in menschliches Seelenleben ermöglicht: subtilste Beobachtung menschlicher Körpersprache, tiefe Einfühlung in zwischenmenschliche Situationen, die sie umsetzen kann in stimmige (theatermäßige bzw. filmische) Dramaturgie. Für existentielle Momente findet sie oft poetische Bilder.

Weiterleben unter solchen – von den deutschen Tätern (und manchen polnischen Handlangern) aufgezwungenen – Umständen, während viele Tausende von Mitmenschen, auch Verwandte, Freunde und Bekannte, sterben mußten, wurde von vielen Überlebenden der Shoah als Schuld erfahren, die nicht abgetragen werden kann – es sei denn durch den eigenen Tod: ein derartiges Empfinden wird auch bei Anna Langfus (bzw. ihrer Protagonistin) deutlich.<sup>27</sup>

Über die Realität der völkermörderischen Deutschen während der NS-Zeit enthält dieses Buch nichts, das nicht auch durch viele andere Zeugnisse bekannt wäre. Sein Wert liegt – wie jeder Bericht einer oder eines Überlebenden dieser Schrecklichkeiten – in dem Zeugnis eines Menschen, dieser jungen Frau, die – wie jeder Mensch, jedes Opfer – eine

---

<sup>26</sup> Oft flammt der Lebenswille der Protagonistin Maria wieder auf, wenn sie sich anrühren läßt von der Hilfebedürftigkeit anderer. Dann kann sie ihre eigene (im Elternhaus und beim Ehemann) erlernte kindliche Hilflosigkeit überwinden. Daß dies ein subtiler, in sich vielfach widersprüchlicher Reifeprozess sein kann, wird deutlich in der Beziehung mit Henrieta.

<sup>27</sup> Die posthume polnische Übersetzung trägt den Titel SKAZANA NA ŻYCIĘ (Zum Leben verurteilt).

Welt für sich ist und als solche wert, bewahrt zu werden in ihrem Schicksal, ihren Empfindungen. Bewahrt zu werden auch im mitmenschlichen Protest gegen solche Taten. Deshalb müssen solche Zeugnisse bewahrt und weiterhin immer wieder neu veröffentlicht werden! –

Nicht zuletzt ist das Buch ein Entwicklungsroman. Die zu Beginn noch in ihre kindlich-familiäre Geborgenheit verpuppte Protagonistin Hanka (?)<sup>28</sup> entwickelt im Verlauf der schlimmen Erfahrungen schrittweise ihren individuellen (auch emotionalen) Standort in der Welt der Erwachsenen. Mehrfach dienen Tagträume als Pfadfinder solcher Entwicklungsschritte.<sup>29</sup> Manche regressiven Momente sind zu unterscheiden von Marias während des ganzen Buches zutage tretender Fähigkeit, ihre Aufmerksamkeit in einer einigermaßen hoffnungslosen Situation auf etwas Unbedeutend-Harmloses zu richten: Momente einer gesunden Dissoziationsfähigkeit in einem sehr bedrohlichen Augenblick, in dem es jedoch weder etwas zu tun noch etwas zu überlegen gibt: die Situation muß ausgehalten werden – bis etwas sich ändert und dadurch wieder eine Chance bietet.<sup>30</sup>

Nach dem Abzug der Deutschen 1945 kommt die Protagonistin nach Warschau zurück – jedoch in ein fiktives Warschau, denn tatsächlich war

---

<sup>28</sup> Maria ist der falsche Name der Protagonistin (und auch der Autorin) während ihrer Illegalität. Ihr richtiger Vorname wird nicht genannt; wir können hier wohl von einer stillschweigenden Identität mit der Autorin Hanka/Anna ausgehen.

<sup>29</sup> Tagträume scheinen grundlegende Bedeutung in der Persönlichkeitsentfaltung der Autorin gehabt zu haben. In ihrem zweiten Roman *LES BAGAGES DE SABLE* (*Gepäck aus Sand*) sind sie tragendes Element der Handlung.

<sup>30</sup> Auf eine sehr ausgeprägte Dissoziationsfähigkeit deuten auch die erwähnte Neigung zu Tagträumen hin sowie manche Situationen und Formulierungen: *„Natürlich ist es manchmal sehr schwer. Meistens jedoch lasse ich mich gehen, wie es der Sorglosigkeit meines Alters und meiner Natur entspricht, die es mir erlaubt, mit beunruhigender Leichtigkeit von einem Gefühl in ein anderes hinüberzuwechseln.“* Oder: *„Alles hat sich nur in meinem Kopf abgespielt. Viele Dinge spielen sich jetzt nur noch in meinem Kopf ab. Ich kann laufen, ohne daß meine Füße sich bewegen, sprechen, ohne den Mund aufzumachen. Oder: „Auf der Straße habe ich wieder diesen Eindruck von Unwirklichkeit. Ich bilde mir ein, daß ich ihn mir sehr geschickt erhalte: Wenn etwas nicht wirklich erscheint, mißt man dem gleich viel weniger Bedeutung bei.“* – Möglicherweise hat sogar die Schilderung der Rückkehr nach Warschau damit zu tun; siehe hier folgend.

Auch psychogenes (dissoziatives) Fieber als Reaktion auf emotionalen Streß wird bei der Protagonistin geschildert.

die Stadt zu diesem Zeitpunkt weitgehend zerstört und menschenleer.<sup>31</sup> Daß sie gleichwohl in ihrem Buch das großstädtische Warschau mit seinen beleuchteten Schaufenstern, Cafés und belebten Straßen zeigt, läßt sich wohl nachfühlen.

Die Hanka/Maria des Buches kommt aus einem behüteten großbürgerlichen (polnisch-jüdischen) Elternhaus (mit Hausangestellten), dessen Enge in den allerersten Szenen deutlich wird; später zeigt sich, wie wenig dieses Elternhaus sie auf praktische Aufgaben vorbereitet hatte, aber auch, wie lebensfremd ihre Eltern in mancher Hinsicht gewesen zu sein scheinen. Angesichts der traumatischen Szene, als ihr Ehemann abgeführt wird, bricht sich ihr emotionales Bewußtsein einer emotionalen Erpressung durch die Familie Bahn, es kommt zum spontanen Impuls der Achtzehnjährigen, aus dieser bedrängenden (und zugleich regressiven) Geborgenheit zu fliehen. So beginnt dieser (autobiografisch fundierte) Roman mit einem geradezu kathartischen Moment; jedoch überwiegen anschließend immer wieder die alten Gewohnheiten ihres Alltagslebens, der Versuch zu leben, als ob nichts geschehen sei, sich der Geborgenheit in der Familie hinzugeben, die Kriegsrealität vor dem Haus zu verdrängen. Jedoch müssen die Wurzeln, die das Mädchen mit ihrem (bisherigen) Leben verbinden, in immer neuer Überwindung, neuem Schmerz alle einzeln gelöst werden. Und noch nach der Befreiung von den Deutschen, als sie alleine in Warschau herumirrt, erfährt sie durch einen wildfremden Mann (groß, mit tiefer Stimme, *"wie Erwachsene, wenn sie Kinder ermahnen"*): *"Ein Wunder ist geschehen: Jemand sagt mir wieder, was zu tun ist."*

---

<sup>31</sup> Als Vergeltung für den von den Deutschen niedergeschlagenen Warschauer Aufstand (August bis Oktober 1944) wurde vor allem der westliche Teil Warschaus weitgehend zerstört. Bis auf wenige Tausend Personen wurden die Einwohner Warschaus von den Deutschen bis Januar 1945 aus der Stadt vertrieben; vgl. polnische WP. Durch die sowjetische Großoffensive im Januar 1945 wurden auch östliche Bereiche Warschaus zerstört. [https://de.wikipedia.org/wiki/Zerst%C3%B6rung\\_Warschaus](https://de.wikipedia.org/wiki/Zerst%C3%B6rung_Warschaus). Laut Angabe in der polnischen WP wurden auch 65 % der Länge des städtischen Stromnetzes zerstört. vgl. [https://pl.wikipedia.org/wiki/Zburzenie\\_Warszawy](https://pl.wikipedia.org/wiki/Zburzenie_Warszawy) und [https://pl.wikipedia.org/wiki/Wyp%C4%99dzenie\\_ludno%C5%9Bci\\_Warszawy](https://pl.wikipedia.org/wiki/Wyp%C4%99dzenie_ludno%C5%9Bci_Warszawy) (Beides Abruf 21.10.23, 16:30) sowie das Buch von Władysław Szpilman: DAS WUNDERBARE ÜBERLEBEN. WARSCHAUER ERINNERUNGEN 1939-1945 (Düsseldorf 1998).

Aus ihrer grundlegenden Identität als 'Mädchen aus gutem Hause', die sich zunächst eher selbstbezogen (narzißtisch, eigennützig und sozial unempathisch) äußert, entwickelt die Icherzählerin zunehmend mitmenschliches, auch ethisches Empfinden; jetzt wird dieses Bei-sich-sein (ihre Autonomie) auch zur Überlebensressource.

Ich kenne kein Buch einer/eines jüdischen Überlebenden des nazistischen Regimes, aus dem – zwischen den Zeilen – derart präziser Haß spricht wie bei Anna Langfus. Haß gegenüber all denen, die beteiligt waren an dem Terror: Deutsche (als ursächlich Verantwortliche) und Polen (als Nutznießer und Mitschuldige). Diesem Haß entspringt es, wenn die Autorin an keiner Stelle von "Nazis" spricht, manchmal von "SS-Leuten" oder "Soldaten", meist aber von "Deutschen"; nicht von "Szmalcowniks" oder "polnischen Banditen", sondern von "Polen". Ich halte diese Verallgemeinerungen nicht nur für nachvollziehbar, sondern in dieser geschichtlichen Situation auch für angemessen: "Die" Deutschen und "die" Polen sollten eine wie auch immer subtile Verantwortlichkeit empfinden für das, was im Namen ihres Volkes und auf Grundlage einer dort virulenten Mentalität begangen wurde. Nur für derartige Impulse einer (ideellen? sozialen? metaphysischen?) Mitverantwortlichkeit macht es heutzutage noch Sinn, sich auf die eigene Zugehörigkeit zu einem "Volk" zu beziehen.<sup>32</sup> – Anna Langfus macht die Grenze ihrer haßerfüllten Verallgemeinerung deutlich, indem sie von einzelnen Deutschen wie Polen berichtet, die eine solche Mitverantwortlichkeit anerkannt haben.<sup>33</sup>

Zweifellos stellen die beiden ersten Bücher der Autorin auch einen Versuch dar, ihre Vergangenheit irgendwie zu verarbeiten. Diese innere Notwendigkeit, sprachlich anzunähern, was sich einer angemessenen sprachlichen Darstellung entzieht, wird überall deutlich in beiden Büchern. Der unabweisbare Ernst, mit dem sie sich in jedem Satz um

---

<sup>32</sup> Vgl. auch Karl Jaspers: DIE SCHULDFRAGE (Heidelberg 1946: Verlag Lambert Schneider)

<sup>33</sup> Vgl. hierzu auch die kontrovers aufgenommene Veröffentlichung von Daniel Jonah Goldhagen (HITLERS WILLIGE VOLLSTRECKER, Berlin 1996); ders. (Hrsg.): BRIEFE AN GOLDHAGEN (Berlin 1997); Julius H.Schoeps (Hrsg.): EIN VOLK VON MÖRDERN? (Hamburg 1996) sowie von Władysław Bartoszewski (Hrsg.): POLEN UND JUDEN: GEMEINSAM UNTER EINEM HIMMEL (Sonderausgabe der Warschauer Monatszeitschrift WIEŻ, 2000).

angemessenen Ausdruck bemüht, verleiht ihrer Sprache Dichte und literarische Bedeutung.

SALZ UND SCHWEFEL erscheint hier auf Grundlage der deutschen Erstausgabe (1964) als einzige deutsche Neuauflage. Die Übersetzung wurde in Kleinigkeiten sprachlich verändert.<sup>34</sup> Einige Abbildungen und Fußnoten wurden hinzugefügt.

### Juden und Polen

*"Wenn es wirklich ein Jude wäre ...", sagt er leise, "dann hätten wir seinetwegen einen Menschen niedergeschossen."* (Ein Kämpfer der Widerstandsbewegung A.K.) –

Ein Aspekt dieses romanhaften Berichts findet sich eher selten in der Literatur über die NS-Greuel. Es ist die Tatsache, daß dummer, bössartiger, gnadenloser, gegebenenfalls auch mörderischer Antisemitismus nicht nur in NS-Deutschland verbreitet war. Traditionelle religiöse und wirtschaftliche Ressentiments gegen Juden gab es vielen Ländern; auf sie konnte in Deutschland die spezielle biologisch-rassistische NS-Ideologie aufbauen. In Polen (auch in Rußland) scheint demgegenüber eine traditionelle Judenfeindschaft ("Antijudaismus", begründet in religiösen, wirtschaftlichen und politischen Vorstellungen) besonders stark ausgebreitet zu sein. Ein Grund hierfür könnte sein, daß unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg 84% aller Juden entweder in historisch polnischen Gebieten lebten oder aus Familien stammten, die hier gelebt hatten.<sup>35,36</sup> Jedoch sind zugleich unter den in Israel geehrten

---

<sup>34</sup> Einige wenige Szenen sind kolportagehaft aufgeplustert; hier habe ich sacht eingegriffen, ohne die Aussage zu reduzieren. Die Wortwahl der Übersetzerin (die sich weitgehend an der bildungsbürgerlichen Sprache in der BRD nach 1950 orientiert) sowie die von ihr gewählte Syntax wurden gelegentlich korrigiert. Auch die Eindeutschung polnischer Vornamen wurde berichtigt.

<sup>35</sup> Nach: Byron L. Sherwin, in: Władysław Bartoszewski (Hrsg.): POLEN UND JUDEN: GEMEINSAM UNTER EINEM HIMMEL (Sonderausgabe der Warschauer Monatszeitschrift WIEŻ, 2000; S.197 f.).

"Gerechten unter den Völkern"<sup>37</sup> mit Abstand die meisten Personen (7.112) polnischer Nationalität.<sup>38</sup>

Gerade die große und vielfältige Bedeutung, die die jüdische Bevölkerung in der polnischen Geschichte hatte, kann plausibel machen, daß offenbar sowohl Achtung und Hilfsbereitschaft als auch Verachtung und Antisemitismus/Antijudaismus statistisch gesehen besonders stark ausgeprägt waren bei nichtjüdischen Pol\*innen.

Daß die Armia Krajowa, die bedeutende polnische (nichtkommunistische) Widerstandsbewegung (der sich die Protagonistin – und auch die Autorin selbst – anschloß) nicht unbedingt für die jüdische Bevölkerung eingetreten ist und jüdische Mitstreiter\*innen in den eigenen Reihen oft nicht geduldet hat, scheint Tatsache zu sein. In der polnischen WP heißt es: "Der grundlegende Unterschied zwischen der AK und der GL-AL [*siehe hier in der Folge*] in Bezug auf ihre Haltung gegenüber Juden bestand darin, dass Juden in der GL unter Beibehaltung ihrer Identität funktionieren konnten, in der AK jedoch nicht. Juden befanden sich sporadisch und ausnahmsweise in den Einheiten der Heimatarmee, und selbst diese verheimlichten ihre Herkunft und verfügten über ein sogenanntes "nicht-semitisches Erscheinungsbild". Es kam sogar zu Verbrechen, die von einzelnen Einheiten gegen untergetauchte Juden begangen wurden".<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> Vgl. auch von Mikołaj Winiewski/ Dominika Bulska: Antisemitismus in Polen

(<https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/308451/antisemitismus-in-polen/>) sowie Władysław Bartoszewski: Gemeinsam unter einem Himmel, in: POLEN UND JUDEN .. (a.a.O., S. 9-27)

Hinweisen möchte ich auch auf einen bedeutenden Bildband mit Fotografien des jüdischen Fotografen Alter Kacyzne: POYLIN. EINE UNTERGEGANGENE WELT (Berlin 2000) sowie zur heutigen Situation die berührende Bildreportage von Malgorzata Niezabitowska/Tomasz Tomaszewski: DIE LETZTEN JUDEN IN POLEN (Schaffhausen/Schweiz 1987) und: [https://de.wikipedia.org/wiki/Dos\\_poylisze\\_vidntum](https://de.wikipedia.org/wiki/Dos_poylisze_vidntum).

<sup>37</sup> Gerechter unter den Völkern (hebräisch העולם אומות הסייד Chassid Umot ha-Olam) ist ein in Israel nach der Staatsgründung 1948 eingeführter Ehrentitel für nichtjüdische Einzelpersonen, die unter nationalsozialistischer Herrschaft während des Zweiten Weltkriegs ihr Leben einsetzten, um Juden vor der Ermordung zu retten.

<sup>38</sup> Deutsche Nationalität haben 638 Personen. Quelle:

[https://de.wikipedia.org/wiki/Gerechter\\_unter\\_den\\_V%C3%B6lkern#Anzahl\\_der\\_%E2%80%9EGerechten%E2%80%9C\\_nach\\_Nationalit%C3%A4ten](https://de.wikipedia.org/wiki/Gerechter_unter_den_V%C3%B6lkern#Anzahl_der_%E2%80%9EGerechten%E2%80%9C_nach_Nationalit%C3%A4ten)

<sup>39</sup> [https://pl.wikipedia.org/wiki/Armia\\_Krajowa](https://pl.wikipedia.org/wiki/Armia_Krajowa) (Abruf 4.8.23, 12:25; gekürzt, Übersetzung durch Programm)

Siehe auch: <https://www.miesiecznik.znak.com.pl/6832012z-alina-skibinska-i-dariuszem-libionka-o-ciemnej-karcie-konspiracji-i-partyzantki-rozmawia-marta-duch-dyngoszrekonstrukcja-zapomnianych-zbrodni/>  
Andererseits gab es Kooperation zwischen den Kämpfer\*innen beim Aufstand im Warschauer Ghetto und der Heimatarmee.

Verbrechen gegen Juden scheint es auch innerhalb der Gwardia Ludowa (GL) gegeben zu haben, der sog. "Volksgarde" (auch AL = Armia Ludowa), einer bewaffneten Formation der Polnischen Arbeiterpartei (PPOR), deren Aufgabe der Kampf gegen die deutschen Besatzer war. Die PPR war eine von Moskau abhängige Partei polnischer Kommunisten.<sup>40</sup>

*"Szmalcownik [ʂmal'tsɔɲnik] (deutsch Schmalzownik) wurden während der deutschen Besetzung Polens Personen genannt, die für Geld versteckte Juden ausfindig machten, sie und ihre polnischen Beschützer erpressten und/oder an die Deutschen verrieten."* – So heißt es in der deutschen Wikipedia.<sup>41</sup> Bei der Internetrecherche fiel mir auf, daß der Begriff durchgängig genutzt wird für Personen, die untergetauchte Juden/Jüdinnen mit der Drohung der Denunziation erpressen<sup>42</sup> – also ein Verbrechen, von dem wir uns bei der Lektüre leicht distanzieren können: jemand wendet Gewalt an, um Geld oder andere materiellen Vorteile zu erzwingen: *Pfui!* Anna Langfus beschreibt dagegen – ergreifend nuanciert – Schandtaten gegen die Menschlichkeit, in denen eher individuelle narzißtische Momente (einschließlich der entsprechenden Rhetorik) im Vordergrund stehen. Dieser Aspekt rührt tiefer an verdrängte seelische Bedürfnisse bei vielen Menschen (wie sie im konventionellen Alltagsleben meist nur im Umgang mit Haushunden oder eigenen Kindern befriedigt werden können).<sup>43</sup> Möglicherweise führte auch dies zum Widerwillen der polnischen Öffentlichkeit, sich mit Langfus' Zeugnis auseinanderzusetzen.

---

<sup>40</sup> [https://pl.wikipedia.org/wiki/Gwardia\\_Ludowa#Przest%C4%99pstwa\\_oddzia%C5%82%C3%B3w\\_GL](https://pl.wikipedia.org/wiki/Gwardia_Ludowa#Przest%C4%99pstwa_oddzia%C5%82%C3%B3w_GL)

<sup>41</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Szmalcownik> (Abruf 16.8.23, 17:20)

<sup>42</sup> So auch in der polnischen Wikipedia: <https://pl.wikipedia.org/wiki/Szmalcownik> (Abruf 16.8.23, 17:25) – Dort wird auch eine Amnestie der polnischen Staates erwähnt (1956) für Szmalcowniks, deren Opfer nicht das Leben verloren haben.

<sup>43</sup> Übrigens verschleiert auch die in Polen zur Grundlage von Strafverfolgung (durch die Untergrundbewegung bzw. nach 1945 durch die reguläre Regierung) gewordene Interpretation der Szmalcowniks als NS-Kollaborateure diesen Aspekt der Wahrheit. (Natürlich lassen sich derartige charakterliche Defizite nicht strafrechtlich ahnen; jedoch wollte ich dieses Moment der Wahrheit hier würdigen.)

Hier geht es nicht um die Relativierung der Schuld von NS-Deutschen, sondern darum, das menschliche Potential für Bösartigkeit gegen andere Menschen (und Menschengruppen) zu offenbaren, wo es sich findet – nicht nur bei den eigenen "Feinden". Wir Menschen haben dieses Potential in uns; es hat nichts mit einzelnen Nationen, Hautfarben oder politischen Systemen zu tun. Überall und immer sollten wir aufmerksam sein für die zehntausendköpfige Hydra der bösartigen Impulse, Tendenzen und Kompensationsformen in uns Menschen. "Trägheit des Herzens" als Keim von Bösartigkeit versteckt sich nicht selten sogar innerhalb von Impulsen von Hilfsbereitschaft und Mitgefühl, die durchaus authentisch sein können.<sup>44</sup>

Von daher macht es durchaus Sinn, immer neu solche Zeugnisse zu veröffentlichen, sie gegebenenfalls auszugraben und neu herauszugeben. Es ist nötig, weil wir all das so schnell vergessen: die Schrecklichkeiten der Nazis wie der sowjetischen Stalinisten, die Völkermorde in Afrika und Osteuropa und Asien, aber auch die Hexenverbrennungen durch die katholische Kirche und die Ausrottung der Urbevölkerung in Südamerika, in Nordamerika, die terroristische Segregation der Schwarzen in den USA und Südafrika ... all das und vieles mehr wird in aller Selbstverständlichkeit zur Fußnote eines einäugigen Geschichtsverständnisses! Die kulturellen und zivilisatorischen Leistungen, der "Fortschritt" – das ist nur die eine Seite der Menschheitsgeschichte:

---

<sup>44</sup> Siehe im vorliegenden Buch die Selbstdarstellung der Schwester des Priesters in der Kirche im Warschauer Ghetto. (Beide Personen sind wohl fiktiv; der historische Priester der Allerheiligenkirche, Pater Marcel Godlewski, war bereits seit 1915 an dieser Kirche. Er hat während der Ghettozeit Pässe gefälscht, um Juden/Jüdinnen die Flucht zu ermöglichen; in Bozewo war er offenbar nie.) – Oder wenn die Protagonistin (und in dem Fall wohl tatsächlich die Autorin) aus der Assoziation mit Jesus und Maria Magdalena reflektiert: "Ich vermute, draußen an den Mauern gibt es allzuvielen, die mit dem Tod rangen, ohne daß auch nur eine Hure ihnen Mitleid bezeugte." – Auch solche Regungen ("nur eine Hure"), halb unbewußt übernommen als konventionelle Abstufung menschlicher Regungen, sind Keime für die letztlich auch mörderisch endende Unmenschlichkeit in uns Menschen. Theodor W. Adorno schreibt in seiner MINIMA MORALIA: "Es gibt nichts Harmloses mehr. (...) Das Zufallsgespräch mit dem Mann in der Eisenbahn, dem man, damit es nicht zu einem Streit kommt, auf ein paar Sätze zustimmt, von denen man weiß, daß sie schließlich auf den Mord hinauslaufen müssen, ist schon ein Stück Verrat."

*"Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm."*

WALTER BENJAMIN: Über den Begriff der Geschichte (1940)

Mondrian Graf v. Lüttichau

Anhang**Anna Langfus:  
Kobieta w futrze – Eine Frau im Pelzmantel<sup>45</sup>**

"Pierwsze oblicze śmierci ofiarowane mi przez wojnę było wzruszająco piękne. Oblicze to mieszało się z obliczem miłości – miłości, przez którą wszystko staje się proste i naturalne, przez którą śmierć staje się prosta i naturalna.

Tego dnia, pod koniec zimy – było to w 1941 roku [właśc. 1942 - przyp. red.] – przechadzałam się po polach otaczających nasze miasto. Weszłam na niewielkie wzgórze i oglądałam stamtąd ziemię uśpioną pod niskim niebem, do którego ociężałe gawrony daremnie próbowały dolecieć. To samo niebo, te same gawrony, tę samą ziemię, które widziałam każdej zimy.

---

<sup>45</sup> Auszug aus Anna Langfus' letztem Text, den sie auf der Grundlage eines Interviews verfaßt hat, das sie 1962 der ORTF (Französische Rundfunkbehörde) gegeben hatte. Veröffentlicht 1971 in einer Sonderausgabe von *L'Arche* mit dem Titel *Judaïsme et littérature*. Übersetzung aus dem Französischen ins Polnische: Hanna Abramowicz.

Der Text gehört zu Erinnerungsfragmenten im Zusammenhang mit der Auflösung eines Waisenhauses für jüdische Kinder in Lublin an der Ul. Grodzka 11. – Während der Auflösung des Ghettos in Podzamcze wurden die Kinder und ihre Kindermädchen aus dem Waisenhaus im März 1942 in eine stillgelegte Sandmine gebracht und dort von der deutschen Polizei erschossen. Quelle:

<https://teatrnn.pl/leksykon/artykuly/ochronka-zydowska-swiadectwa-pisane/#kobieta-w-futrze-anna-langfus>

Der Text wurde durch Übersetzungsprogramm (TWF - Translate Web Pages) ins Deutsche übertragen, sicher sehr unvollkommen. So soll die polnische Version dabeistehen.

W oddali pojawiła się jakaś grupa, a jakiś czas potem, gdy była już bliżej, dostrzegłam dzieci w parach. Obok nich szła kobieta w futrze, a towarzyszyli im esesmani z karabinami w rękach. Byli jeszcze daleko, gdy zatrzymali się – wiatr nie donosił do mnie żadnego odgłosu. Wszystko działo się bardzo szybko, jak w niemym filmie.

Kobieta ustawiła dzieci wzdłuż rowu, który musiał być wcześniej przygotowany. Podchodziła od jednego dziecka do drugiego, podnosiła kołnierze, poprawiała wełniane czapki. Dzieci podały sobie ręce. Chodziła przed nimi tam i z powrotem, żwawa, szybka, i chociaż nie mogłam dostrzec jej twarzy, wydawała się radosna. Odgadywałam, że cały czas coś mówi. Esesmani też się ustawili, w pewnej odległości. Wtedy kobieta zrobiła ostatnie okrążenie i zobaczyłam, jak nad każdym dzieckiem się pochylała. Potem stanęła na jednym z końców szeregu. Rozpięła futro i gestem, którego nigdy nie zapomnę, opuściła je do stóp. Wydawała się teraz mniejsza, zbliżona do tych dzieci. Wzięła za rękę ostatnie dziecko w szeregu. Długo, bardzo długo, widziałam, jak grzecznie stoją, równiutko, a oni byli już w rowie, jedni na drugich, pomieszani, nadal widziałam, jak podają sobie ręce, jak gdyby czekali na sygnał do zabawy. Później dowiedziałam się, że byłam świadkiem egzekucji żydowskiego sierocińca. Kobieta w futrze, zajmująca się sierotami, odmówiła rozłąki z dziećmi.

Oczywiście potem widziałam spektakle jeszcze okropniejsze, sama też zajęłam miejsce w szeregu tych, których miano rozstrzelać, byłam świadkiem śmierci moich bliskich. Są to jednak rzeczy, o których mówi się z trudem. Są to rzeczy, o których należy mówić z dyskrecją, ze skromnością. I niczego nie można opisać, naprawdę, nie można nic prawdziwie opisać".



*Gedenken am Ort der Hinrichtung der Kinder aus dem Waisenhaus und ihrer Betreuer*

## Anna Langfus: Die Frau im Pelzmantel

Das erste Gesicht des Todes, das mir der Krieg schenkte, war rührend schön. Dieses Gesicht vermischte sich mit dem Gesicht der Liebe – der Liebe, die alles einfach und natürlich macht, der Liebe, die den Tod einfach und natürlich macht.

An diesem Tag, am Ende des Winters – es war im Jahr 1941<sup>46</sup> - Ich ging auf den Feldern rund um unsere Stadt spazieren. Ich kletterte auf einen kleinen Hügel und sah von dort aus zu, wie die Erde unter einem niedrigen Himmel schlief, zu dem die schwerfälligen Krähen vergeblich zu fliegen versuchten. Der gleiche Himmel, die gleichen Türme, das gleiche Land, das ich jeden Winter sah.

In der Ferne tauchte eine Gruppe auf, und einige Zeit später, als sie näher kam, sah ich paarweise Kinder. Neben ihnen ging eine Frau im Pelzmantel, begleitet von SS-Männern mit Gewehren in der Hand. Sie waren noch weit weg, als sie anhielten – der Wind trug mir kein Geräusch zu. Alles ging sehr schnell, wie in einem Stummfilm.

Die Frau stellte die Kinder entlang eines Grabens auf, der vorher vorbereitet worden sein mußte. Sie ging von Kind zu Kind, erhöhte Kragen, paßte Wollmützen an. Die Kinder schüttelten sich die Hände. Sie ging vor ihnen hin und her, flink und beschwingt, und obwohl ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, schien sie glücklich zu sein. Ich vermute, daß sie die ganze Zeit redete. Die SS-Männer positionierten sich auf Distanz. Dann machte die Frau die letzte Runde und ich sah, wie sie sich über jedes Kind beugte. Dann stand sie an einem Ende der Schlange. Sie knöpfte

---

<sup>46</sup> Es war 1942. - Anmerkung der polnischen Redaktion

ihren Pelzmantel auf und legte ihn mit einer Geste, die ich nie vergessen werde, auf ihre Füße. Sie wirkte jetzt kleiner und noch näher an diesen Kindern. Sie nahm die Hand des letzten Kindes in der Reihe. Lange, lange Zeit sah ich sie wohlgezogen und ruhig stehen, – und sie lagen schon im Graben, einer über dem anderen, durcheinander, ich sah sie noch immer die Hände schütteln, als warteten sie auf ein Signal zum Spiel. Später erfuhr ich, daß ich Zeuge der Hinrichtung eines jüdischen Waisenhauses gewesen war. Die Frau im Pelzmantel, die diese Waisenkinder betreute, hatte sich geweigert, von ihnen getrennt zu werden.

Ich sah später noch Schrecklicheres, auch ich stand in die Reihe derer, die erschossen werden sollten, ich wurde Zeuge des Todes meiner Lieben. Es sind jedoch Dinge, über die man nur schwer sprechen kann. Dies sind Dinge, die mit Diskretion und Bescheidenheit besprochen werden sollten. Und nichts kann wirklich beschrieben werden, nichts kann wirklich beschrieben werden.



## POLEN UND JUDEN

### Literaturempfehlungen<sup>47</sup>

- Władysław Bartoszewski: Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. Zeugenbericht eines Christen** (Frankfurt/M. 1983)
- Ders. (Hrsg.): Polen und Juden: Gemeinsam unter einem Himmel** (Sonderausgabe der Warschauer Monatszeitschrift WIEŻ, 2000)
- Janina Bauman: Als Mädchen im Warschauer Ghetto. Ein Überlebensbericht** (München 1986)
- Louis Begley: Lügen in Zeiten des Kriegs (Frankfurt/M. 1994)
- Stanisław Benski: Natan Glycynders Lachen. Geschichten nach dem Warschauer Getto** (Berlin/DDR 1986); Neuauflage Berlin 2015: A+C online)
- Witold Beres / Krzysztof Burnetko: Marek Edelman erzählt** (Berlin 2009)
- Halina Birenbaum: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Aufbruch in die Vergangenheit (Verlag Staatliches Museum in Oświęcim, 1993)
- Adina Blady Szwajgier: Die Erinnerung verläßt mich nie. Das Kinderkrankenhaus im Warschauer Ghetto und der jüdische Widerstand** (München 1993)
- Tadeusz Borowski: Bei uns in Auschwitz (Frankfurt/M. 2006)
- Ann Charney: In Dobryd. Eine polnische Kindheit (Frankfurt/M. 1996)
- Janina David: Ein Stück Himmel / Ein Stück Erde / Ein Stück Fremde (diverse Ausgaben, auch als Einzelbände)
- Ida Fink: Die Reise (München 1991)
- Marian Fuks / Zygmunt Hoffman (u.a.) (Hrsg.): Polnische Juden. Geschichte und Kultur (Verlag Interpress, Warszawa, o.J. [1986])
- Bernard Goldstein: Die Sterne sind Zeugen** (Hamburg 1950)
- Alter Kacyzne: POYLN. Eine untergegangene jüdische Welt** (Berlin 2000)
- Chaim A. Kaplan: Buch der Agonie. Warschauer Tagebuch** (Frankfurt/M. 1967)
- Hanna Krall: Dem Herrgott zuvorkommen (Berlin/DDR 1979)
- Kuno Kruse: Dolores & Imperio. Die drei Leben des Sylvan Rubinstein (Köln 2000)

<sup>47</sup> Ich gebe die mir vorliegenden Ausgaben an. Eventuelle andere Ausgaben wurden nicht berücksichtigt. Beim Verlag vergriffene Bücher sind zumeist relativ preiswert bei den online-Antiquariaten erhältlich. Fettgedruckt wurden Titel, auf die ich besonders hinweisen möchte. (MvL)

- Dan Kurzman: Der Aufstand. Die letzten Tage des Warschauer Ghettos (München 1981)
- Edith Laudowicz: Widerstand der Frauen im Warschauer Ghetto** (Anhang zu Zivia Lubetkin, Neuausgabe 2019, hier folgend)
- Zivia Lubetkin: Die letzten Tage des Warschauer Ghettos** (Berlin 1949); Neuausgabe Berlin 2019 (A+C online), erweitert um den Beitrag von Edith Laudowicz, siehe dort.
- Bernard Mark: Der Aufstand im Warschauer Getto. Entstehung und Verlauf (Berlin/DDR 1957)
- Malgorzata Niezabitowska / Tomasz Tomaszewski: Die letzten Juden in Polen** (Schaffhausen/Schweiz 1987)
- Walther Petri (Hrsg.): Das Tagebuch des Dawid Rubinowicz (Frankfurt/M. 1960) (in anderer Übersetzung: Berlin/DDR 1985)
- Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben (Stuttgart 1999)
- Teofila Reich-Ranicki / Hanna Krall: Es war der letzte Augenblick. Leben im Warschauer Ghetto. Aquarelle und Texte (Stuttgart 2000)
- Gilles Rozier: Im Palast der Erinnerung (Berlin 2012)
- Sh. M. Rubin: Die Familie (Buch 1: Totschlag; Buch 2: Mord) (Berlin 2023: A+C online)
- Günther Schwarberg: Das Ghetto. Spaziergang in die Hölle (Göttingen 1989)
- Andrzej Szczypiorski: Die schöne Frau Seidenman** (Zürich 1988)
- Władysław Szpilman: Das wunderbare Überleben. Warschauer Erinnerungen 1939-1945** (Düsseldorf 1998)
- Nechama Tec: Eine Art Leben. Eine jüdische Kindheit im besetzten Polen (Hamburg 1998)
- Roman Vishniac: Wo Menschen und Bücher lebten. Bilder aus der ostjüdischen Vergangenheit (München 1993)
- Roman Vishniac: Verschwundene Welt (München 1996)
- Andrzej Wirth (Hrsg.): "Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr" – Strop-Bericht (Darmstadt 1960)
- Karin Wolff (Hrsg.): HIOB 1943. Ein Requiem für das Warschauer Getto** (Berlin/DDR 1983)
- Moshe Zalcman: Als Moshe Kommunist war. Die Lebensgeschichte eines jüdischen Arbeiters in Polen und der Sowjetunion unter Stalin (Darmstadt 1982); erweiterte Neuausgabe unter dem Titel: Als jüdischer Arbeiter in Polen und im stalinistischen GULAG (Leipzig/Berlin 2022: A+C online)